This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

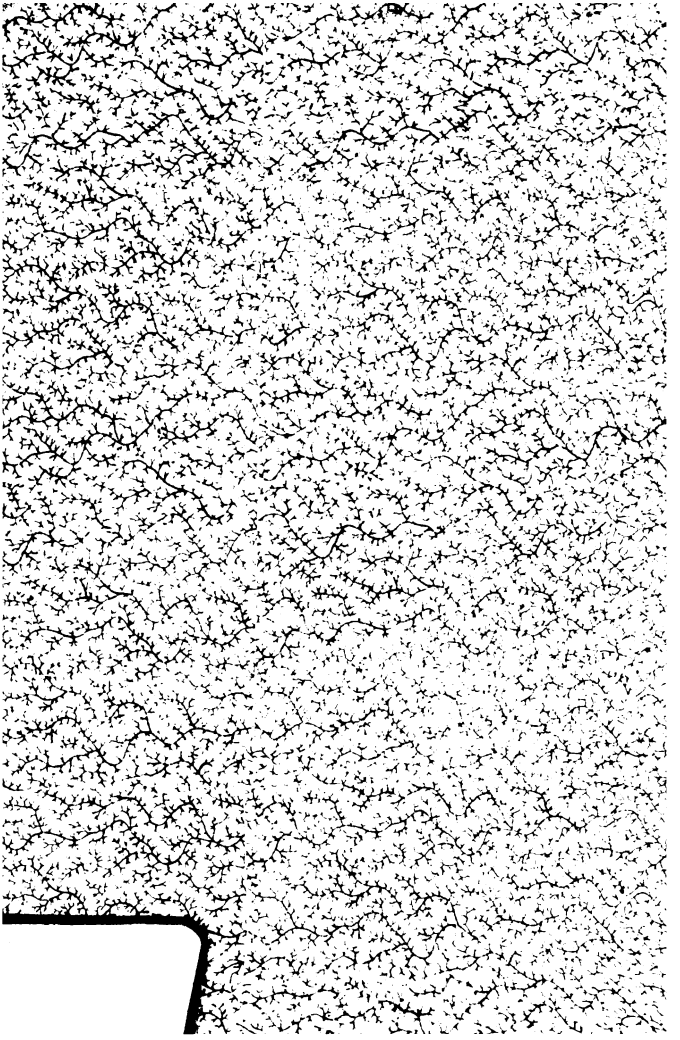
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

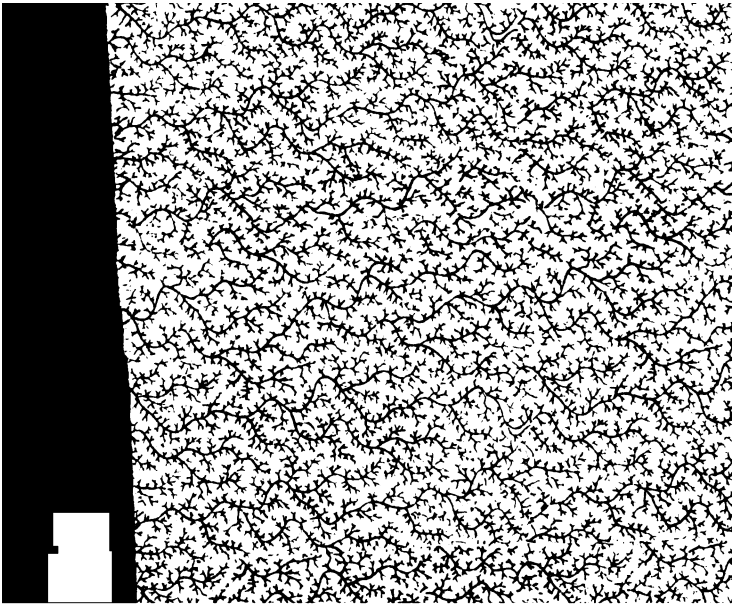
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

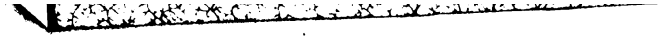
Über Google Buchsuche

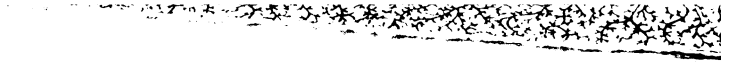
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07496052 1

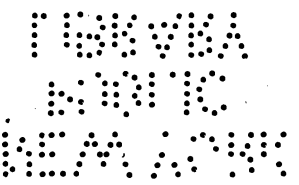








NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY



C. M. Wielands

ſämmtliche Werke.

Fünfunddreißigſter Band.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göſchen.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
524926
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R ... 1911

Vermiſchte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göſchen.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
524[illegible]6
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911

106

Inhalt.

35-36
G 830
W

B.

1. Le Barbiers Kupfer zu Geßners Werken.
2. Der Belialsproceß.
3. Bibliothek des Marquis de Paulmy.
4. Bibliothek der Romane.
5. Blondel und Richard Löwenherz.
6. Bolduci.
7. Borussias von Jenisch.
8. Brants Narrenschiff nnd Geilers Weltspiegel.
9. Frau von Buchwald.

C.

1. Der Chor in der Tragödie.
2. Cicero.
3. Charlotte Corday.
4. Cordière, la belle, ſ. Labé.
5. Cousine, la, ſ. Guillet.
6. Die Cyklopenphiloſophie und das Cyklopenrecht in Nuce.

D.

1. Demetrius.
2. Demokritus von Abdera.
3. Diagoras der Melier.

E.

1. Enthusiasmus und Schwärmerei.
2. Erasmus von Rotterdam.
3. Eukleria, s. Schurmann.
4. Euripides.
   a. Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.
   b. Ueber des Euripides Alcestis.
   c. Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.
   d. Einzelne Bemerkungen.

F.

1. Jacob le Fevre von Etables.
2. Johann Fihard.
3. Fracastor.

G.

1. Galiani.
2. Angelinus Gazey.
3. Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg.
4. *Anne Mallet de Graville.*

5. Griechen.
6. Pernette du Guillet.

H.

1. Haller.
2. Heloiſe.
3. Hermes. Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen
4. Homer. Ob er ein Baſtard geweſen?
5. Horaz.
6. Ulrich von Hutten.

I.

1. Jeſuiten. Ein Wort für dieſelben.
2. Joinville.
3. Iſokrates.

K.

Kritiker.

L.

1. Loyſe Labé.
2. Linguet. Deſſen Annalen und Lavaters phyſiognomiſche Fragmente
3. Juſtinus Lipſius.
4. Lucian von Samoſata.
5. Lucius von Paträ.
6. Lucretius.
7. Luſſan.

M.

1. Macchiavelli.
2. Mäcenas.
3. Mährchen.
4. Magnetismus.
5. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin.
6. Vom heiligen Martin.
7. Mauren, eine kritische Kleinigkeit.
8. Merlin der Zauberer.
9. Moral der Natur.
10. Juliane Morell.
11. Thomas Morus.

Miſcellaneen.

B.

1.

Le Barbiers Kupfer

zu der neuen prächtigen Ausgabe der Geßner'schen Werke, von Huber ins Französische übersetzt. *)

Inwiefern Herr le Barbier die Lobsprüche verdiene, die ihm das Journal de Paris über die sinnreiche und geschmackvolle Composition und sehr fleißige Ausführung dieser Blätter (der ersten Lieferung) macht, überlassen wir Kennern und Künstlern zu entscheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferstecher in ihrem althergebrachten Rechte, Sujets zu Gemälden und Kupferstichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünschen wir, daß sie nie aus der Acht lassen möchten, was sie selbst am besten wissen sollten — daß sehr oft, was in dem Dichter ein sehr herrliches poetisches Gemälde ist, durch die pittoreske Be-

*) Oeuvres de Gessner, avec de très belles Gravures, d'après M. le Barbier, Peintre *du Roi*, erschienen in 15 Lieferungen mit *74 Kupfern.*

handlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird; und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeiten will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemalt hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat, und mit seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vorbildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht so gut malen konnte, als der Künstler. Von dieser letzten Art ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlass'nen Olympia, zum 10ten Gesang des Orlando Furioso, zu dem Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

Che debbo far? che poss' io far qui sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola? *)

Die Künstler, Cipriano und Bartolozzi, ließen sich zwar nicht einfallen im Ausdruck des Affects mit dem Dichter ringen zu wollen; denn dieß ist gerade wo der Dichter triumphirt: aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichter seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vor die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand, in Einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkung hervorzubringen als Ariosto mit seiner ganzen langen, wiewohl in ihrer Art sehr schönen, Recension der Schönheiten der Olympia in der 67sten bis 72sten Stanze des eilften Gesanges. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um den Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

*) Was soll ich thun? was kann ich, so allein?
Wer gibt mir Hülf' und Trost in meiner Pein?

Streckfuß.

Io non credo che mai Bireno nudo
Vedesse quel bel corpo, ch' io son certo
Che stato non saria mai cosi crudo
Che l'avesse lasciata in quel deserto. *)

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer ſagt: „ſüßer iſt mir dein Kuß als Honig, ſo lieblich rauſcht mir nicht der Bach," ein Kupfer vonnöthen haben, oder werth ſeyn ſollte, oder wie es der Künſtler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber ſagt, wie ſüß ihr ſein Kuß ſey — oder wie der Hirt Daphnis daſtehen und ausſehen, und wie er die Meiſe (die der Kupferſtecher ſchwerlich für eine Meiſe wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu ſagen: wie wird ſie dich pflegen, weil du von mir kömmſt! — Kurz, wie Chodowiecky ſelbſt, ſo ein großer Meiſter in der Kunſt kleinen Figuren eine beſtimmte Bedeutung zu geben er iſt, dergleichen zarte leichtſchwebende Nuancen ſanfter Empfindungen aus einem idealiſchen Arkadien auf eine unzweideutige Art ſichtbar machen könnte — dieß, ich geſtehe es, geht über meinen Begriff; und Herr le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren ſollte.

Indeſſen muß man geſtehen, daß dieß ſelbſt in den koſtbarſten Kupferwerken dieſer Art faſt immer der Fall iſt. Es ſcheint aber auch daß die Liebhaber von dergleichen ſchönen Ausgaben ihre Forderung an die Künſtler nicht ſo hoch ſpannen. Sie ſind doch wenigſtens ein Artikel mehr in dem

*) Nie hatte wohl Biren ſie nackt erblickt,
Er hätte nimmer ſonſt ſich von ihr trennen,
Und nie unmenſchlich grauſam und verrückt
In *jener Wüſte ſie verlaſſen* können.

aufs äußerſte getriebnen Luxus unſrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für ſich betrachtet, mit Verſtand componirt, gut gezeichnet und mit Geſchmack ausgeführt ſind (wiewohl man auch hierin oft mit weniger vorlieb nimmt), ſo iſt der Liebhaber ſchon zufrieden. Warum ſollte es alſo der Kunſtrichter, deſſen Stimme in Modeſachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch ſeyn? Denn, wenn er den Leuten auch noch ſo ſcharf bewieſe, daß die beſten Dichter gerade die ſind, die der Kupfer am wenigſten nöthig haben — was geht dieß den Liebhaber an? Wer will jemanden wehren, ſeinen Häring mit Salz zu eſſen, wenn er Luſt dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das ſind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder koſtbar gemalten Anfangsbuchſtaben und übrigen Zierrathen, Schnörkel und Grotesken waren: warum ſollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieſer Weg, ihren Ueberfluß dem induſtriöſen Theil der Nation zufließen zu laſſen, offen erhalten werden? Die unerſchöpfliche Erfindſamkeit und unermüdete Geſchäftigkeit der letztern, um die eingebildeten Bedürfniſſe der erſtern zu befriedigen und täglich zu vermehren, iſt doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit geſteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von deſſen beſtändigem Umwälzen das Leben der politiſchen Körper abhängt.

2.

Der Belialsproceß.

Unter den ſeltſamſten Producten der finſtern Zeiten und *denjenigen die* den Geiſt derſelben am ſtärkſten charakteriſiren,

gehört eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premier-Minister, der sich über die Dame mokirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ei, Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark daß sie mich zu Boden rennten?" — Ach das glaub' ich wohl, Madame, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus. *) — Bei allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsproceß, jemals eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von Einigen Jacobus de Ancharano, von Andern Jacobus de Theramo genannt. Er qualificirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa (unweit Neapel), wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt, außer Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das *Falsche, Schiefe* und Unrichtige, das ihm einen *bösen Namen gemacht hat*, Schaden thun könnte.

Abruzzo Ultra, wurde ehmals auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Theramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482.*) Es existirte aber um diese Zeit schon eine Deutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 **) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „in dem Nahmen der allmächtigen und ungeteylten Triváltikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mág pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Gott für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w." ***)

Der Verfasser der Französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doctor der Sorbonne, Namens Peter Ferget;

*) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit. L. IX. p. 7.

**) Fabricius l. c. gibt das Jahr 1493 an.

***) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehmals in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was wir davon angezogen ist aus der Parte II. *Bibl. Schwarz. Sive* Catalogo etc. p. 129 genommen.

der Herausgeber der Mélanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Auguſtiner-Ordens. Seine Ueberſetzung erſchien, nach jenem im Jahr 1585, nach dieſem im Jahr 1482 zu Lyon, und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie iſt, wie die Deutſche, mit Holzſchnitten geziert, welche in ſehr poſſierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darſtellen. Man ſieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger Franzöſiſcher Weiſe gekleidet. Salomon iſt Oberrichter, und Moſes der Sachwalter auf Seiten Chriſti. Der Teufel, als Kläger, fühlt ſich in der Chicane ſtark genug um ſeine Sache ſelbſt vorzutragen. David, Jeſaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebſt mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunſten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt ſich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in Possessorio und Petitorio geführt; endlich ſpricht Richter Salomon zu Gunſten des Beklagten. Aber der böſe Widerſacher hat die Unverſchämtheit an den höchſten Richter zu appelliren. Da dieß kein andrer als Gott Vater ſelbſt ſeyn kann, ſo ſcheint der Umſtand, daß derſelbe ſo nahe mit ſeinem Gegentheil verwandt iſt, anfangs einige Schwierigkeiten zu machen. Belial unterſteht ſich zwar nicht, Gott Vater deßwegen geradezu zu perhorreſciren; jedoch ſchlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Ariſtoteles wird auf Seiten Chriſti, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jeſaias, um den Ausſchlag zu geben, von beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Koſten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anſtiften des hölliſchen Wurms *interveniendo* eingekommen waren, fallen in die

gleiche Verdammniß; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die von diesem abenteuerlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der Deutsche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saroferrato Proceß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, insofern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; **) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehmals die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammendrückten; so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgut der Menschheit noch immer so viel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann: daß sie, nach ihrer

*) Fabricius l. c. Catalog. Biblioth. Bodlej. p. 27.

**) *Bartolus* starb im Jahre 1356, also dreißig Jahre zuvor, ehe der *Kanonikus von* Teramo mit seinem Bellais-Proceß fertig war.

Vorſtellungsart (die ſich auf ihre Lage und Bedürfniſſe gründete) immer eben ſo gute Urſache etwas zu thun oder zu laſſen, etwas hochzuſchätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menſchen in den aufgeklärteſten Zeiten nach ihren Bedürfniſſen und ihrer Weiſe. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns ſo abgeſchmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich intereſſant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für ſie wirklich intereſſant und lehrreich geweſen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der ſich nicht gerne die Mühe nimmt, ſich ſolche Fragen ſelbſt zu beantworten.

Das war ſehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetiſcher Compoſition, eine nach damaliger Weiſe ſinnreiche Art von Einkleidung der Chriſtlichen Glaubenslehre, welche für das äußerſt unwiſſende Volk einen deſto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es ſo lange faſt allein auf Mirakel und Marterbücher, mechaniſche Gebetsformeln, und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und myſtiſchen Vorbildungen überladenen Gottesdienſtes eingeſchränkt geweſen war. Man weiß, wie ſehr die ſogenannten Myſterien, oder religiöſe Schauſpiele von Erſchaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Chriſti u. ſ. w. in dieſen Zeiten durch die ganze Chriſtenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieſer Art, aber von einer reichern Compoſition, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieſes Schlages. Ich denke aber es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Juſtizverfaſſung dieſer Zeiten lag. Denn da das Römiſche Recht damals in Deutſchland und Frankreich je mehr

und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

3.

Bibliothek des Marquis de Paulmy.

1780.

Der Marquis de Paulmy, ehmaliger Französischer Staatsminister, *) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen, und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebener Hefte

*) Gest. 1787.

von seiner eigenen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sey. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Herrn d'Orville's Versicherung, der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus; und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm, bei bloßer Auswahl des Besten, Materialien genug dar, 24 große Octavbände anzufüllen. *)

Der erste Band oder der Buchstabe A. dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Herrn Marquis von P. an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Cursus der Geschichte in Französischer Sprache zu machen; nebst zwo Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studium der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der

*) André Guillaume Contant d'Orville, der als homme de lettres zu Paris lebte, gab heraus: Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, T. 1—60. *1779—87.* 8. S. Ersch, gelehrtes Frankreich, *d'Orville.*

gleiche Verdammniß; ja es würde ſelbſt den chriſtlichen Sündern von allen Ständen nicht viel beſſer ergangen ſeyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine ſehr ernſtliche Fürbitte für ſie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Ueberſetzungen, die von dieſem abenteuerlichen Buche gemacht worden, iſt als ein Beweis der großen Achtung, worin es ſtand, anzuſehen, daß der Deutſche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zuſätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saroferrato Proceß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jeſus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieſes Werk des Fürſten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu ſeiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, inſofern die Idee einer ſolchen Erfindung Ehre machen kann, iſt jener als Erfinder, dieſer bloß als Nachahmer zu betrachten; **) wiewohl der Nachahmer ſowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung ſein Urbild zu verdunkeln geſucht hat.

So finſter ehmals die Zeiten ſeyn mochten, d. i. ſo groß die Unwiſſenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und ſo ſehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfaſſung den Menſchenverſtand dieſer guten Leute zuſammendrückten; ſo blieb ihnen doch von dieſem unverlierbaren Erbgut der Menſchheit noch immer ſo viel übrig, daß man mit beſtem Fug annehmen kann: daß ſie, nach ihrer

*) Fabricius l. c. Catalog. Biblioth. Bodlej. p. 27.

**) Bartolus ſtarb im Jahre 1356, alſo dreißig Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit ſeinem Beltals-Proceß fertig war.

Vorſtellungsart (die ſich auf ihre Lage und Bedürfniſſe gründete) immer eben ſo gute Urſache etwas zu thun oder zu laſſen, etwas hochzuſchätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menſchen in den aufgeklärteſten Zeiten nach ihren Bedürfniſſen und ihrer Weiſe. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns ſo abgeſchmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich intereſſant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für ſie wirklich intereſſant und lehrreich geweſen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der ſich nicht gerne die Mühe nimmt, ſich ſolche Fragen ſelbſt zu beantworten.

Das war ſehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetiſcher Compoſition, eine nach damaliger Weiſe ſinnreiche Art von Einkleidung der Chriſtlichen Glaubenslehre, welche für das äußerſt unwiſſende Volk einen deſto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es ſo lange faſt allein auf Mirakel und Marterbücher, mechaniſche Gebetsformeln, und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und myſtiſchen Vorbildungen überladenen Gottesdienſtes eingeſchränkt geweſen war. Man weiß, wie ſehr die ſogenannten Myſterien, oder religiöſe Schauſpiele von Erſchaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Chriſti u. ſ. w. in dieſen Zeiten durch die ganze Chriſtenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieſer Art, aber von einer reichern Compoſition, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieſes Schlages. Ich denke aber es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Juſtizverfaſſung dieſer Zeiten lag. Denn da das Römiſche Recht damals in Deutſchland und Frankreich je mehr

und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

3.

Bibliothek des Marquis de Paulmy.

1780.

Der Marquis de Paulmy, ehmaliger Französischer Staatsminister, *) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Bücherſammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen, und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in seinen Bücherſälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebener Hefte

*) Gest. 1787.

von seiner eigenen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sey. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Herrn d'Orville's Versicherung, der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus; und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm, bei bloßer Auswahl des Besten, Materialien genug dar, 24 große Octavbände anzufüllen. *)

Der erste Band oder der Buchstabe A. dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Herrn Marquis von P. an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Cursus der Geschichte in Französischer Sprache zu machen; nebst zwo Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studium der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der

*) André Guillaume Contant d'Orville, der als homme de lettres zu Paris lebte, gab heraus: Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, T. 1—60. 1779—87. 8. S. Erich, gelehrtes Frankreich, d'Orville.

fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die hiſtoriſchen Fächer ausfüllen, durchzuleſen; zumal die gute Dame die Lebenslänge der Cumäiſchen Sibylle nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und ſich alsdann gleichwohl noch ein neues Leben à conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer ſo ſauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen: aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weiſe der meiſten gens du monde und beſonders der Damen, alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzuleſen, und ſich dann einzubilden, daß ihnen dieß nun ein vollſtändiges Recht gebe, von Geographie und Weltgeſchichte, vom Urſprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten und Gebräuchen u. ſ. w. in Geſellſchaften mit entſcheidendem Ton zu ſprechen, und ſich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntniſſe und Einſichten zu ſetzen. Er gibt alſo ſeiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der ſie ſicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts leiten könne, ſondern nennt und charakteriſirt ihr auch, der Ordnung nach, alle die allgemeinen und beſondern hiſtoriſchen Werke, Memoiren, Lebensbeſchreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geſchichtskunde, und von allen Völkern und Zeiten, welche ſie wirklich leſen ſoll. Dieſe machen nun freilich nur eine mäßige Lecture aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglot du Fresnoy in ſeiner Méthode pour étudier l'Histoire (wiewohl nicht den Damen) vorſchlägt: gleichwohl beträgt dieß Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke, und überhaupt *etliche tauſend* Bände in Quart, Octav und Duodez; und *wenn man bedenkt*, daß einer Pariſiſchen Dame (man müßte

denn nur eine Leidenſchaft für die Geſchichtskunde bei ihr vorausſetzen, welche alle andern kleinen Leidenſchaften für Geſellſchaft, öffentliche und Privatſchauſpiele, Soupées, Kartenſpiel, Ball, Coliſſée, Vaurhall, Boulevards, Concert ſpirituel ꝛc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergeſſen, zu verdrängen fähig wäre), ich ſage, wenn man bedenkt, daß einer Pariſiſchen Dame, die der Welt noch nicht abgeſagt hat, zu dieſem hiſtoriſchen Studium nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo ſie unter den Händen des Friſeurs iſt — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale, und die Brochures du jour, wollen doch auch überleſen, oder doch wenigſtens durchblättert ſeyn: ſo hat man Mühe zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn ſie auch in einem Alter zu leſen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeſchichte in 20 Bänden, oder des Pere Lafiteau's Geſchichte der Bulle des Unigenitus nicht halb ſo anlockend ſind als die Hiſtorie des Prinzen Titi und der Prinzeſſin Bibi — zureichen ſollte, mit einem ſo weitläuftigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch ſeyn mag, die Anzahl der Deutſchen Damen, die ſich der Hülfe des Herrn Marquis de P. zur Anlegung einer hiſtoriſchen Handbibliothek vielleicht bedienen möchten, iſt zur Zeit noch ſo klein, daß man ſicher darauf rechnen kann, dieſe wenigen werden den Anfang damit machen, ſich den Katalogen des Herrn Marquis ſelbſt anzuſchaffen, und wir überheben uns alſo um ſo eher mehr davon zu ſagen als die Werke, wovon die Rede iſt, ſelbſt größtentheils ſehr bekannt, die Urtheile des Herrn von P. aber nicht immer die zuverläſſigſten, und oft ein wenig cavalieriſch, wie man zu *ſagen pflegt, ausgeſprochen ſind.* So ſagt er z. B. von

Kämpfers Beschreibung des Japanischen Reichs, sie sey trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewohl er gesteht, daß sie in einigen Stücken curiös und sehr schätzbar sey. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux, sehr häufig, um Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Jrail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreichs weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Büschings Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht; und bei Gelegenheit der Deutschen Geschichte aufrichtig gesteht, daß es der Französischen Literatur an einem guten Originalwerke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nationen sind, und wie sie, seit Jahrhunderten, wiewohl fast immer zu Deutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben; so ist wirklich nichts Seltsameres als die äußerst gleichgültige Unwissenheit der meisten Französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Literatur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Deutschland nur so gut unterrichtet zu seyn, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den nordischen Sprachen voraussetzte, nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige deutsche Wort ist, von dem er weiß was es auf Französisch heißt. *)

*) *Bailly in seinen* Lettres sur l'Atlantide.

Die zweite Lieferung, oder der Theil B. der Mélanges führt den besondern Titel: Manuel des Châteaux (comme qui dirait Handbuch für den Adel auf dem Lande), oder Vorschläge eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhabertheater einzurichten, und die Ergötzlichkeiten eines Gesellschaftssaals ergötzlicher zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romane, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Die Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht wirklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Melanges aus), sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den Französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen; und wäre sehr entschlossen, ihre Winterlectures, oder, welches eben so viel sey, ihre ernsthaften Lectures nach dem Plane des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sey die Rede von einem andern Dienste, den sie sich von ihm ausbitten müsse; nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbstlectüren zu sorgen; das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sey — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu'à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attaschirt würde; mit einem Wort (sagt Madame de ***) für Lectüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der scharmanten*) Maison

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unserer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend einem unter

de Campagne zu führen gedenke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

Wenn es erlaubt seyn könnte, an eine Französische Dame eine indiscrete Allemannische Frage zu thun, so möchte

---

ihnen am Herzen liegt) an diesem etwas kauderwälsch tönenden Mischmasch von Deutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu seyn, Ihnen durch die hier beibehaltenen Französischen Worte unverständlich zu werden: so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse Französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den Deutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das Nämliche denke, was eine Parisische Dame bei den Französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des Französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wäre es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante, in der gemeinen Uebersetzungsfabrikmanier, durch ein allerliebstes Landhaus zu dolmetschen! Aber fürs erste hätte man demungeachtet bei weitem in dem größten Theile von Deutschland keinen rechten Begriff von der Sache weil es in dem größten Theile von Deutschland keine allerliebsten Landhäuser gibt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in der Runde um Paris eine Menge gibt, und zwischen einem allerliebsten, oder reizenden, oder wunderartigen Deutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und, wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heil. Röm. Reichs Deutscher Lande hie und da (welches wir nicht zu läugnen begehren) ein nach dem neuesten Französischen Geschmack gebautes, distribuirtes, und möblirtes Landhaus gibt: so ist das doch, eben deßwegen, kein Deutsches Landhaus, sondern eine scharmante maison de campagne. Ebenso verhält es sich mit dem sérieusement attacher l'Esprit und mit dem intéresse jusqu'à un certain point. — Solche Gallicismen können nicht ganz und rein verdeutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre *Sprache damit*, als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abge-

man hier wohl (ohne juſt ein Schach Baham zu ſeyn) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Pariſiſchen Dame in der ſchönen Jahrszeit intereſſirt werden dürfe, um nur jusqu'à un certain point und nicht etwa, unglücklicherweiſe, ein Paar Linien Pariſer Maß weiter, intereſſirt zu werden? Denn, wo das sentiment ſo genau und haarſcharf, wie an einem Engliſchen Barometer, abgemeſſen werden muß, da könnten ein Paar Linien über den gewiſſen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt ſcheint Madame de *** dieſen Brief wenigſtens im Anfang der ſchönen Jahrszeit geſchrieben, und alſo nicht ernſthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es ſey, ſich in der Sommerzeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo alles was lebt und webt, ſich liebt und lockt und ſchnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dieß allgemeine Beiſpiel der ganzen Natur deſto gefährlicher iſt, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo alles bis auf die Luft Liebe athmet — ſich mit keiner andern Lectüre als Romanen, Feenmährchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de ***

---

jagten Beute, bereichern wollten. Wir Deutſche leſen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meiſtens Beſſeres und Schlechteres gleichviel, oder wenigſtens in Ermanglung des Vortrefflichen, alles was uns in die Hände fällt, willkommen iſt) oder wir attaſchiren uns sérieusement an das was wir leſen; und werden daher, ordentlicherweiſe, von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele, und nie jusqu'à un certain point intereſſirt; kurz, ächte Deutſche Biedermänner und Biederweiber denken ſich bei einem attachement, das nicht ernſthaft attaſchirt, und bei einem Intereſſe bis auf einen gewiſſen Punkt ſo viel als Nichts! *und wohl Ihnen* und Ihren Kindern, wenn *ſie dieſen Nationalzug noch lange beibehalten!* W.

als eine vorſichtige Frau, nur jusqu'à un certain point intereſſirt werden; aber — ſchönſte Madame de ***! wo ſind die Romane, die, ohne eine Dame d'une certaine sensibilité vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewiſſen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein ſehr ungewiſſer Punkt iſt, intereſſiren dürften? Es iſt eine höchſt kitzliche Sache; und ich möchte nicht derjenige ſeyn, der Ihnen Ihre Sommerlectüren vorſchlagen, und noch weniger derjenige, der einen Roman für Sie ſchreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden verſichern. — In ganzem Ernſte! Die Sache iſt um ſo weniger leichtſinnig zu nehmen, weil Madame von *** alle Hoffnung in der Welt hat, ſehr intereſſante Geſellſchaft in ihrem Landhauſe zu ſehen. Denn, wir haben (ſagt ſie dem Herrn Marquis von P.) zwanzig Betten für Herrſchaften; wir logiren unſre Gäſte; und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuſer, aus deren Bewohnern wir uns eine delicióſe Geſellſchaft bilden können. Wir werden (fährt ſie fort) einen ſehr großen und ſchön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, ſchönes ſpringendes Waſſer, prächtige (superbes) Küchengärten, Basse-Cours, eine Menagerie, und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles dieß betrifft und intereſſirt den Herrn von *** (ſchon wieder etwas, das ſich nicht recht auf Deutſch geben läßt; denn eine Deutſche Frau würde geſagt haben, meinen Mann; in Frankreich ſagen die Bauerweiber ſo). Aber was mir am Herzen liegt, das ſind die drei Piecen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Beluſtigungen*) gründe. — Madame de *** läßt ſich in eine ziemlich umſtändliche Beſchreibung

*) *Amusemens* eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben *wir ein Wort;* denn der Deutſche amüſirt ſich nicht.

dieſer drei Piecen ein, wovon die eine ihr Geſellſchaftsſaal, die andre ihre Bibliothek, und die dritte ein Schauſpielſaal iſt. Von dieſen nun iſt die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es iſt (nach ihrem Ausdruck) ein ſcharmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von P. vorſchlagen ſoll, bereit ſind, mit einer wohlgepolſterten Ottomane verſehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommerlectüren zu machen, ja wo ſie ſogar mit denjenigen räſonniren will (nur ihrer immer aufs wenigſte zweien — denn in einem ſo ſcharmanten Boudoir, in dem eleganteſten Deshabillé von der Welt, mit einem intereſſanten Roman in der Hand, und in einer ſo gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wohl nur jusqu'à un certain point zu räſonniren rathſam ſeyn —), welche ſie hoch genug ſchätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den beſagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage iſt alſo, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen ſoll? oder vielmehr, dieß iſt keine Frage: „denn womit könnte man ſie ausfüllen, ſagt ſie, als mit Romanen?“ — Die Frage iſt alſo nur, mit was für Romanen? Und dieß iſt's, worin ihr der Herr Marquis von P., deſſen unendliche Beleſenheit auch in dieſem Fache ihr angerühmt worden, mit ſeinem guten Rathe an die Hand gehen ſoll. Vermöge einer ſehr exacten Ausmeſſung und Berechnung, welche ſie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat ſie, wenn man auf jeden Band in 8vo und 12mo (denn mit Folios und Quartos will ſie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem beſagten Boudoir juſt für 600 Bände Platz; und bittet alſo den Herrn Marquis, ihr *unverzüglich das Verzeichniß* derſelben zu ſchicken, damit

ſie ſogleich gekauft und eingebunden werden können, und ſie auf Pfingſten alles ſchon an ſeinem Platze finden möge.

Natürlicherweiſe fällt ihr bei dieſer Gelegenheit ein Hiſtörchen ein, das ehemals auf Unkoſten eines gewiſſen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieſer wackere Mann hatte ſich, in Kraft der Millionen, die er im Dienſte des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeiſter hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem ſehr ſchönen Bücherſaal zu verſehen. Einen Bücherſaal? ſagte Herr von Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Bücherſaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeiſter; ein Bücherſaal iſt eine eben ſo nothwendige Piece in dem Hotel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden ſehen, was für eine prächtige Tapiſſerie dieſe Tabletten machen werden, wenn ſie mit ſchön eingebundenen Büchern angefüllt ſind. Gegen dieſes Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ alſo ſeinen Tapezierer herbeikommen. „Meſſ' Er die Höhe und Länge dieſer Tabletten, ſagte er, und beſtell' Er mir ſo viel Ellen Bücher als er nöthig hat; aber daß ſie alle aufs magnifikſte und nach der neueſten Mode eingebunden ſind! Verſteht Er mich?" — Der Tapezierer nahm ſein Maß, ging zum nächſten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters ſo und ſo viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler ſah ſogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche (la semaine sainte genannt), die keinen ſonderlichen Abzug hatten, beladen war; ſo lieferte er dem Tapezierer, unter andern, auch ein Paar *Schock Ellen semaines* saintes ab. Die Bücher machten in

ihrem vergoldeten Band eine ſo gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz ſtolz auf ſeine Bibliothek war, und nichts Angelegneres hatte, als jedermann in ſeine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde ſehr bewundert; wie man aber genauer nachſah, ſo waren die Octavfächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt ſich alſo, zu Verhütung alles Mißverſtändniſſes, daß ſie, nach der Berechnung ihres Tapezierers, zwar 600 Stück Romane nöthig habe: aber daß ſie ſich ausdrücklich von jedem Roman nur Ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch ſollten es lauter ſolche ſeyn, die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu'à un certain point) intereſſiren, oder durch die Kunſt der Compoſition und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geiſt (nicht sérieusement) attaſchiren, oder durch die Eleganz der Schreibart ihren Geſchmack befriedigen, oder ſie wenigſtens zu lachen machen könnten.

Der Herr v. P. iſt zwar keiner von den jüngſten Rittern mehr; aber doch viel zu loyal und galant, um ſich im Dienſt einer ſchönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantome ſpricht) irgend eine Mühe dauern zu laſſen. Er überſendet alſo der Frau von *** ungeſäumt das verlangte Verzeichniß der 600 Stück Franzöſiſcher Romane; mit der Verſicherung, daß er ſolche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgeleſen; und, weil eins ins andre höchſtens einen kleinen Thaler Einkauf koſten kann, ſo werden Ew. Gnaden, ſagt er, Band und Proviſion des Commiſſionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die intereſſanteſte Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch, die ſchöne Jahrszeit durch, jährlich 50 Bände leſen, für 12 Jahre genug und ſatt zu leſen haben. Und da unter den 5400 Romanen, welche in der *Frau von *** Boudoir* keinen Platz finden konnten,

noch manche ſind, die ſo viel Recht geleſen zu werden haben als andre; überdieß auch zu hoffen ſteht, daß die Herrn Gens de Lettres und Beaux-Esprits, in Paris und in den Provinzen, es binnen der zwölf nächſten Jahre an neuen Producten in dieſem beliebten Fache nicht fehlen laſſen werden: ſo zweifelt er nicht, daß er überflüſſig im Stande ſeyn werde, ſie, nach Verfluß dieſer Zeit, mit einer neuen Garnitur verſehen zu können.

Das Verzeichniß ſelbſt iſt nach dem Plan der erſten Jahrgänge der Bibliothèque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr v. P. gewiſſermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter ſeiner Oberaufſicht fabricirt wurde. *)

Es enthält alſo 1. überſetzte Griechiſche und Lateiniſche Romane. 2. Ritterromane, und zwar von allen drei Claſſen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterſchaft Karls des Großen, und die ganze Familie der Amadiſe. Anhangsweiſe fügt er noch eine hübſche Anzahl Ritterromane und Rittermährchen bei, die zu keiner von dieſen Hauptclaſſen gerechnet werden können, als z. B. die Geſchichte von Robert le Diable und ſeinem Sohn Richard ohne Furcht, die von der ſchönen Meluſine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der ſchönen Magellone;

*) Von dieſer Bibliothek, an welcher der Graf Treſſan, de Baſtide, Cardonne, Coupé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erſchienen zu Paris von 1775 — 1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. S. Erſch gel. Frankr. 2ter Nachtr. S. 402, und Eberts Bibliogr. Wörterb. S. 194. Nach einer Unterbrechung von neun Jahren erſchien als Fortſetzung die Nouvelle Bibl. d. R. von 1798 — 1805, jährlich 8 Bände.

von Gerhard von Nevers und der ſchönen Euriant von Savoyen, ſeinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré, und der Dame aux belles Cousines u. ſ. w. Von den drei letztern hat der Graf von Treſſan ſeitdem in der Bibliothèque des Romans überaus angenehme Auszüge, oder vielmehr Umſchmelzungen (wenn man ſo ſagen darf) gegeben. 3. Hiſtoriſche Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontels Bélisaire, beſonders die Romane, die ſich auf die Franzöſiſche Geſchichte gründen, und deren eine ungeheure Menge ſind; ſodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geſchichte der übrigen Völker einſchlagen. Von allen, deren der Herr von P. erwähnt, gibt die Bibliothèque des Romans Nachricht und Auszüge. 4. Liebesromane, zweihundert an der Zahl; wovon ein beträchtlicher Theil in den groſſen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliothèques de Campagne) führen, Platz gefunden haben. 5. Geiſtliche, moraliſche und politiſche Romane — von dem ziemlich abgeſchmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in ſeiner Art und in ſeinem Stande einzigen Fenelon; von Gusman d'Alfarache bis zum Sethos des Abts Terraſſon; und vom Wahrheitsbrunnen des Dufresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliothèque bleue. 6. Komiſche und ſatyriſche Romane, vom Petron bis zum Eulenſpiegel, oder Tiel l'Espiegle, der dem Deutſchen Originalgeiſt ſo viel Ehre macht und unter den Händen ſeines neueſten Verſchönerers ſo viel gewonnen hat! 7. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! 8. Romans merveilleux, eine Claſſe, unter welche in der Bibliothèque des Romans alle morgenländiſchen Geiſtererzählungen, Feenmährchen und Reiſen im Lande der Ideen gebracht ſind. Endlich 9. Ausländiſche *Romane*. *Unter* dieſen neun Rubriken recen-

ſirt Herr von P. nicht nur alle Romane, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren ſoll; ſondern auch noch eine Menge anderer, die ſich, ſeiner Meinung nach, in den Auszügen, ſo die Bibl. des Rom. davon gibt, beſſer leſen als im Original; und von jenen liefert er, zu Ende ſeines Catalogue raisonné, noch ein ſimples Verzeichniß, worin bloß Titel, Ausgabe, Format und Anzahl der Theile angegeben ſind. Seine Urtheile ſind größtentheils ziemlich zuverläſſig, wiewohl meiſtens zu unbeſtimmt, und oft, bei wahren Meiſterſtücken des Genie's, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann ſeine Arbeit überhaupt Allen, die ſich in dem Romanesken-fache das Beſte, was die Franzöſiſche Sprache aufzuweiſen hat, anſchaffen wollten, nützlich ſeyn. Wir bemerken nur noch, daß er auf der 75ſten Seite auch der Contes des jüngern Crebillon erwähnt, unter denen er dem Ecumoire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (ſo im Jahr 1734 zum erſtenmal erſchien) den Vorzug zu geben ſcheint. Er geſteht, daß dieſe ſogenannte Japaniſche Geſchichte zu frei ſey; meint aber doch, man könne nicht umhin anzuerkennen, es ſey ſehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren Details. Indeſſen iſt er ſo weit entfernt, weder dieſem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha, oder der Nacht und dem Augenblick, oder dem Ah! quel Conte eben desſelben Verfaſſers — der unſtreitig nicht für junge Damen geſchrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen: daß er ſogar Bedenken trägt, ihr, auch nur im Vorbeigehen, von dieſen allzumuthwilligen Jeux d'Esprit eines Mannes zu ſprechen, der mit ſehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben ſcheint, nicht in der beſten Geſellſchaft zu leben. Vielleicht könnte uns dieſe Zurückhaltung *über das jusqu'à un certain* point, bis zu welchem Madame

de *** ſich durch Romane intereſſiren laſſen will, einigen Aufſchluß geben.

Die Frau von *** hat aber auch einen Schauſpielſaal in ihrem Schloſſe, und iſt ſehr entſchloſſen, ihn nicht unbenutzt zu laſſen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verſtand und Witz (man weiß ſelten, welches von dieſen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen ſoll, wenn im Franzöſiſchen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede iſt) und Talente, und Welt, und eben ſo wie Madame de *** große Luſt zum Komödieſpielen haben. Das Einzige, was ſie ein wenig verlegen macht, iſt die Wahl der Stücke. Sie erwartet alſo von der unerſchöpflichen Gefälligkeit des Herrn von P., daß er ſie auch mit einem dramatiſchen Repertorio verſehen werde. Zu gutem Glück hat der Herr Marquis ſchon ſo etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Société zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken laſſen wollen. Er verſichert, daß es nicht ganz ſeine eigene Arbeit, ſondern daß der Fonds aus einer Handſchrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhauſe gefunden worden, gezogen ſey; wiewohl er geſteht, daß er vieles daran habe ändern müſſen, um es für gegenwärtige Zeit und Umſtände brauchbar zu machen. Dieſes Werk macht alſo unter dem Titel: „Räſonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des Franzöſiſchen und Italieniſchen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opéra, Komiſchen Opern, Schauſpielen mit Geſang und Proverben (in dramatiſche Handlung geſetzte Sprüchwörter), welche ſich dazu ſchicken auf kleinen Geſellſchafts-Schaubühnen *vorgeſtellt zu werden*," den zweiten Theil des Manuel

des Châteaux aus; und enthält ein Repertorium von 200 Trauerſpielen, 24 Luſtſpielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreien, 1 in zweien, und 12 in einem Aufzuge, ſämmtlich aus dem Théâtre-Français; 6 ditto von drei, und einem Duzend von einem Aufzug, aus dem Théâtre-Italien; eben ſo viel Actes d'Opéra, 7 Komiſche Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprüchwörter, und zu allem Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieſer Gattungen ſowohl als dem Ganzen ſind einige Vorerinnerungen vorangeſchickt. Zur Probe, wie der Herr von P. dieſes Repertorium eingerichtet, wird folgendes mehr als genug ſeyn.

Iphigenie von Racine.

„In dieſem Stücke ſind fünf ſchöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytemneſtra, Iphigenie und Eriphile. Dieſe letztere ſcheint beim erſten Anblick wenig intereſſant; aber mit Talenten kann es nicht fehlen Beifall darin zu erhalten. Des Ulyſſes Rolle iſt mehr ſchwer als ſchimmernd; ſie erfordert eine gewiſſe Herbe (Auſterität) und viel Kunſt; aber wie gut ein Acteur ſie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Actrice, die ſich zur Klytemneſtra entſchließt, muß in ihr Gedächtniß zurückrufen, wie Mademoiſelle Dumesnil ſie ſpielte. Zur Iphigenie iſt eine junge und hübſche Perſon vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünſteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben dieſe Eigenſchaften ſind auch zur Eriphile nöthig; ja es bedarf noch mehr Seele und Talent, um ſolche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannsperſonen und zwei Frauenzimmer.“

Le Cercle von Poinſinet.

„Dieſes Stück (in zwei Aufzügen) iſt ein leicht hingeworfenes Gemälde der Sitten und gewiſſer Ridicülen unſrer Zeit. Die Rollen des Liſidor, des Marquis und des Barons ſind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeiſts ſind pikant, wiewohl kurz. Unter den Frauenzimmerrollen iſt Araminthens die vornehmſte. Dieſe kleine Komödie wird immer gut geſpielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwiſchen können, was man das Enſemble nennt, etwas, das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewohl eins ſo Deutſch iſt als das andre) zu erhalten ſteht. In allem ſechs Manns- und fünf Frauensperſonen.“

Viele unſrer Leſer, denen es ganz und gar keine Schande iſt nicht zu wiſſen, was eine Parade für ein Ding ſey, möchten's doch vielleicht nicht ungerne ſehen, wenn ſie es bei dieſer Gelegenheit erführen. Eine Parade alſo iſt eine Art von Poſſenſpiel, wie man ſie auf den Boulevards zu Paris zu ſehen bekömmt, calculirt für eine Art von Zuſchauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Geſellſchaft gerechnet werden, woran ſich aber doch auch zuweilen die gute Geſellſchaft zu beluſtigen geruht. Weil es bloß darum zu thun iſt, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erſchüttern, ſo iſt geſunde Vernunft, Wahrſcheinlichkeit und Anſtändigkeit ordentlicher Weiſe gänzlich aus dieſer Art von Poſſen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) ſind da willkommen; je ungereimter und leichtfertiger je beſſer; kurz, Herr von P. verſichert ſelbſt, daß in der *ganzen Sammlung*, *le Théâtre* des Boulevards genannt,

nicht ein einziges Stück ſey, das man vor Damen ſpielen könnte. Indeſſen kann ſich doch (wie er hinzuſetzt) das Théâtre-Italien rühmen, ein Stück zu beſitzen, daß zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch, von Seiten der Decenz, wenigſtens erträglich iſt; und dieß iſt: das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Deutſchland Beifall gefunden hat. Herr von P. meint, mit gutem Fug, es ließen ſich dergleichen Facetien noch darſtellen, und gibt folgendes zu einem kleinen Beiſpiel.

Iſabelle Haubenſtock,
eine Parade.

Perſonen:

Iſabelle, Leander, die Tante, und Nachbar Till (in Oberdeutſchland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen).

Canevas des Stücks.

Iſabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante, Leandern zu heirathen, muß noch vorher mit beſagter Tante eine Reiſe machen; trägt alſo Nachbar Tillen auf, während ihrer Abweſenheit Leandern zu beobachten, und ihr von der Treue, ſo er ihr beim Abſchied geſchworen, Rechenſchaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft iſt das erſte, was ſie zu thun hat, ſich bei Nachbar Tillen nach der Beſtändigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, ſo ſie von ihm erhält, lauten nicht zum Beſten. Leander iſt zwar ſelten aus ſeinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abende mit einer Unbekannten, die er ſeine Allerſchönſte, *ſeine Allerliebſte* nannte, in großer Converſation gehört; *man konnte zwar nicht alles*, aber doch ſo viel davon ver-

ſehen, daß er ihr die zärtlichſten Dinge von der Welt vorſagte; und was bei dieſer geheimen Intrigue das Wunderbarſte iſt, man hat gleichwohl weder Mann noch Frau bei ihm ein- oder ausgehen geſehen. Iſabelle fängt über dieſe Nachricht Feuer; die Tante beſtärkt ſie in ihrem Argwohn; man macht einen Anſchlag den Ungetreuen zu überraſchen; die beiden Frauenzimmer verſtecken ſich; und Nachbar Till ſoll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hauſe ſeyn wird. Iſabelle macht ſich, in der Wuth ihrer Eiferſucht, ein rechtes Feſt daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hauſe, geht in ſein Zimmer, verſchließt ſich; bald darauf hört man ihn ſehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer ſprechen, welches keine Antwort gibt. Die Sache wird immer verdächtiger. Iſabelle und die Tante ſtürmen wie zwei raſende Medeen hervor, ſprengen die Thür ein, und finden den getreuen Schäfer Leander auf den Knien vor einem — Haubenſtock, den er auf ein Tiſchchen geſtellt und mit einer von Iſabellens abgetragenen ſchmutzigen Nachthauben coeffirt hat. Dieſe Entwicklung befeſtigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und ſie können nun, der Zuſchauer halber, Hochzeit machen wenn ſie wollen. — Man ſieht, daß eine Parade in dieſem Geſchmack eine kleine dramatiſche Schnurre iſt, deren Werth von Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Duzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde ſich um die kleinen Théâtres de Campagne, die auch in Deutſchland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienſt machen.

Doch, wir wollen dieß unsern theatralischen Journalen und Almanachen, so wie die Anecdotes dramatiques de Société, par un Acteur, ancien amateur de ce genre d'amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von P. selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Repertoire angehängt sind. Sie sind meistens was man ein wenig platt nennen möchte. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von *** während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris von ihrem Gemahl und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Caraboſſe sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstubenfeste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bei dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuschauer, als geneigter Leser zu seyn.

4.

Bibliothek der Romane. *)

1780.

So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meisten ernsthaften Leute ist, so gehören doch sehr ernsthafte, gescheidte und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek

*) Bei Gelegenheit der Bibliothek der Romane, welche der Gothaische *Rath und* Bibliothekar Reichard (anonym) mit Beihülfe von *Mylius u. A. seit* 1778 bei Himburg in Berlin herausgab.

der Romane zu geben, durch welche die Literatur und die Menſchenkenntniß gewinne. Man kann ſich von den ungenannten Verfaſſern der gegenwärtigen, nach dieſem erſten Bande zu urtheilen, vieles verſprechen — wiewohl wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns ſagt „von den älteſten und wenig bekannteſten der inländiſchen Romane, und den intereſſanteſten und neueſten der ausländiſchen, die Skizzen oder den Geiſt zu geben, und gleichſam ihre Miniaturgemälde aufzuſtellen, iſt eine Sache, die dem Leſer die beſte und anziehendſte Unterhaltung gewährt," uns ein wenig aufgefallen iſt. Denn entweder hat der Verfaſſer hier ſeine Feder einen Augenblick allein gehen laſſen, oder wir müſſen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben, und den Geiſt davon geben, und ein Miniaturgemälde davon aufſtellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grunde einerlei ſagen wollen. Unſers wenigen Ermeſſens iſt die Skizze eines guten Dichterwerkes ein bloßes Gerippe, höchſtens dem Kenner brauchbar, aber ſehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dieß Gerippe mit Fleiſch und Blut bekleidet und belebt, und mit Geiſt beſeelt ſehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geiſt eines Werks ohne den Leib iſt ein zu feines flüchtiges Weſen, und verduftet gewöhnlich unter der Operation des Ausziehens. Und Miniaturgemälde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwei oder drei Daumen breiten Bildchen, worin man uns unlängſt von den Meiſterſtücken der Galerie zu Düſſeldorf eine Idee hat geben wollen. Bei einem Roman, wie bei allen andern Gedichten, machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darſtellung, die Kraft und Wahrheit des Colorits, die Schönheiten des Details, und der Effect, den dieß alles wieder im Ganzen

zuſammen thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geiſt lebt und webt in dem allen. Ihn davon abzuziehen, iſt unmöglich; ihr würdet einen todten Leichnam übrig behalten, und der Geiſt wäre euch unter den Händen entſchlüpft. Der Graf von Treſſan, von dem einige weitläuftige Auszüge aus den Ritterromanen, Gyron le Courtois, Tristan de Lionnois u. A. in der Franzöſiſchen Bibliothèque des Romans ſtehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geiſtreiche ſeines Styls intereſſant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten ſeines eigenen Originals zu ſprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuſchreiben, und gerade dieſe Fragmente der Originale ſind das Intereſſanteſte in ſeinen Auszügen. Da nun dieſe in den Auszügen ſeiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verſpricht, verloren gehen, ſo geht juſt alles verloren. Iſt die Abſicht der Verfaſſer dieſer B. ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich intereſſant ſeyn ſoll: ſo möchten wir ihnen rathen, uns z. B. Auszüge aus den alten Deutſchen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. B. zu Wolfenbüttel, Dresden, Innsbruck u. ſ. w. noch in Handſchriften liegen, und den weiſen König, den Theuerdank und ihresgleichen nicht aus ihrem Plan auszuſchließen. Dagegen möchten ſie bei den Vätern und Müttern unter ihren Leſern und Leſerinnen mehr Dank verdienen, wenn ſie aus der Rubrik Epiſoden und kleine Geſchichtchen ſolche Werkchen ausſchlöſſen, wie die Schäferſtunde *), die freilich, wie ſie ſagen, pikant,

*) *Von Dora, aus dem Journal des Dames überſetzt.*

aber nur gar zu pikant geſchrieben iſt. Die Herausgeber geſtehen, ſie ſey etwas frei: aber (ſetzen ſie hinzu) wir glaubten, was in einem Journal für Damen ſtehen könnte, würde ſich eben ſo gut für eine Bibliothek der Romane ſchicken. Und hierin haben ſie ſich unſtreitig geirrt; denn in Paris und in dem Cirkel, worin Herr Dorat lebt, ſind unter dem Worte Dames auch etliche tauſend hohe und niedrige Catins begriffen. So weit aber iſt's mit uns Deutſchen noch nicht gekommen. Unſre Schweſtern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wohl mit dieſer Bibliothek am meiſten gemünzt iſt, ſind — wenigſtens a priori — keine Dorat'ſchen Dames, ſondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben iſt.

5.

Blondel und Richard Löwenherz.

Eine Anekdote aus der alten Geſchichte der provenzaliſchen Dichter.

1777.

Richard, genannt Löwenherz (Cœur de Lion), dritter König von England aus dem Hauſe Plantagenet oder Anjou, und zweiter Sohn König Heinrichs des Zweiten, beſtieg den Engliſchen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jeruſalem und das heilige Grab (das durch den abenteuerlichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hunderttauſend europäiſcher Chriſten wurde) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen, und *dadurch Europa von neuem* mit allgemeinem Eifer

entflammt, die durch dieſen Verluſt, nach damaliger Vorſtellungsart, auf die ganze Chriſtenheit gefallene Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tapferſte und ritterlichſte Fürſt ſeiner Zeit, war auch der, bei welchem dieſer Eifer zur heftigſten Leidenſchaft aufloderte. Um in jenen geldarmen Zeiten die zu ſeinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Summen aufzubringen, veräußerte er von den Domänen, Einkünften und Regalien der Krone ſo viel er nur immer konnte. Ich wollte London ſelbſt verkaufen, ſagte er, wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte. König Philipp Auguſt von Frankreich vereinigte ſich mit ihm zu dieſem Abenteuer: aber, ſo wie er, ſeinem perſönlichen Charakter und ſeinem Range nach, ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heere der Cruciaten vorzuſtellen, ſo hatte Richard hingegen alle perſönlichen Tugenden und Fehler, um die Rolle des Achills zu ſpielen. Seine bis zum Romantiſchen getriebene Unerſchrockenheit und Liebe zu Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz, und machte ihn zum Helden eines der berühmteſten Ritterbücher des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sein Name ward ſo furchtbar unter den Saracenen und Türken, daß die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, ſie mit dem König Richard bedräuten. Joinville, der in ſeinem Leben des heiligen Ludwigs dieſen Umſtand erzählt, ſetzt noch einen andern hinzu: wenn die Araber ritten, und ihre Pferde von irgend einem ungewöhnlichen Gegenſtande ſtutzig wurden, ſo pflegten ſie, indem ſie ihnen den Sporn gaben, zu ſagen: wie? meinſt du, du ſeheſt den König Richard? Ich weiß nicht ob ſich ein ſtärker zeichnender Zug denken läßt. Die

*) S. *Wartons History* of English Poetry, Vol. I. 3 und 4.

Romanciers dieſer Zeiten fanden etwas ſo Wundervolles in den ritterlichen Thaten dieſes Prinzen, daß ſie ſich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er ſey im Beſitz des in der fabelhaften Geſchichte des Königs Artus ſo berühmten magiſchen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, geweſen; wiewohl der Roman von König Artus ſagt, ſein Schildknappe habe ſolches auf Befehl ſeines Herrn nach deſſen Tod in die See geworfen.

Indeſſen blieben doch alle Großthaten dieſes Helden und ſeiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eiferſucht trennte die chriſtlichen Fürſten, und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Saracenen hätte verderblich ſeyn können. König Richard ſelbſt war zu ſtolz und zu heftig in ſeinen Leidenſchaften, um die übrigen ſeine perſönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen ſtärker fühlen zu laſſen, als die Klugheit es erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oeſterreich (der nach dem unglücklichen Tode des Kaiſers Friedrich Rothbarts und ſeines Sohnes an der Spitze der deutſchen Cruciaten geblieben war) trennten ſich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jeruſalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller ſeiner Heldenthaten war, nebſt der Eroberung von Askalon, ein Waffenſtillſtand, wodurch den Chriſten der Beſitz des Wenigen, was ſie mit ſo großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit das heilige Grab zu Jeruſalem ungehindert zu beſuchen, auf drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden verſichert wurde.

Unternehmungen, wie dieſe, wo große Monarchen ihre *Erbländer verlaſſen und an* Menſchen und Geld erſchöpfen,

um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuern Kräften am Ende — nichts geschafft, und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewißheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren, muß uns, nach den Grundsätzen einer gesunden Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richards seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es bloß darum zu thun, in die entlegensten Länder auf ritterliche Abenteuer zu ziehen, sich mit Saracenen und Riesen und Löwen herum zu schlagen, und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals nicht in die Köpfe der Helden. Man trieb und taumelte sich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als sich herum zu treiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages; und man wollte sich selbst und andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dieß war der Geist der Ritterzeit!

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oesterreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen (die ihm Richard nicht verweigert haben würde), hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer *unmächtigen* Rachbegierde nach Hause begeben. Aber, was *er wahrscheinlicher* Weise nicht hoffen konnte — eine Gele-

genheit, Rache an ſeinem Feinde zu nehmen ohne ſeine eigne Perſon in Gefahr zu ſetzen — ſpielte ihm das Schickſal und Richards Unvorſichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimiſchen Unruhen ſeines Reichs und den unedlen Einfall des Königs Philipp in ſeine Franzöſiſchen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aquileja Schiffbruch erlitten, und an dieſem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt ſeinen Weg durch Deutſchland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht ſicher zu ſeyn glaubte. Um den Nachſtellungen des Gouverneurs von Iſtrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth er ſich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um ſo mehr Aufmerkſamkeit erregten, da er zu ſehr das Air eines Helden hatte, um für das angeſehen zu werden, was ſeine ſchlechte Kleidung ankündigte. Kurz Richard wurde entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchſt unanſtändiges Gefängniß gebracht. Und hier ſoll ihm die Aventure begegnet ſeyn, welche der Stoff der gegenwärtigen Erzählung iſt.

Richard hatte ſeine Jugend meiſtens in ſeinen Franzöſiſchen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derſelben in der Provence gelebt, wo die Kunſt des Geſangs um dieſe Zeit in der höchſten Blüthe ſtand, und nicht nur eine der gemeinſten Ergötzlichkeiten der Großen bei Gaſtmählern und Feſtivitäten ausmachte, ſondern auch von vielen unter ihnen ſelbſt mit Ruhm getrieben wurde — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bei uns Deutſchen auch war. Hier ſog Richard die ſonderbare Liebe zu der Kunſt der Troubadours oder Minſtrels ein, die ihn ſein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von jeher ſo viel Sänger gemacht hat, *machte auch ihn zum provenzaliſchen* Dichter; denn das

Provenzaliſche wurde damals für angenehmer und ſingbarer als das Franzöſiſche, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenſchaften gehalten. In der Folge war ſein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmteſten Minſtrels ſeiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marſeille, Anſelm Faydit und Blondel de Nesle als ſeine Lieblinge genannt werden.

Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzuge (wohin dem Franzöſiſchen Adel, nach Maſſieu's Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) ſich beſonders dem König Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger ſeiner vornehmſten Thaten geweſen — wiewohl um dieſe Zeit die Beſtimmung der Dichter von der Würde, die ſie in den ältern Zeiten der Barden und Skalden behauptet hatte, ſchon ziemlich herabgeſunken war. Denn ehemals wurden die Barden als von den Göttern begeiſterte Männer angeſehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für ſie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgeſang zu ſingen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu ſeyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgeſänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Dieſe Beſtimmung bezog ſich unmittelbar auf die Verfaſſung der alten Celtiſchen, Germaniſchen und Nordiſchen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinſamen Noth verbunden, dieſen Gemeinheitsgeiſt, dieſes für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policirte Nationen, vermöge ihrer bürgerlichen und militäriſchen Verfaſſung, keinen *Begriff mehr haben*; wo jeder allen und alle jedem angehör-

ten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde, und Verachtung des Lebens, wenn's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, seyn mußte.

Aber all dieß fand, bei so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigene Erhaltung und Vergrößerung, und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern, und (wiewohl höchst selten) persönliche Treue gegen den Oberlehnsherrn, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten Probe zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehemals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Troubadours und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; *man liebte, man ehrte sie sogar noch*: aber weniger um ihrer

wirklichen Verdienſte willen, als weil ſie ſich zur Beluſtigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten; weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poeſie, Muſik und pantomimiſche Kunſt, die ſich in der Folge wieder von einander trennten, damals nur eine einzige Profeſſion ausmachten und von einerlei Meiſtern getrieben wurden. Die Großen mochten's zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn ſie von ihren Dichtern beſungen wurden: aber das Lob, das ſie erhielten, war weniger der verdiente Preis ihrer Tugenden, als Kitzelung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr ſeyn, da doch am Ende der am meiſten gelobt wurde, der am beſten bewirthete und die reichſten Geſchenke gab. — Doch dieß iſt ein Nebenpfad, deſſen Verfolg uns zu weit von unſerm Gegenſtande führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf ſeiner Rückreiſe aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küſte von Iſtrien warf, war das Schiff, worauf dieſer Minſtrel ſich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte ſeine Reiſe durch Deutſchland und die Niederlande, und forſchte allenthalben fruchtlos nach dem König, ſeinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England: aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden ſeyn könnte; denn ſeine Gefangenſchaft blieb ein ganzes Jahr lang ein Geheimniß. Der Minſtrel beſchloß ſeinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt ſuchen müßte. Er reiſte lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Erbitterung zwiſchen Richard und Leopold wahrſcheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete.

Nachdem er ſie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in deſſen Thurm ein Gefangener (wie er ausforſchte) ſcharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas Näheres ſagen konnte, ſo ſchlug ihm doch gleich das Herz, daß es ſein Herr ſeyn könnte. Da es aber unmöglich war, ſich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen, ſo verſuchte er's folgendermaßen. Er fand Mittel, ſpät in der Nacht ſo nahe an den Thurm und unter das Fenſter des Gefangenen zu kommen, daß ſeine Stimme von dieſem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf ſeiner Cither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard ſelbſt in Paläſtina zu einer Zeit gemacht hatte, da er ſeiner Liebe zu der ſchönen Margarite Gräfin von Hennegau am ſtärkſten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beiſpiel der meiſten Damen dieſer Zeit, ſich auch mit dem Kreuz bezeichnen laſſen, und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unſern Leſern wenig Troſt geben möchte, wenn wir ihnen (falls wir's auch könnten) dieſes Lay in der provenzaliſchen Sprache, worin Richard es geſetzt, vorſingen ließen; ſo haben wir verſucht, es, ſo gut es gelingen wollte, in unſre Mutterſprache überzutragen — herzlich wünſchend, daß es wenigſtens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Originals in ſich haben möchte, als die galantiſirte Ueberſetzung der Mſelle l'Heritier. *)

*) In einem kleinen, wenig bekannten Roman, der den Titel führt: La tour ténébreuse et les jours lumineux. Contes Anglais, tirés d'anciens *Manuscrits, contenant la* Chronique, les Fabliaux et *autres Poésies de Richard I., surnommé* Coeur de Lion. Paris 1705. 12.

Blondel alſo fing zu ſingen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finſtern Schattenland
Streckte ſchon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
Und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der Minſtrel ein; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrain; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er ſuchte, ſo würde er ſich bei dieſer Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Geſangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrain:

Ich ſag' es ohn' Erröthen,
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen,
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon erſank mein Arm und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan.

Die nämliche Stimme antwortete:

Ich ſag' es ohn' Erröthen,
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Blondel beſchloß mit der letzten Stanze des Liedes:

Laßt das Feldgeſchrei erſchallen,
Wie im ungeſtümen Meer
Winde brauſen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles ſplittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
Kein Schickſal mich zu Boden fällt,
So lang' die Lieb' empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermal:

Ich ſag' es ohn' Erröthen,
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Groß war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard ſey, der ihm geantwortet: aber um ſich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, ſetzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nämlichen Weiſe hinzu:

Neid und feige Rachgier lauern,
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn in finſtern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
Harre, Löwenherz! bald ſpringt dein Kerker auf!

Und alſobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

O wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, ſprach' ich, wäre hier!
Denn — ſollt' ich deß erröthen?
Das ſüße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröſtet Seel' und Leib.

Nun glaubte der getreue Blondel ſeiner Sache völlig gewiß zu ſeyn; aber ſeinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leiſten, war ihm unmöglich. Indeſſen hatte Richard wenigſtens die Stimme ſeines geliebten Minſtrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel ſelbſt oder ſein Geiſt geweſen ſey, immer mußt' es ihm Troſt und Muth geben, nach einer ſo langen Todesſtille und Verlaſſenheit von allem was ihm lieb war, eine Freundesſtimme gehört zu haben, die ihm Befreiung verſprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch deſſen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umſtänden, die dem Kaiſer Heinrich dem Sechsten und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. S. Fauchet, Recueil de l'origine de la Langue et Poésie Française p. 93.

6.

Bolduci.

1790.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Capuciner, und seinen Stammbaum des Mönchengeschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen mit diesem außerordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam seyn dürfte. Doch da dieß ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun, und Sie zum voraus mit der Medicin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Capuciners Bolduci etwas eben so Neues ist, als sie es mir noch vor wenigen Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewohl es vielleicht schon (unverdienter Weise) unter den Händen eines unsrer zehntausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen demungeachtet noch lange unbekannt geblieben seyn könnte.

Capucinerwitz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche: aber wie beträchtlich auch die Anzahl der schwerleibigen Seraphinen seyn mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen, was einige verschuldet haben. Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit? dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Capucinerkutte fand. Und wundern Sie *sich nicht darüber. Die Capuciner* verdienen mehr als

irgend ein andrer Mönchsorden den Namen der modernen oder chriſtlichen Cyniker: warum ſollte es, unter mehr als fünfundzwanzigtauſend Capucinern, womit die chriſtliche Welt beſeligt iſt, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Cynoſarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax *) gegeben haben, oder noch geben?

Um alſo — ohne uns irgend einen höhniſchen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von den ſpitzcapuzigen Zweigen der Familie des heil. Paters Franz von Aſſiſi kränken könnte, zu erlauben — auf obbeſagten P. Bolducius zurückzukommen, ſo ſcheint dieſer wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsſtandes ſo tief durchdrungen zu ſeyn, daß er ihn ſogleich mit Erſchaffung der Welt entſtehen läßt; ja man ſollte, ſeiner Vorſtellungsart nach, denken, die Welt ſey endlich bloß der Mönche wegen erſchaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu ſorgen, daß es dem Erdboden nie an Kloſterbrüdern, und den Kloſterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie ſich alſo nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adams Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enoſſäer, der einige tauſend Jahre ſpäter den Namen der Eſſäer oder Eſſener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, ſo wie ſein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder (Minoriten) und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten dieſe heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute Seraphiſche Vater Franz an den ſeinigen erleben mußte, wiewohl er es nicht höher als bis auf fünfundvierzig Jahre brachte. Sie re-

*) S. dieſe Artikel.

larirten ſich, und St. Henoch, Groß-Urenkelſohn von St. Enos, ſah ſich genöthigt, eine große Reformation mit den Antediluvianiſchen Mönchen vorzunehmen; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menſchen in dem nächſtfolgenden Jahrtauſend immer böſer wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beſchliefen die Töchter der Menſchen, und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt ſo arg trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in ſeinem Herzen bekümmerte die Menſchen gemacht zu haben, und er bei ſich beſchloß, alles was Odem hatte, vom Menſchen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit ſeinen drei Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme, in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieſes furchtbaren Entſchluſſes war: aber, was wir ohne den ehrwürdigen P. Bolduci nicht wüßten, iſt, daß es Bruder Japhet, Noahs dritter Sohn war, der, nach Wiederherſtellung der Sachen auf dem Erdboden, unter dem Namen Saturnus (der von dem Hebräiſchen Worte Satar, ſich verbergen, abſtammen ſoll) ſich ins Latium zurückzog, und ſeinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unſerm ſcharfſinnigen Capuciner) ſchon ihr bloßer Name beweist; es ſey nun, daß er von dem Griechiſchen Worte Kura, Tonſur, oder (was ihm noch wahrſcheinlicher iſt) von dem Hebräiſchen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieſer uralten Zeiten den Namen Raphaim (Therapeuten) erhielten; ſo daß die Filiation dieſer Kureten von dem älteſten Mönchsorden *des heil. Vaters Enos* — außer allem Zweifel iſt.

Pikus zeugte mit der andächtigen Schweſter Pika, ſeiner Gemahlin, in ſeinem zwanzigſten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab ſich bald darauf in ein Kloſter, wo er bei ſeiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abſtammt, augenſcheinlich bezeugt (ſagt mein Capuciner), daß der ehemalige Pikus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuſchheit nicht gebrochen, und der junge Faunus ſein Daſeyn vielmehr dem eifrigen Gebet ſeiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menſchen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte ſein Leben in einem Kloſter auf der Inſel Kreta zu, ſtarb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidniſchen Dichter instigante Diabolo nachſagten, im Geruch der Heiligkeit, und ſeine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt aus der Art ſo religiöſer Voreltern zu ſchlagen, ging, ſobald er konnte, in eine Wildniß, und ſtiftete unter dem Namen Mercurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen Quiproque Anlaß gab. Er und ſeine Jünger lebten nach einer ſehr ſtrengen Regel. Ihr Kloſter war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; ſie nährten ſich von Kräutern und Wurzeln, und kleideten ſich in ungegerbte Ziegenfelle. In dieſem etwas wilden Ordenshabit ſahen ſie zwar den Einſiedlern, welche in ſpätern Zeiten die Thebaiſche Wüſte bevölkerten, ziemlich ähnlich: aber die Nachwelt, die ſich nicht einfallen ließ, hinter dieſen Waldmenſchen in behaarten Ziegenfellen morgenländiſche Mönche zu ſuchen, verwandelte den ehrwürdigen Pater Abt Mercur und ſeine geiſtlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenſchen, und den hebräiſchen Namen Sairim, den ſie vermuth-

lich ihres ziegenböckiſchen Anſehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlaſſe Ihnen, wie billig, das Mährchen vom Melchiſedech, dem König von Salem, welches P. Bolduci aus dem heil. Anthanaſius anführt, und begnüge mich nur zu ſagen, daß dieſer Melchiſedech, nachdem er ſieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend, und von wilden Früchten lebend, in Beſchaulichkeit und Abtödtung ſeines Fleiſches zugebracht hatte, wieder herabſtieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherren ſtiftete, deren Vorſteher nach ihm Heber, der Großureltervater Abrahams, war. Dieſes Stift war eine Zeitlang in ſehr blühenden Umſtänden, und das allgemeine Novitiathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Paläſtina; bis ſich die Jebuſiter von Jeruſalem Meiſter machten, und die Religioſen des heil. Melchiſedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuſchlagen. Dieſe bewieſen ſich hier ſo mächtig in Worten und Werken, daß ſie den Namen Gibborim, die Starken, oder die Rieſen erhielten. Nimrod und ſein Sohn Ninus waren Mönche dieſes Ordens. Der erſte, der deßwegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, ſtarb im Geruch der Heiligkeit, und ſein Sohn ließ ihm ein Grabmal errichten, worauf ſeine Bildſäule in koloſſaliſcher Größe, unter dem Namen St. Baal (ſo viel als der Titel Vestra Dominatio, oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenſtand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job (Hiob) zog ſich in ſeinen alten Tagen in eines von den Klöſtern dieſes Thales zurück; und Dom Abraham, außerdem daß er ihr Kloſter-Vater (père temporel) *war, und ſich die* Beförderung ihres Zeitlichen

ſehr angelegen ſeyn ließ, machte ſich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hoſpitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängten, vornehmlich Wittwen und Waiſen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihundert und achtzehn Knappen dieſes Ordens bei ſich, als er ſeinen Bruderſohn Loth aus den Händen der vier Könige, oder Kaziken, rettete, die ihn, nach der Niederlage des Königs von Sodom und ſeiner vier Bundesgenoſſen, mit aller ſeiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 jungen Männer, mit deren Hülfe Abraham dieſe That verrichtete, weder ſeine Söhne noch ſeine Knechte, ſondern Religioſen ſeines Ordens, die aber noch im Novitiat ſtanden, geweſen ſeyen, iſt unter anderm auch daraus klar (ſagt P. Bolduci), weil ſie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joſeph erhielt das große Kreuz dieſes Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeiſter war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelech, ſeinem Vorfahren, dieſe Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeiſtern zeichneten ſich Moſes und Joſua vorzüglich aus, und der Orden ſtieg unter ihnen zu ſeinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa u. ſ. w. waren nichts anders als Ordenshäuſer dieſer Abkömmlinge von Henoch, die unter den verſchiedenen, aber immer ebendenſelben heiligen Orden bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim, mit Rieſenſchritten zur (mönchiſchen) Vollkommenheit emporſtiegen. Bei allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß dieſe Religioſen nach Moſes und Joſua's Zeiten ziemlich ſchnell dermaßen aus der Art ſchlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine ſchreckliche Art *über ſie ausbrach*, und die Iſraeliten Befehl erhielten, den

ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf dem Berg Carmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dank dem Himmel! — höre ich Sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem Klosterwitz meines ehrlichen Capuciners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß P. Bolduci dieß alles wenigstens mit eben so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avranches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aesculapius, Mercurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cecrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen, in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus, und die Musen, in Maria, oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wohl denken, mein Freund, daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer gibt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur ein Capuciner seyn, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen, und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher in Mönche zu verwandeln. Sie

finden dieß so unglaublich, daß Sie sich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicatesse zu verstehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Capuciner Bolduci in Person, oder sein Buch in natura vor Augen stelle, oder wenigstens die Quelle entdecken müsse, woraus ich meine Angaben geschöpft habe, wenn Sie nicht glauben sollten, daß alle diese Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des seraphischen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden seyen. Wohlan denn, weil Sie mir doch so nahe zu Leibe gehen, so sollen Sie alles erfahren, was ich selbst von der Sache weiß.

Was also zuvörderst die Person des Paters Bolduci betrifft, so wäre es mir zwar, schon um der einzigen Ursache willen, daß er — mehr als hundert Jahre lang todt und begraben ist, nicht wohl möglich, ihn selbst ohne Hülfe eines magischen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu stellen: aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Capuciner-Ordens, zu Bologna floriret, und außer verschiedenen andern gelehrten Werken ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfassung von Anfang der Welt bis auf Moses), herausgegeben hat: dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann darstellen. *) Die Entdeckungen dieses eruditen Capuciners,

---

*) Die Biographie universelle nennt ihn Jacques Bolduc, und gibt an, er sey 1580 zu Paris geboren. Von seinen Werken werden angeführt: 1) Commentarius in epistolam S. Judae, Par. 1620. 4. — 2) Commentaria in librum Job, Par. 1619. 4. 1631. 1638. 2 Bde. f. 3) De ecclesia ante legem, Lyon 1626. 8. und zuletzt

die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, ſind freilich nicht aus der Quelle ſelbſt geſchöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verſchaffen können; ich ſchöpfte ſie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im vorigen Jahre erſchienenen Buche: Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en France, prouvée par l'Histoire Philosophique du Monachisme betitelt: es iſt aber kein Zweifel, daß der Verfaſſer desſelben das beſagte Bolduciſche Werk ſelbſt vor Augen liegen gehabt habe, wiewohl er (nach Gewohnheit der meiſten Franzöſiſchen Compilatoren) unnöthig fand, ſich genauer darüber zu erklären, und wenigſtens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Eben ſo wenig Urſache finde ich zu zweifeln, daß er in Darſtellung der ſeltſamen Meinungen dieſes Capuciners über den Urſprung und Fortgang des Mönchthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen ſey; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, deſſen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit iſt, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfaſſer ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich alſo verſichert, daß wir aus dem Buche des P. Bolduci ſelbſt wenig klüger werden dürften, als aus dieſem Auszuge, auf deſſen Zuverläſſigkeit wir uns um ſo gewiſſer

---

Ausgabe mit einem zweiten Theil unter dem Titel: De ecclesia post legem, liber unus Anagogicus, Par. 1630. 4. Straßb. 1664 u. 1706. 4) De orgio Christiano libri tres, in quibus declarantur antiquissima S. Sanctae Eucharistiae typica mysteria. Lyon 1649. 4. Hierin ſucht B. zu beweiſen, daß Adam und Noah die Stifter des heil. Abendmahles ſeyen; der erſte habe Weizen gepflanzt, und der zweite Wein bereitet, als die ſinnlichen Subſtanzen, mit denen *es das größte* Myſterium der chriſtlichen Kirche *zu thun habe.*

verlaſſen können, da das Original wahrſcheinlich in den Franzöſiſchen Kloſterbibliotheken häufig genug zu finden ſeyn wird, um dem Verfaſſer den Gedanken einer Verfälſchung moraliſch unmöglich zu machen; wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß er in Darſtellung und Zuſammenordnung der Thatſachen, womit ſein Werk angefüllt iſt, das Lob der Präciſion, welches ihm ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt ſo viel daran, daß es den Namen einer philoſophiſchen, d. i. mit philoſophiſchem Geiſte und alles umfaſſendem Scharfblicke geſchriebenen Geſchichte des Mönchthums verdiene, daß der erſte Theil (wenigſtens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geſchrieben iſt, an welche Franzöſiſche Schriftſteller in Werken dieſer Art ſonſt Anſpruch zu machen pflegen. Kurz, wiewohl es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation iſt, ſo iſt es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Luſt und Beruf in ſich fühlen ſollten, eine philoſophiſche Geſchichte des Mönchthums zu unternehmen, ſo würden Sie ſich, dieſer angeblichen Histoire philosophique ungeachtet, immer mit gutem Gewiſſen als den Beſitznehmer von einer Provinz, die noch niemand angehört, betrachten können.

7.

Borussias von Jenisch. *)

1790.

a.

Ein episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertreibung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl, sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wider den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzugroßen Furchtsamkeit beschuldigen, wenn ich über die Fragen — ob der

*) Erschien 1794 zu Berlin bei Himburg. Jenisch war gewiß ein Mann von vielem Geist und seltnen Talenten und Kenntnissen, der ein gerechtes Selbstvertrauen zu sich haben durfte, sich aber doch wohl überschätzte, und in den Tempel des Ruhms einzustürmen suchte, und dieß von so vielen Seiten versuchte, bis der Unglückliche — der in der That nicht so geschätzt wurde wie er es verdiente — mißmuthig über die Gränze des Lebens hinüberstürmte. Auch die Borussias fand nicht die gehoffte Aufnahme, und die Xenien sprachen sich darüber nur allzu sarkastisch aus, vielleicht gerade um so mehr, weil Schiller selbst sich mit einer ähnlichen Idee herumgetragen, sie aber hatte fallen lassen aus Gründen, wie sie Wieland hier anführt. Kretschmanns Urtheil des Barden Ringulf, der mit Jenisch in die Schranken treten wollte, findet man in dessen Briefen an Gleim im jetzigen Jahrgange des Conversationsblattes. Wie gelungen oder mißlungen aber das Gedicht sey, so wird man zugeben, daß Wielands Erklärung darüber Beachtung verdiene.

Ungenannte durch die mitgetheilten Proben bereits bewiesen habe, daß er den Ulyssesbogen spannen könne? Ob seine Seele groß genug sey die große Seele Friedrichs des Einzigen zu umfassen, von ihr ganz durchdrungen zu werden, und sich innig genug mit ihr zu identificiren, und mit Friedrichs Augen sehen, Friedrichs Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er erfliegt, in jede Tiefe, in die er herabschießt, folgen zu können? Ob er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß sein Sujet eine ihm eigene Art von menschlicher Größe und Erhabenheit in sich habe, die, wofern er sich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, seinem Gedichte, in Ansicht der Wirkung, die es auf alle Menschen aller Zeiten, von welcher Nation und Partei sie seyn mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneiden und Henriaden geben, und es zu einem so einzigen Dichterwerke machen würde, als sein Held, und das ganze große Drama seines siebenjährigen Kampfes mit sechs gegen ihn verschwornen Mächten, mit dem Schicksal und selbst mit den Schranken der menschlichen Natur — einzig in der Geschichte ist? — Sie werden (sage ich) es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle diese Fragen noch kein entscheidendes Urtheil fälle. Alles was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß ich — wahrlich nicht aus einem Ueberfluß von selbsteignem Muthe — ein wenig für den Dichter zittre. — Hat er (er, der selbst gestehet, daß ihm die Idee dieses Gedichtes erst vor wenigen Wochen gekommen) auch wohl die ganze furchtbare Größe seiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? Hat er alle Schwierigkeiten ermessen, die er zu überwinden hat, sich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den letzten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wohl mit dem *raschen Entschluß jenes* jungen Französischen Paladins,

— unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's —

nicht durchzukommen seyn!

Fassen Sie aber gleichwohl aus meinem Zittern kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der Borussias! Was ist natürlicher als ein wenig zu erschrecken, wenn wir einen andern etwas Gefahrvolles unternehmen sehen, dessen uns zu unterfangen wir selbst nicht gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein wenig gezittert haben, wenn Sie dabei gestanden wären, als der schöne Phaëthon, von jugendlichem Selbstgefühl und Vertrauen gebläht, vor den Sonnengott trat, sich die Gewährung einer Bitte zuschwören ließ, und dann um die Erlaubniß bat, seinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzuwahrscheinlich,

— Vitreo daturas
nomina ponto!

Doch, wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was daraus entstehen kann, das mag daraus entstehen,
„Mir ziemt es nicht so was voraus zu sehen!"

desto besser für ihn und uns! — Also nichts weiter hievon! Ferne sey es von uns, jemand abschrecken zu wollen, der etwas Großes in unsern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird sich auch der Mann, der ein solches Abenteuer bestehen kann, durch unser Zittern nicht erschrecken lassen!

Aber eine andre Frage, über welche ich mich nicht enthalten kann, Ihnen ein Paar Worte zu sagen, ist diese: ob es rathsam gewesen sey, einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Deutschen *Fürsten zum Helden*, und also eine noch *so frisch in aller Menschen* Andenken liegende Geschichte,

wie der siebenjährige Krieg ist, zum Stoff einer Epopöe zu erwählen? — Und da gestehe ich unverhohlen, daß ich sogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewohl es schon bald zweihundert Jahre sind, daß er nur noch in der Geschichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuschung seyn, aber wenigstens scheint es (vielleicht bloß von Gewohnheitswegen) den meisten Menschen natürlich zu seyn, sich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperson einer Epopöe zu denken. Wir sehen ihn und seine Thaten noch als ein ausschließliches Eigenthum der Geschichte an, und je mehr uns daran gelegen ist, von einem sehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren; je mehr wir ein ganz getreues und unverschönertes Bildniß (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu besitzen wünschen, je größer der Werth ist, den wir auf die kleinste zuverlässige Anekdote setzen, die uns einen Zug seines Charakters liefert: desto ungeneigter sind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealisiren, einzuräumen. Und, wenn dieser sich auch noch so genau an die bloße historische Wahrheit zu halten verspricht, und wirklich hält, so bleibt doch, da er nun einmal ein Dichter ist und die Gewalt quidlibet audendi von Rechts- und Gewohnheitswegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Besorgniß übrig, daß er sich seines Rechts bedienen, und aus dem historischen Helden, an dem wir alles bis auf seine Fehler, Schwachheiten und Muttermale lieben, einen romantischen und idealischen machen werde, der uns, wie edel und exemplarisch er auch seyn möchte, nur bloß darum schon zuwider ist, weil er nicht mehr der Mann selbst ist, den wir aus seiner Geschichte, aus dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, und (was bei Friedrich II hauptsächlich

in Betrachtung kommt) aus ſeinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allem dieſem Gegebenen, jeder nach ſeinem Vermögen, ein beſtimmtes Bild in unſrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit ſeinem Namen in uns verbunden iſt, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt, wir müſſen den Helden einer Epopöe ſchon ſo viele Jahrhunderte lang todt und begraben wiſſen, daß ſeine Geſchichte (zumal wenn ſie ſo viel Unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantiſchem Mythus für uns geworden iſt, wenigſtens doch aus einer ſo großen Zeitferne einen gewiſſen edlen Roſt des Alterthums gewonnen, und der Held ſelbſt das Koloſſaliſche und Götterähnliche in unſrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epiſchen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroiſchen Muſe qualificirt zu ſeyn.

Doch geſetzt auch, man erlaubte einem Dichter ſich über die Bedenklichkeit wegzuſetzen — und wer ſich zum Sänger Friedrichs II geboren fühlt, wird ſich dieſe Erlaubniß wohl ſelbſt nehmen, und zu ſeiner Rechtfertigung Gründe genug finden — ſo bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungeſtraft wegſpringen kann. Und dieſe iſt: daß es, eben wegen der Neuheit der Begebenheiten, ſchwer, wo nicht unmöglich iſt, daß der Dichter einer Boruſſias, zumal wenn er ein Boruſſe iſt, nicht Partei gegen die Feinde ſeines Helden nehme, und im Feuer ſeiner begeiſterten Liebe für ſeinen König und ſein Vaterland den Charakter, die Beweggründe, Geſinnungen und Handlungen jener Fürſten und Nationen, die am Ende doch bloß ein entgegengeſetztes politiſches Intereſſe zu Gegnern ſeines Helden machte, in ein falſches, gehäſſiges, *oder doch nachtheiliges Licht* ſtelle. Eine Parteilich-

keit, welche — außer dem, was in andern wichtigern Rückſichten gegen ſie einzuwenden iſt — für den Dichter ſelbſt und für ſein Wort den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der Preußiſchen Monarchie gearbeitet zu haben, und ſich wenig Beifall von allen jenen Nationen verſprechen zu dürfen, die ſich in ihrem Fürſten von ihm mißhandelt glauben. Denn da ihm nun einmal alles daran gelegen iſt, die Gerechtigkeit auf ſeines Helden Seite zu haben: ſo ſieht er ſich gezwungen, um alles Verhaßte des verderblichen menſchenfreſſenden Krieges, den er beſingen will, auf die Gegenpartei zu wälzen, ihr die abſcheulichſten Leidenſchaften und Geſinnungen zuzuſchreiben; und dieſe Unbilligkeit (denn Unbilligkeit iſt und bleibt es immer in den unverfälſchten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur ſchlecht gemildert, daß der Poet ein ſcheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrſcher der Völker, wenn ſie die Menſchen nicht lieben, zu ſeinen Genien weiht, und mit Ehrgeiz, räuberiſcher Habſucht, Neid, Rache, und der grauſen Hyäna Politik, an der Seite, ihnen ſeine Wuth in die ehernen Buſen einhauchet,

daß ſie die ſceptergehorchenden Völker dem Elende geben u. ſ. w.

Denn weil kein Menſch an die Exiſtenz eines ſolchen Dämons glaubt, ſo fällt alles auf die armen Könige, und hauptſächlich auf Maria Thereſia zurück, welche die Seele des geheimen Bündniſſes gegen Friedrich II war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Abſicht dabei hatte, als ihr liebes Schleſien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht kraft eines rechtlichen Spruchs der Aſträa und Themis von ihr genommen, ſondern ihr durch blutige Siege *abgedrungen hatte*. Die Parteilichkeit, die der Dichter durch

die moraliſche Darſtellung der Sache begeht, wird in den Augen aller Unparteiiſchen deſto auffallender und widerlicher, weil es weltbekannt iſt, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da wo die Ströme des Feuers, ewige Marter aufflutend, die flammendſten Wirbel vermiſchen, von der wüthendſten Furie geboren wurde, ſondern daß es der große Friedrich ſelbſt war, der durch ſeine Eroberung Schleſiens den Anfang machte, den ſeligen Frieden, der in Deutſchland herrſchte und vom Segen der Laude und Städte troff, zu ſtören, und die Freuden des ſeligen Deutſchlands zu trüben — und der dieſe von ſeinem Anti-Machiavel ſo grell abſtechenden Handlung in ſeinen eigenen Schriften, durch keine andern Gründe rechtfertigen kann noch will, als durch ſolche, die ihm die grauſe Hyäna Politik in den Buſen gehaucht hatte. — Warum muß ſich nun Maria Thereſia von dem Dichter mit einem ehernen Buſen beſchenken, und nebſt ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen ſchlummernden Rieſen überfällt, vergleichen laſſen: der Rieſe Friedrich hingegen als der gerechteſte, mildeſte und menſchenfreundlichſte aller Helden geſchildert werden?

Ich glaube alles zu wiſſen, was der Dichter der Boruſſias zu ſeiner Entſchuldigung ſagen kann: aber die Welt läßt in Werken des Genie's und der Kunſt nicht Entſchuldigung gelten. Homer, wird ſie ſagen, war ein Grieche, und liebte ſein Vaterland wohl ſo gut als ein anderer; und doch würde man in ſeiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens ſuchen. Sein Jupiter ſelbſt iſt nicht ſo unparteiiſch als er. Dafür iſt aber auch dieſes reine menſchliche Verhältniß gegen alle ſeine Perſonen ohne Ausnahme kein geringes *Verdienſt des großen* Dichters qui nil molitur

ist gerade sein höchstes Verdienst;
ungeachtet sein Sujet an sich selbst so
allgemeines Interesse verspricht,
allgemeinsten, anziehendsten
Dichter macht. Warum stellte sich
den Homer, den er sich in Ab=
der Ausbildung seiner Gleichnisse zum
haben scheint, nicht lieber in einem so
diese politische Unparteilichkeit ist, zum
Freilich würde nicht nur die Art der Aus=
etwas anders, als sie jetzt ist, geworden
vermuthlich das Ganze mit allen seinen Theilen
andre Art in seinem Kopfe geordnet haben! Da
Frage ist, ob er sich auf einem Wege, der dem
eingeschlagenen so entgegengesetzt ist, zum Ziele zu
getraut hätte: so wäre es unbillig, sich länger bei
Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht, vermöge seiner
Vorstellungsart, nicht vermeiden konnte, ohne sein
Vorhaben selbst aufzugeben — welches ich auf keine
wünsche.

---

b.

1 7 9 2.

Friedrich II ist indeß vielleicht auch darin der Einzige,
er groß genug war, um schon in dem ersten Jahrzehnt
einem Ableben der Held einer Epopöe zu seyn. Kein
dem Dichter, der Muth und Kraft in sich fühlt,
nem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leich=
gemacht; — leichter, weil es keiner Erdich=

tungen, keiner Hülfsquellen aus dem Reiche der Phantaſie und des Wunderbaren bedarf, um ſeinen Charakter und ſeine Thaten zu veredeln und intereſſanter zu machen; ſchwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobei ihm ſein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, ſich von dem Geſchichtſchreiber zu unterſcheiden, als poetiſche Darſtellung der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit. Aber wenn in dieſer Rückſicht der Sänger des frommen Aeneas und des Capitano

che il gran sepolcro liberà di Cristo,

große Vortheile über den Sänger Friedrichs hatte: ſo kömmt dafür dieſem letztern zu Statten, daß ſein Held ſelbſt beinahe alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requiſiten, die ihm mit dem Geſchichtſchreiber gemein ſind) kaum etwas anders als die Gabe der lebendigſten Darſtellung und einen hohen Grad deſſen, was man unter Poeſie des Styls und Muſik der Verſification verſteht, nöthig hat, um ein vortreffliches und ewig dauerndes Werk aufzuſtellen.

— — — Die Boruſſias iſt bereits vollendet, und befindet ſich in dieſem Augenblick in den Händen der Ariſtarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug iſt zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß ſie es an dem corrige sodes hoc et hoc nicht werden ermangeln laſſen; welches ich, in einem Falle wie dieſer, für eine große und verdienſtliche Pflicht anſehe. Es ſey auch mir erlaubt, etwas, ſo wenig es auch iſt, zur Ausſolirung eines Werkes beizutragen, das nur durch den möglichſten Grad von Vollkommenheit ſeines Gegenſtandes und Zwecks würdig ſeyn kann.

Versification. Der Herameter ist, meines Erachtens, die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die Griechische, so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die große Majorität aller Deutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß Deutsche Herameter entweder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet seyn müssen, oder unausstehlich sind. An der Versification der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verfasser scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man sich nicht leicht erlauben sollte: „daß der Accent allein die Länge der Sylben entscheidet," und also alle dreisylbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Sylbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müssen. Dieser Regel zufolge kann ich keinen Vers, wie dieser, gelten lassen,

Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht,

Weichlichkeit wird hier wie — ⏑ — scandirt; da es aber ein Daktylus ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das willkürliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten Sylben sollte nicht gelten, es wäre denn daß ein besonderer Nachdruck im Declamiren auf das ganze Wort zu legen wäre, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint), eine Sylbe zu wenig.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verſe,

und die Empfindſamkeit, viel ſinnend mit denkender Stirne.

Von Verſen, welche wenigſtens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir ſchmeichle) durch Härte und ſchweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei zum Beiſpiel an:

„über die ſchamerröthende Wange rollte, daß er ſelbſt
— — — „den Schrecken
„ſeiner Feinde, übt er unnachläſſig zum Streite.“

Ich habe mich ſchon bei mehrern Gelegenheiten gegen die Verſe erklärt, worin der Herameter durch die Cäſur in zwei gleiche Theile geſpaltet wird, wie z. B.

„der gottheiligen Menſchheit || hochgeweihete Rechte,“

(wo überdieß der Artikel „der“ entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und

Wie der Beherrſcher des Himmels || wenn die Richter der Menſchen ꝛc.

Einmal kommen ihrer gar zwei hintereinander vor:

„Sieger der Königin Deutſchlands || nennen den Helden der Brennen
„alle Völker der weiten || menſchenernährenden Erde.“

Der unmittelbar folgende

„Sein, ſein ſind Sileſiens || waffenerſtrittene Gauen.“

thut, weil der den Abſchnitt machende Fuß ein Daktylus iſt, nicht völlig dieſelbe widrige Wirkung, fällt aber doch, ſeiner beiden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr ſelten, wiewohl immer ungern, möchte ich einen Vers dieſer Art

Versification. Der Herameter ist, meines Erachtens, die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die Griechische, so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die große Majorität aller Deutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß Deutsche Herameter entweder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet seyn müssen, oder unausstehlich sind. An der Versification der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verfasser scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man sich nicht leicht erlauben sollte: „daß der Accent allein die Länge der Sylben entscheidet," und also alle dreisylbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Sylbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müssen. Dieser Regel zufolge kann ich keinen Vers, wie dieser, gelten lassen,

Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht,

Weichlichkeit wird hier wie — ⏑ — scandirt; da es aber ein Daktylus ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das willkürliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten Sylben sollte nicht gelten, es wäre denn daß ein besonderer Nachdruck im Declamiren auf das ganze Wort zu legen wäre, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint), eine *Sylbe zu wenig.*

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verſe,

und die Empfindſamkeit, viel ſinnend mit denkender Stirne.

Von Verſen, welche wenigſtens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir ſchmeichle) durch Härte und ſchweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei zum Beiſpiel an:

„über die ſchamerröthende Wange rollte, daß er ſelbſt
— — — „den Schrecken
„ſeiner Feinde, übt er unnachläſſig zum Streite."

Ich habe mich ſchon bei mehrern Gelegenheiten gegen die Verſe erklärt, worin der Herameter durch die Cäſur in zwei gleiche Theile geſpaltet wird, wie z. B.

„der gottheiligen Menſchheit || hochgeweihete Rechte,"

(wo überdieß der Artikel „der" entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und

Wie der Beherrſcher des Himmels || wenn die Richter der Menſchen ꝛc.

Einmal kommen ihrer gar zwei hintereinander vor:

„Sieger der Königin Deutſchlands || nennen den Helden der Brennen
„alle Völker der weiten || menſchenernährenden Erde."

Der unmittelbar folgende

„Sein, ſein ſind Sileſiens || waffenerſtrittene Gauen."

thut, weil der den Abſchnitt machende Fuß ein Daktylus iſt, nicht völlig dieſelbe widrige Wirkung, fällt aber doch, ſeiner beiden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr ſelten, wiewohl *immer ungern*, möchte ich einen Vers dieſer Art

hingehen laſſen: aber ich fürchte, ſie kommen in der Boruſſias zu häufig vor. Das Beiſpiel Homers kann hierin einem Deutſchen Verſificator nicht zu Statten kommen; theils, weil man Homern nicht in ſeinen Nachläſſigkeiten nachahmen ſoll, theils weil dieſe Art Verſe in der Griechiſchen Sprache nicht ſo widrig klingen als in der unſrigen.

Beiwörter. Ob der Dichter der Boruſſias nicht überhaupt die Beiwörter zu ſehr liebe, und ob neun malende, zum Theil fünf- und ſechsſylbige Beiwörter in achthalb Verſen (wie in dem einen Gleichniß a) nicht zu viel ſeyn möchten, will ich andern zu entſcheiden überlaſſen; wenigſtens wünſche ich alle müßigen, und im Grunde bloß den Vers ausfüllenden verbannt zu ſehen; wie z. B. der „ſcepter- und krongeſchmückte Jüngling, thronende Fürſten, menſchenernährende Erde, der männerlenkende Mavors," und dergleichen. — „Der gottheiligen Menſchheit hochgeweihete Rechte," habe ich ſchon oben als einen übelorganiſirten Vers erwähnt; hier denunciire ich die beiden Beiwörter vor Ramlers und Moritzens Richterſtuhle. Die großen zuſammengeſetzten Beiwörter, wie die „trübſalumdrängte Seele, die waffenerſtrittene Gauen, die ſceptergehorchenden Völker, der hüttenbeſtreuete Flecken," und dergleichen, würde ich (ohne Furcht, daß Homers Schatten deßwegen auf mich zürne), ſo viel immer möglich, und ſolche Zuſammenſetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen, gänzlich vermeiden. Auch gegen den Vers

Kummerlinderer, Zährenabtrockner, Sorgenbefreier
nennen ſie ihn, —

lehnet ſich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn ſtehen zu laſſen.

Gleichniſſe. Herr J. hält gutgewählte und ausgemalte *Gleichniſſe mit Recht* für ächte Auszierungen eines

epiſchen Gedichtes; und hierin zu homeriſiren, wie er öfters thut, finde ich lobenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Perſon thut. Nicht ſo, wenn er Friedrichs alten Lehrer dem Großfürſten Peter die Erzählung von Friedrichs Erziehung, Charakter und Thaten machen läßt! Da dünkt mich (zumal in dem Munde eines modernen Neſtors), ſind ausgemalte Gleichniſſe, wie deren gleich zu Anfang zwei hintereinander vorkommen, und wie das an ſich ſehr ſchöne Gleichniß von dem „jungen Eichenſprößling" auf der ragenden Alpe „hochbeſchneietem Gipfel," und das andre „wie am lieblichen Abend" b) jedes in achthalb Verſen, ſehr ungehörig. Schön — sed nunc non erat hic locus, ſagt Horaz. Ganz widrig auffallend aber iſt die monotoniſche Conſtruction der in dieſer Rede des alten Neſtors ſo ſehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder mit Wie und Alſo.

Solche ambitiosa ornamenta — delere jubebat Quintilius.

Nur noch einige Kleinigkeiten, weil ich hier doch einmal die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter ſtatt der gewöhnlich zuſammengeſetzten, wie wahren ſtatt bewahren, walten ſtatt verwalten, nicht ſchlechterdings: aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch ſolche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch als um nicht immer Friedrich ſagen zu müſſen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luthers Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, ſollte es nicht pro lubitu ſtatt eines andern ähnlichen, ſondern wie als die ſtärkſte poetiſche Farbe in der ganzen Schattirung

zu der es gehört (ehrwürdig, ernſt, erhaben, furchtbar, majeſtätiſch, heilig, hehr), und alſo ſehr ſparſam gebraucht werden; welches, meines Erachtens, überhaupt von mehreren alten Wörtern gilt, die, eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, in der poetiſchen Farbengebung Effect machen könnten, wenn man ſie nur ſelten und immer am rechten Orte anzubringen wüßte.

Herr J. nennt Friedrichs große Gegnerin, die Kaiſerin Maria Thereſia, mitunter auch Thereſe. Dieß klingt in der Hälfte von Deutſchland (wo es oft in einem Hauſe drei, vier, und noch mehr Thereſen gibt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karls VI. Ich würde ſie, wo ich ihren Namen nennte, nie anders als Thereſia heißen; und das aus eben dem Grunde, warum ich die Ruſſiſche Katharina weder Kathrine noch Thrine nennen würde. Thereſe und Kathrine ſind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachläſſigkeiten, welche der wichtiger beſchäftigten Aufmerkſamkeit ſo leicht entwiſchen, gehört wohl auch die ſchwellende Seele, die am Schluß eines Verſes auf die fürſtliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nämliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunſtwort vergeſſen, womit die Grammatiker dieſe maculam beehrt haben; aber eine macula iſt es gewiß. Eben ſo unvermerkt ſcheint ſich auch das „der Neſtor — ermangelte nicht,“ u. ſ. w. aus dem Kanzlei- und Zeitungsſtyl eingeſchlichen zu haben; eine Art zu reden, die wohl allenfalls in einem komiſchen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poeſie verbannt bleiben muß.

Doch manum de tabula! — Ich habe nur kleine Flecken, zur Probe, gerügt, und überlaſſe wichtigere Ausſtellungen den Kunſtrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die

mehr Muße dazu haben als ich. Beiläufig erinnere ich nur noch, daß ich (zumal in billiger Rückſicht auf mein eigenes Intereſſe) auf den Horaziſchen nonum prematur in annum in Abſicht der Boruſſias keineswegs beſtehen möchte. Ich bin von Hrn. J. verſichert, daß er mit einem Werke von dieſer Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen, und uns das Ganze nicht eher geben wird, bis alles ſo gut und fehlerlos iſt, als er ſelbſt, mittelſt der Erinnerungen ſeiner Ariſtarchen, es dermalen nur immer machen kann. Ein novem musis caelatum und omnibus numeris perfectum opus iſt kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fordern berechtigt; und hier gilt das ubi plurima nitent etc. mehr als bei irgend einem kleinen Product der Muſenkunſt. Aber ein Werk wie dieſes wird durch den erſten Druck der Feile des Verfaſſers nicht entzogen. Da er nichts Größeres mehr unternehmen kann, ſo bleibt es immer das Hauptgeſchäft ſeines Lebens, an der Vollkommenheit desſelben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.

---

a) — — — Wie auf der ragenden Alpe
Hochbeſchneietem Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
In der Mitte des raſenden Sturms, der rollenden Donner
Und des rauſchenden Bergſtroms ſteht, und wächst, und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er — zum Maſte gehauen,
Stolz auf dem Ocean wogt, uns, ein Trutz der Orkan' und der Donner,
Den vielrudrigen ſegelgeflügelten Wagen Poſeidons
Ueber die weithinſchallenden Tiefen des Meeres hinſteuert:
Alſo bildet ſich Friedrichs erhabene Seele im Unglück.

b) — — — Wie am lieblichen Abend,
Wenn die Sonn' am röthlichen Himmel gefällig verweilet,
Unter des dichtbeblätterten Baumes schirmendem Laubdach,
Welches der hangende Ball mit sanftem Schimmer vergoldet,
Alle Wohner des nahen Gebüsches, dem regenumträuften
Hain entschlüpfend, die letzte Wonne des sterbenden Tages
Trinken, und jubelnd Gesang zum schallenden Himmel ertönen,
Daß der hinhorchende Pflüger die schwere Egge nicht fühlet:
Also flocken die Wohner des fernen Auslands in Friedrichs
Menschenernährenden Staat.

8.

Ueber
Sebastian Brants Narrenschiff *)
und
Dr. Johann Geylers von Kayserberg Weltspiegel.

1776.

Sebastian Brants Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grunde liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch

*) Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, studirte zu Basel, wurde 1489 Doctor der Rechte, die er auch bis 1494 lehrte. Wegen seiner Rechtskenntniß berühmt, wurde er von Maximilian I an dessen Hof berufen und zum kaiserlichen Rath ernannt; zuletzt war er Kanzler in seiner Vaterstadt, wo er 1520 starb. Man sehe außer Jördens im Lex. Deutsch. Dichter und Prosaisten Eschenburgs *Denkmäler Altdeutscher* Dichtkunst S. 297 — 338.

ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet, und unter 113 Kapitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht in dieser Art Ehre machen würden. Körnig und gedrungen wird sein Ausdruck am meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt, und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satyren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dieß Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Deutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und ausgesogen waren, als sie es seither geworden sind. Brants Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochdeutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich, und (mit einer Menge andrer brauchbarer *alter* Wörter) von spätern *anmaßlichen Sprachverbesserern unverständiger* Weise aus der

Schriftstellersprache ausgemerzt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Theil dieser außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt, und (wenigstens) in die komische, launige, satyrische und burleske Schreibart — versteht sich, mit Auswahl und Geschmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier ersten Bücher des verdeutschten Amadis von Gallien, der Theuerdank, der Froschmäusler, die Werke Hans Sachsens und viele andere würden, nebst dem Brantischen Narrenschiffe, reichliche Ausbeute zu dieser Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir dessen sehr bedürfen, ist wohl keine Frage, wenigstens sehe ich kein besser Mittel, wie unsrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unsre ziemlich abgeschossenen poetischen Farben wieder aufgefrischt werden könnten.

Der Werth des Narrenschiffs ist also nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebastian Brants, und nicht nach dem Effect, den es auf die unsrige machen würde, abzuwägen. Als ein Gedicht betrachtet, ist es weit unter denjenigen von unsern Dichtern des 16ten Jahrhunderts, welche classisches Ansehen verdienen, und, so der Himmel will, auch noch erhalten sollen. Indessen wollen wir doch den Lesern, die das Original nie gesehen haben, zu Gefallen, einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

* * *

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner vol,
Gar dick (oft) wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)

Wer ſchießen uß vil Armbruſt vill
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uf ſich ſelbſt viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß ſyn und anderſwo
Der iſt recht weder hie noch do.
Wer tun will, was eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt,
Und ſchlucken vil das im nit ſchmeckt
Und ſtrecken ſich nach dem Gedeckt, (Decke)
Und künnen pfulwen underſtrowen (ſtreuen)
Eyn jedem underm Ellenbowen
Und ſchmyeren yedem wol ſyn Styrn.
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter ſchmecken wol
Man wermbt ſich bald bey großem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) verſuchen dut
Dem dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann ſchlecht geſchmydt iſt bald bereit
Dem Wiſen liebt Eynfaltigkeyt.

* * *

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel Hant des Brief und Sygel gut
Wie daß ſie ſint von edelm Blut.
Sie went (wollen) die erſten ſyn von recht
Die edel ſint in irm Geſchlecht;

Wie wol ichs nit ganz ſtraff noch acht
Uß Tugend iſt all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Wer aber hett keyn Tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre noch gute Sitt
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürſt ſyn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend ſtat (ſteht)
Uß Tugend aller Adel gat (geht.)

* * *

Ich weiß noch einen, heiſt Hans Miſt,
Der will all Welt deß überreden
Er ſey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechſt und ſtaht;
Der doch nie kam ſo fern hinus,
Hett ſyn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurſt gebachen
Er hätts geſchmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümeris iſt uf Erd ſo vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt *)
Daß er will ſyn, das er nit iſt. —

* * *

*) *Von gebreſten.* Seine Krankheit, ſein Uebel beſteht darin.

Die sogenannten Predigten über das Narrenschiff von Dr. Johannes Geyler von Kayſersberg (ſ. dieſen Artikel) ſind (wie ich aus dem „Alten aus allen Theilen der Geſchichte“ 1. Bd. S. 244 fg. finde) um das Jahr 1498 von dieſem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach deſſen Tod im Jahr 1511 von Jacob Otther geſammelt und unter dem Titel: Navicula, sive speculum Fatuorum, in Lateiniſcher Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebſt der Lebensbeſchreibung Dr. Geylers von Beatus Rhenanus zum zweitenmale herausgegeben worden. Ich kenne dieſe Homilien oder Discurſe über Brants Narrenſchiff bloß aus einer deutſchen Ausgabe, ſo folgenden Titel hat: „Weltſpiegel, oder Narrenſchiff, darinn aller Ständt Schand und Laſter, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauf, gleich als in einem Spiegel geſehen und geſtraft werden: alles auf Sebaſtian Brants Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, chriſtlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einen ehrbarn chriſtlichen Leben. Sampt gewiſſer Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laſter zu erkennen. Weiland durch den Hochgelahrten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in Lateiniſcher Sprache beſchrieben, jetzt aber mit ſonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutſch gebracht, und erſtmals in Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Honiger von Tauber Königshoffen. Getruckt zu Baſel, durch Sebaſtian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII.“

In dieſer Ausgabe machen Brants Reime den Text und Geylers Discurſe den Commentarius, worin er ſich jeden Narrengeſchwarm (deren in allen hundert und eilf ſind) als mit einer Menge Schellen behängt vorſtellt, und dann unter *dieſem Namen der Schellen*, die verſchiedenen Subdiviſionen,

Gestalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Kapitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Discursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Laufs sowohl aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mitunter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung, Putz, Ergötzlichkeiten u. s. w. der Zeiten Kaisers Maximilian I würde dieß Buch von einem Deutschen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten ist — zu benutzen seyn. Diejenigen, welche Geylern übelgenommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine Art in den besondersten Detail der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16ten Jahrhundert sehr gewöhnlich; und nicht desto besser, daß man sie im 18ten gegen mehr oder minder scientifische, oder rhetorische, geblümte und verbrämte, philosophische oder sentimentalische, aber immer à la modische Declamationen über moralische und theologische Gemeinplätze, oder auch wohl (ut fit) gegen Reden, die wie ein Geschwätz im Schlafe tönen, vertauscht hat.

9.

Frau von Buchwald.

An Sophie von la Roche.

1790.

Wenn Sie, liebe Fr., die kleine Schrift des Hrn. Gotter, „zum Andenken der Frau von Buchwald," noch nicht kennen ſollten, ſo rathe ich Ihnen, ſich je bälder je lieber in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Denkmäler wie dieſes ſind in Deutſchland noch eben ſo ſelten als Perſonen, die ein ſolches Andenken hinter ſich laſſen. Wie wenige verſtehen die Kunſt, ſo zu loben, daß es wirklich ehrenvoll iſt, von ihnen gelobt zu werden; zu loben ohne zu ſchmeicheln, oder auch dann, wenn ſchonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinſel führt, zu ſchmeicheln ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwei Abſchnitte: der erſte enthält eine Schilderung des Charakters der Fr. v. Buchwald; der andere eine kurze Darſtellung ihrer Lebensgeſchichte, welche gleichſam die Belege zu dem erſten liefert. Anhangsweiſe iſt eine Ueberſetzung zweier noch ungedruckter Briefe von Voltaire an die ſel. Fr. v. Buchwald beigefügt.

Wenn ich nicht ſehr irre, ſo ſind die Geſetze, welche der berühmte Vorſteher der Malerakademie in London, Sir Joſua Reynolds, den Portraitmalern, unter welchen er ſelbſt eine der erſten Stellen einnimmt, in einer ſeiner akademiſchen Reden vorgeſchrieben hat, auch auf die moraliſchen Bildniſſe einzelner Perſonen anwendbar, und enthalten alles, was man *von einem Seelenmaler, der den* individuellen Charakter des

Geiſtes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer intereſſanten Perſon entwerfen will, fordern, und alles was man ihm zugeſtehen kann, wenn er nicht bloß für die Welt, ſondern (wie es meiſtens der Fall iſt) auch für die Freunde dieſer Perſon malt; zumal, wenn ihn ſein eignes Herz zum Verſchönern geneigt macht, und er alſo gewiſſermaßen mitten im Arbeiten immer gegen ſich ſelbſt auf der Hut ſeyn muß. Nach Reynolds Theorie iſt es nicht nur erlaubt, ſondern ſogar Pflicht des Portraitmalers, eine Perſon, ſo, wie ſie ſich uns zu ihrem größten Vortheile zeigt, darzuſtellen, inſofern es geſchehen kann ohne der Aehnlichkeit zu ſchaden, und alſo die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Perſon gerade das iſt, was uns am ſtärkſten intereſſirt, und wovon es allen ſeinen Werth erhält. Dieß (werden Sie vielleicht ſagen) könne bei einer Perſon von ſo außerordentlichen Vorzügen und Verdienſten, wie die Fr. v. B. war, eben keine ſchwere Arbeit ſeyn. Aber mir ſcheint es, gerade deßwegen, deſto ſchwerer. Erwägen Sie, ob es leicht iſt, mit einem vollen und überfließenden Herzen, nie zu viel zu ſagen? — ob es leicht iſt, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Perſon auch denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten, und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinſten, zarteſten und individuellſten Zügen und Formen ihres Geiſtes und Herzens vertraut genug werden mußten, um ſelbſt den kleinſten Fehler des Malers zu bemerken und verzeihlich zu finden; kurz, die ſich (wenn ich mich ſo ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit dieſe ſeltene Frau auf alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu ſeyn, und zu *finden, daß ſogar ein kleines* Mal an dem Gegenſtande ihrer

Bewunderung eine Grazie, oder ein Lichtpunkt ſey, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das alles, und geſtehen, daß eben eine ſo leichte als feſte Hand, und ein ſehr zarter Pinſel dazu gehöre, von einer ſolchen Perſon ein Bildniß aufzuſtellen, deſſen Aehnlichkeit jeden, der ſie kannte, beim erſten Anblick frappirt, und bei der genaueſten Prüfung der einzelnen Züge ſelbſt diejenigen, die am meiſten zu fordern und am wenigſten zu verzeihen geneigt ſind, befriedigen muß.

Da es keineswegs meine Meinung iſt, Ihnen das Leſen einer ſo leſenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, ſo erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollſtändigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich Ihrer Aufmerkſamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuſchreiben. Indeſſen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe eine einzige, wiewohl etwas lange Stelle auszuheben, wo Hr. G. denjenigen Vorzug der Fr. v. B., worin ſich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden, ſo zu ſagen, concentrirten, auf eine ſehr meiſterhafte Art charakteriſirt. Er hatte unmittelbar vorher von den ſeltenen Gaben geſprochen, womit die Natur ihren Geiſt ausgeſtattet hatte, und die bei ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umſtände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet worden waren. — „Blühende Einbildungskraft (ſagt er) ſtand bei der Fr. v. B. mit überraſchender Gegenwart des Geiſtes, der ſchnellſte Scharfſinn mit dem glücklichſten Gedächtniß, und bezaubernder Witz mit tiefer Einſicht in der ungewöhnlichſten Verbindung. Und bei allen dieſen unter ſich ſo verſchiedenen Eigenſchaften war ſie ſo ſehr Meiſterin des Ausdrucks, daß er ſich ihren Ideen ohne den geringſten Schein

von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomime unterstützten, Rede gleich kam." — Und nun fährt er fort: „weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger seyn als sie war, einen jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hineinzugehen, das Schwache zu schonen, den Irrenden unvermerkt zu Recht zu weisen, und dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wie viel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühls wird nicht dazu erfordert! Die Fr. von Buchwald besaß dieses Geheimniß ganz, und in ihm den unfehlbarsten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderlei Geschlechts und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen sie nie, ohne von ihr entzückt zu seyn. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde! Darum fühlte sich, wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bei Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft selbst den Wetteifer der Parteien zum Werkzeuge *ruhmlicher Absichten* zu machen. Darum endlich behauptete

ſie, bis zum letzten Augenblicke, ein Anſehen, deſſen unerſchütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren.“

Welch ein Ideal von einem Weibe, höre ich Sie ausrufen. Eine ſolche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, ſie würde die Zierde eines jeden Thrones geweſen ſeyn! — Ganz gewiß, l. S. Und dieſes Ideal war die Fr. v. B. Alles was Sie ſo eben geleſen haben, war ſie im buchſtäblichen Verſtande der Worte, und ſo viel auch damit geſagt iſt, ſo werden alle, die ſie gekannt haben, geſtehen, daß ihr Biograph keine Sylbe zu viel geſagt hat.

Dieſe bewundernswürdige Frau hatte ſchon ihr achtundſechzigſtes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den erſten Zutritt zu ihr verſchaffte — — und, m. Fr., ich ſchwöre es Ihnen bei den Grazien und Muſen, quarum sacra fero, niemals hat ein menſchliches Weſen mit einem ſolchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie dieſe — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und glänzend ſie immer hätte ſeyn mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre ſpäter, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem grünen Kanapee zu ſitzen, und die ſüße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieſes weiblichen Neſtors zu hören. Es iſt vielleicht nichts, das Ihnen einen anſchaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geiſtes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit ſie von einem Gegenſtande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich ſo ſagen kann) ſelbſt zur entgegengeſetzteſten überging, verſchaffen kann, als wenn ich Ihnen ſage: daß eben die ſiebzigjährige Frau, von welcher vielleicht kurz zuvor irgend ein großer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann, oder ein *adonifirter Elegante bezaubert* weggegangen war, ſich auf einmal

mit der größten Leichtigkeit in eine Platonische Diotima verwandeln, und einen Menschen, der in seinem ganzen Leben immer (wie Gozzis Pantalon) mit dem Herzen in der Hand sprach, und der ausgemachteste Antipode von einem Hofmann war, der sich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendstunden lang über Gegenstände des Geschmacks, des moralischen Sinnes, der Philosophie des Herzens u. dgl. so zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geistigen Schmauß, den diese wundervolle Fee seiner Seele gab, während sie seinen animalischen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüsselchen wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambrosia der Götter und einem Platz zwischen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren Sie mich hoffentlich nicht fähig halten, m. Fr., wenn ich mir auf die Merkmale von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie so viele tausend Andere, von der seligen Frau v. Buchwald begünstigt zu werden die Ehre hatte, bei dieser Gelegenheit viel zu Gute thun wollte: aber, da es dem Herrn G. beliebt hat, des Umstandes zu erwähnen, daß Oberon, vor seiner öffentlichen Erscheinung, an ihrem grünen Kanapee im Manuscripte vorgelesen worden, so sehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verschweigen, daß ich es dem immer sichern Geschmack der Frau v. B. und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch es ist Zeit daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowohl wegen ihres Gegenstandes, als der meisterhaften Ausführung und des guten

Ton der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beifalls eben so gewiß seyn kann, als sie dem Orte Ehre macht, von welchem Hr. G. mit Wahrheit sagt, daß er, bei dem Glück eine Frau von Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unläugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe u. s. w.

Ich füge nur noch bei, daß Hr. G. das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakterzeichnungen verschiedener, theils früher theils später vom Schauplatz abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemälde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwei Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beispiel, und nur zwischen einer Fürstin, wie diese, und einer Oberhofmeisterin wie die Fr. v. B. denkbar ist. „Es war, sagt Hr. G. (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben), es war eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei gränzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delicatesse. Eine jede las in der Seele der andern. Aber je bescheidener die eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Thron ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um so gütiger zog die andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bei jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs *des Ruhms erhalten können.*“ — Sie werden in dieser

Stelle, wie überhaupt in der ganzen Schrift, der Deutſchen Sprache unbeſchadet, einen gewiſſen Franzöſiſchen Ton (der aber nicht der jetzige Pariſer Ton iſt) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beiſpiel deſſen, was vorhin von dem Einfluß der Fr. v. B. auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts geſagt wurde, anſehen können.

C.

1.

Der Chor in der Tragödie.*)

1806.

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufſatze über den Chor in der Griechiſchen Tragödie: „der Chor ſey die nothwendige Baſis der Tragödie; er ſey es, aus welchem die handelnden Perſonen ſich gleichſam kryſtalliniſch abſetzen, und in ihm, dem Chor, liegen die Elemente alles deſſen ungetrennt und gleichſam zeit- und raumlos, was nun, in Zeit und Raum auseinandergelegt, als Handlung ſich darſtelle — Und wie das ganze Weſen der Tragödie darin verſire, daß der Held — ein großer Menſch, der ſich frei um eine Idee bewege — dieſe Idee in ſich zu verkörpern ſtrebe, indem hingegen ſie, die Idee, die Bande

*) In Beziehung auf Nr. 35. der Zeitſchrift Elyſium und Tartarus, welche im J. 1806 Falk in Weimar herausgab, bis der 12 Oktober jenes Jahres ſie unterbrach.

seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte: so sey auch der Chor selbst, in Bezug auf diese Idee, gleichsam der durchsichtige und feste Krystallkern, welcher übrig bleibe, wenn man seine nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter auseinandergelegt habe" —, u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser, denen diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Griechen nicht allzuverständlich seyn dürfte, sich gern mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener Zeitblätter zu ersuchen, daß es ihm gefallen möchte, von seinen unmittelbaren Verbindungen mit den Bewohnern Elysiums zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen, und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sophokles und Euripides, allenfalls auch die Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles, ihre Zeitgenossen, um ihre Meinung von der Sache zu befragen, und, wo möglich, sich einen kleinen Commentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich zu sagen, daß — gesetzt auch die Idee, die der Ungenannte sich vom Chore der Griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle anderen Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides, was sich jedoch niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der Helena des Euripides eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist so weit davon entfernt, die Personen der Handlung, Helena, Menelaos, Theonoe und Theoklymenos (nichts von Teukros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen) krystallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich hätte weglassen, und an seiner Stelle eine einzige *Griechische Sklavin* als Vertraute der Helena, und im

fünften Act ein Paar Hausbediente des Theoklimenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser die Abwesenheit des Chors vermißt hätten, oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripidischen Dramen fällt es stärker in die Augen, als in diesem, wie lästig ihm der Chor war; wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben; wie geflissentlich er ihn auf die Seite zu schaffen suchte, und wie er sich sogar genöthigt sieht, ihn zwischen dem dritten und vierten Act einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der mit der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stück finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Act, wo er Helenen den Rath gibt sich an Theonoe zu wenden, und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit, auf die Gefahr sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben seine Schwester zu ermorden abhält: aber jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute, und dieses durch ein Paar alte Diener des Theoklymenos eben so gut verrichtet werden können.

Was ich, mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser, von diesem Chor behaupte, gilt mehr oder weniger, wo nicht von allen, doch gewiß von dem größten Theil der Tragödien der Griechen, die auf uns gekommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung, oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, was die wahre Ursache davon war. Mehrere Jahrhunderte, bevor man von dem, was zu Euripides Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die *dithyrambischen Gesänge*, womit eine Anzahl begeisterter

oder Begeisterung affectirender Sänger an den Bacchusfesten der Athener sich öffentlich hören ließen, Tragödien, und machten eine diesem Gott geheiligte festliche Volkslustbarkeit aus. Da der Trieb, das was wir, oder andre vor uns, erfunden haben, zu vervollkommnen, dem Menschen eben so natürlich ist als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen, so konnte es nicht fehlen, daß diese ewigen Lobgesänge auf den Bacchus und seine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfingen. Die Unternehmer dieser Chöre ließen sich also angelegen seyn, sie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern interessanter zu machen. Thespis scheint der erste gewesen zu seyn, der die Chorgesänge mit einer Art von monodramatischen Schauspielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwischenspiele waren, nach und nach aber (indem Aeschylos die zweite und Sophokles, durch den guten Erfolg dieser Neuerung kühner gemacht, die dritte, vierte Person auftreten ließ und in die mimisch vorgestellte Handlung verwickelte) die Gestalt der Art von dramatischen Compositionen annahmen, welche von dieser Zeit an den Namen der Tragödien ausschließlich erhielten. Natürlicher Weise führte dieß, ebenfalls nach und nach, wesentliche Veränderungen in der Natur und Bestimmung des Chors herbei. Seine Gesänge, welche vorher die Hauptsache gewesen waren, wurden nun eine Art von Zwischenspiel zwischen den Acten des Schauspiels; und da man, sobald diese neue dramatische Dichterei zur Kunst wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden Ein Ganzes zu machen: so erhielt der Chor überdieß noch die Rolle eines bei der Haupthandlung interessirten und, durch guten Rath, ja in Fällen wo es nothwendig war, auch thätig an derselben theilnehmenden Zuschauers. Die Personen, *woraus der Chor bestand*, mußten nun, durch eine natürliche

Folge, allerlei, von dem was ſie ehmals vorſtellten ſehr verſchiedene, Geſtalten annehmen. — Im Prometheus erſcheinen ſie als die 50 Töchter des Okeanos; in den Eumeniden als eben ſo viele Furien; in andern Stücken iſt der Chor aus Kriegsleuten, aus den angeſehenſten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangener Sklavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hauſe u. ſ. w. zuſammengeſetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragiſche Bühne in einem Zeitlauf von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle ſo beſchaffen waren, daß der Chor, ſo wie er nunmehr organiſirt war, mit Wahrſcheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuſchauers ſpielen konnte: ſo begreift ſich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und, trotz allem ſeinem Genie und Scharfſinn, nicht ſelten in die Nothwendigkeit geſetzt wurde, wider ſeinen Willen Unſchicklichkeiten zuzulaſſen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt geweſen wäre, in Stücken dieſer Art den Chor wegzulaſſen und Vertraute an ſeine Stelle zu ſetzen. Aber dieß ſtand ſchlechterdings nicht in ſeiner Willkür. Die Zuſchauer waren nicht nur ſeit ſo langer Zeit an den Chor und ſeine Geſänge gewöhnt, ſondern die Religion ſelbſt erlaubte nicht, hierin eine Aenderung zu treffen. Die dithyrambiſchen Chorgeſänge an den Bacchusfeſten wurden von uralten Zeiten her als ein religiöſes Inſtitut betrachtet; und ſeitdem das tragiſche Drama aus ihnen entſtanden war, dieſes aber dem Chor und ſeinen Geſängen in den Zwiſchenacten eine andere Beſtimmung gegeben hatte, ſo fand man, um ſich nicht gröblich an Bacchus und ſeinem Dienſt zu verſündigen, keinen andern Ausweg als die aus jenen *uralten Bacchiſchen Feſtgeſängen* entſtandenen ſämmtli-

chen Schauspiele, die Tragödien und Komödien, als diesem Gott geheiligt und zur Feier seiner Feste schlechterdings nothwendig anzusehen; und daher würde man eine Art von Sacrilegium zu begehen geglaubt haben, wenn man die Weglassung eines so lange für wesentlich gehaltenen Theils der Tragödie zugelassen hätte.

Die Grafen zu Stolberg hatten bereits im J. 1787 Schauspiele mit Chören herausgegeben, aber dieß Beispiel war ohne Erfolg geblieben. Diese Chöre waren auch so wenig der Griechische Chor, als jene Reyhen, welche Lohenstein in seinen Trauerspielen aufgeführt hatte. Im Jahre 1788 gab Ilgen seine Abhandlung heraus: Chorus Graecorum tragicus qualis fuerit et quare usus ejus hodie revocari nequeat, und bei dem, was hier ausgesprochen war, blieb es im Wesentlichen, bis A. W. Schlegel mit seinem Jon die antike Tragödie wieder auf die Bühne zu bringen versuchte, und dadurch Schillern anreizte, seine Braut von Messina zu dichten. Nicht ohne polemische Tendenz führte dieser den Griechischen Chor hier ein, und suchte diese Einführung ästhetisch zu rechtfertigen. So weit dieß nur gelingen kann, ist es Schillern gelungen. Uebertroffen in der Form hat ihn noch Apel in seinen antiken Tragödien; Eingang gefunden und Eindruck gemacht hat nur Schillers Chor: aber — war denn dieß auch der Griechische? Schlegel, der natürlich „mit den Grundsätzen, die Schillern bei der Braut von Messina geleitet haben, nicht einverstanden seyn kann," erklärt, daß der Sinn der Alten dabei verfehlt sey. (Ueb. dramat. Kunst u. Liter. 2. Th. 2te Abth. S. 411—413.) Was in jener Zeit zu erwarten war, geschah; man konnte Schillern nicht in der

Praxis gleichen, und suchte ihn daher zu übertreffen in der Theorie, wobei denn Manchem begegnete, statt des Seltenen das Seltsame zu sagen, und Unsinn für Gedankentiefe zu halten. Das Beste, was darüber gesagt wurde, ist von Schlegel (a. a. O. Bd. 1. S. 113. fgg.); ich lasse dahin gestellt seyn, ob in Beziehung auf diese Erklärung Wielands. Gestehe ich aber gleich, daß Schlegel das Beste gesagt, so sage ich darum doch nicht, daß dieß Beste auch zugleich das Wahre sey. „Wir müssen, sagt er, den Chor begreifen als den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit. Dieß ist seine allgemeine poetisch gültige Bedeutung.“ Recht schön, wenn es so ist; wo aber ist der Beweis, daß es durchgängig so war? — Ohne diesen Beweis geliefert zu haben, maße sich niemand an gegen Wieland zu entscheiden.

2.

Cicero.

Einen chronologischen Auszug aus dessen Lebensgeschichte lieferte Wieland als Einleitung zu den verschiedenen Büchern, in welche er seine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's (Bd. I. Zürich 1808 — Bd. 6. herausg. von Gräter 1816) eingetheilt hat.

3.

Charlotte Corday.

1793.

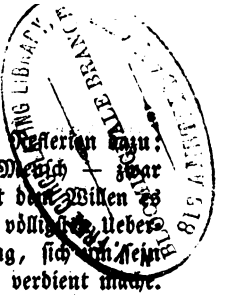
Die Frage: ob dieſe junge Dame berechtigt geweſen ſey, ihr Vaterland von dem halbwahnſinnigen Volksfreunde Marat durch einen Meuchelmord zu befreien? muß (wie jedermann ſieht) eigentlich ſo geſtellt werden: gehört der Fall, worin ſich dieſe Franzöſiſche Jael oder Judith befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Charlotte Corday ſich ſelbſt gegen einen gewaltſamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußerſten Nothfall, auf Koſten des Lebens des Angreifers hätte vertheidigen dürfen. Dieß iſt, unter den beſagten Bedingungen, einem jeden gegen einen jeden erlaubt. — Aber gilt dieß auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er ihn für einen ruchloſen Böſewicht und Urheber des öffentlichen Elends ſeines Vaterlands hält? So wie bei jener Frage die bejahende Antwort ſogleich auf jedermanns Lippen ſchwebt, ſo wird hingegen bei dieſer jedermann ſtutzen, und ſich zwiſchen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite iſt es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der perſönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meinung, die irgend ein anderer von dem Grade ſeiner (vielleicht nur *eingebildeten) Gemeinſchädlichkeit* gefaßt hätte, abhinge? Wer

weiß nicht, wie sehr eine exaltirte Einbildungskraft und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumal eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Corday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkür einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frei und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominicanischen) Intoleranz, jeden freien Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meinungen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Capitalverbrechen macht. Denn, gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltirten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, außer den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Charlotte Corday gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreiwillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden und zur Bewunderung für dieses außerordentliche Mädchen nöthigte?“

Diese zweite Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten *seyn, wenn wir die mancherlei* verschiedenen Empfin-

dungen, die hier unvermerkt zu Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Partei ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete diesen fanatischen Volksfreund, bei dem die tollste Wuth gegen alles was sich mit seinem demokratischen Lieblingssystem nicht vertrug, seit mehrern Jahren zum habituellen Zustand und zur andern Natur geworden war, als eine Art von Ungeheuer, dessen Reden und Handlungen auch den unbefangensten Zuschauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnsinnigen oder einen Böswicht, für einen Menschen oder einen Teufel halten sollte. Am Ende fand sich's denn doch, daß er nur ein Mensch, wiewohl ein höchst verkehrter, verschrobener, und (was vielleicht nicht wenig beitrug, ihn so giftig, blutdürstig und wüthend zu machen) ein von Scorbut und Verole zerfressener elender Ruin von einem Menschen war. Da er, während der Revolution, als Verfasser des Ami du peuple, und besonders seit der Sitzung des Nationalconvents, als Deputirter, eine sehr abscheuliche Rolle gespielt hatte; da man ihn mit Recht für einen der thätigsten Urheber der Zerrüttung seines Vaterlandes ansah, und sein Tod längst schon der Wunsch aller, die es mit Frankreich wohlmeinten, gewesen war: so war auch, bei der ersten Nachricht von seiner Ermordung, eine unfreiwillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemesis durch die Hand eines Weibes (wer sie auch seyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben schien — bei mir wenigstens, ich gestehe es — das erste, was ich zwar unfreiwillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicherweise konnte dieß Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm *geliehen hatte, nicht anders* als günstig seyn. Indessen gesellte



ſich beinahe in dem gleichen Augenblicke die Reflexion dazu: er war ein Menſch — ein elender kranker Menſch — zwar ſchädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu ſeyn, ſondern im Gegentheil mit der völligſten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er ging, ſich um ſein Volk und um die ganze Menſchheit unendlich verdient mache. Natürlich erregt dieſe Reflexion das mitleidige Gefühl, deſſen ſich beim Anblick des gewaltſamen Todes eines Menſchen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Menſch, am allerwenigſten einer, der ſich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu ſetzen gewohnt iſt, erwehren kann. Zu dieſem Gefühl geſellte ſich eben ſo ſchnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abſcheu vor jedem Meuchelmorde, als deſſen Vorſtellung an ſich ſelbſt etwas zugleich Verhaßtes und Verächtliches hat. Beide Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünſtig ſeyn. Wäre nun Charlotte Corday, nach vollbrachter That, glücklich entwiſcht und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: ſo wäre es bei jenem dreifachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemeſis angebetet, den Elenden bedauert, den die Natur zu meinem Bruder gemacht hatte, ſo wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtſchaft war, und der Enthuſiaſtin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu ſeyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit ſie ſolche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam nicht, hatte auch nicht die geringſte Anſtalt dazu gemacht; es zeigt ſich vielmehr, daß ſie, zu eben der Zeit, da ſie den Marat als einen dem Vaterlande höchſt verderblichen Böſewicht zu tödten beſchloß, ſich auch freiwillig entſchloſſen hatte, es auf Koſten ihres *eigenen Lebens* zu thun. Weit entfernt, *ſich die That, bei welcher ſie ergriffen* wurde, reuen zu laſſen,

die Schuld von ſich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitſchuldige anzugeben, beharrete ſie dabei, das, was ſie gethan, aus eigenem Beweggrunde gethan zu haben; ſie war ſtolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freiwilliger Aufopferung ihres eigenen Lebens ihrem Volke eine der größten Wohlthaten erwieſen zu haben; ſie ging dem Tode mit der ruhigſten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt ſich in dieſer Faſſung, ohne die geringſte Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dieß ſchien eine ungewöhnlich große Seele zu beweiſen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauern. Das, was an ihrer That unrecht war, verſchwand, ſo wie man ſich verſichert hielt, daß ſie in ihrem Gewiſſen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hievon verſichert ſeyn ſollen, da ſie weder durch Rachſucht (denn Marat hatte ſie ja nicht perſönlich beleidiget), noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund (denn ſie wußte ja, daß ſein Tod unfehlbar auch der ihrige ſeyn würde), alſo — bloß durch die reinſte Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein großes Beiſpiel zu geben, dazu angetrieben worden ſey?

Allein war nicht dieſer letzte Schluß vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht ſo reinen Antrieb, deſſen Reiz einer Perſon von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geſchlecht weiblich ſchien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Urſache des Lebens überdrüſſig zu ſeyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja ſogar wünſchenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz ſeyn, durch eine ſo außerordentliche That — als es dieſe war, den vom Pariſer Volk beinahe *angebeteten* Volksfreund auf Koſten ihres eigenen Lebens

mitten in Paris, mitten unter dem Volke, deſſen Abgott er war, zu tödten, ſich über ihr ganzes Geſchlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der ſo lange dauern würde, als die Franzöſiſche Nation und die Annalen des Menſchengeſchlechts? Ich müßte mich ſehr irren, oder der Ton und die Sprache ihrer beiden Briefe ſelbſt verräth dieſen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum ſollte denn auch die bloße Franzöſiſche Eitelkeit, die ſchon ſo viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantiſchen ci-devant Demoiselle nicht auf einen ſo hohen Grad haben ſteigen können, daß ſie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus vereinigt zu werden" und „im Kreiſe der edelſten Seele ihrer Art zu wandeln," eben ſo wenig widerſtehen konnte, als ein zärter organiſirtes, ſchwächeres Mädchen einem Liebhaber, der ſie in den Kreis aller Götter von Paphos und Cythere zu verſetzen verſpricht? — Doch, ohne mich bei dieſer Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotismus, wenn er zu einer fanatiſchen Leidenſchaft wird, hört auf eine verdienſtliche Tugend zu ſeyn, und verliert ſeine Anſprüche an unſere Hochachtung. Brutus ſelbſt wird wegen ſeiner Theilnahme an der Ermordung Cäſars nur von einſeitigen Enthuſiaſten bewundert, die es für nichts rechnen, daß dieſe That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß ſie ohne ein Oberhaupt nicht länger beſtehen konnte, und unter allen Römern keiner beſſer dazu taugte als Cäſar. — Von dieſem auf Marat iſt nun freilich ein ungeheurer Abſtand! Da ihn aber gleichwohl die Imagination unſerer Heldin überſprungen hat, und da ſie in ihren eigenen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält; ſo frage ich: was für große Vortheile konnte *ſie ihrem Vaterlande von der* Ermordung eines Marats

verſprechen? Welche Wahrſcheinlichkeit hatte ſie, daß ihrem Volke dadurch geholfen ſey? Oder konnte ſie etwa, wie Brutus, auf das, was ſie ſelbſt dazu beitragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Weſen, von Einem Böſewicht befreit zu ſeyn, der zu wahnſinnig war um auf andre Weiſe Schaden zu thun, als inſofern er von viel größern und ſchlauern Böſewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte ſie glauben, daß dieſer einzelne Kopf der Jakobiniſchen Hyder nicht ſogleich durch zehn andre erſetzt werden würde? Warum überließ ſie den ausſätzigen Marat nicht dem weit ſchrecklichern Schickſal, das ihm bevorſtund, und ſtieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Chabot, oder Barrère ins Herz, deren jeder eben ſo viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es noch ungleich mehr Böſes zu erwarten hat, als ihm das bereits halbvermoderte Geſpenſt noch zufügen konnte? Sollte man nicht beinahe glauben, daß auch ſie nur ein verblendetes Werkzeug des perſönlichen Haſſes geweſen ſey, den die Buzot und Barbaroux dem über ſie triumphirenden Volksfreunde geſchworen hatten?

Das Reſultat aller dieſer Betrachtungen dürfte vielleicht das Horaziſche Nil admirari ſcheinen, welches auf die anomaliſchen Handlungen ungewöhnlicher Menſchen wohl am richtigſten anzuwenden iſt. Doch ſo weit wollen wir dieſe Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir ſogar der heroiſchen, ſich ſelbſt aufopfernden Tugend unſere Bewunderung verſagen ſollten! Nur muß uns erlaubt ſeyn, uns erſt gewiß zu machen, ob es auch wirklich Tugend, oder vielleicht nur ein ſchimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sanct Auguſtin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes *Laſter ſey, was man* uns für heroiſche Tugend gibt. Ver-

dient Charlotte Corday wirklich die Bewunderung der Nachwelt, so wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünsche, daß wir durch genauere und zuverlässigere Nachrichten von ihren Umständen, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geschichte ihres Geistes und Herzens, ihrem Charakter, ihren Verbindungen und Aussichten, in den Stand gesetzt werden möchten, über sie und ihre That so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beifall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben da dieß geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29, 30 und 31 Julius, worin sowohl der ganze Proceß der Corday, als die beiden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Hrn. d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt werden. Ich ersehe daraus, daß Charlotte Corday entweder zweierlei Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwei kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen, unächt und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das Wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16 Julius Abends um 8 Uhr datirt, und nimmt in besagtem Blatte zwei große Columnen ein. Er fängt mit den Worten an: „Ihr habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reise einen umständlichen Bericht erstatte; ich werde euch also nicht die geringste Anekdote erlassen.“ Und nun folgt eine Erzählung alles dessen, was ihr auf ihrer Reise und zu Paris bis auf den Augenblick begegnet, da sie die *That vollbrachte, worüber sie ganz* kurz ist, weil Barba-

rour den Detail davon in den Journalen zu leſen bekommen würde. Nur was ſie von Marats letzten Worten ſagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt ſich bei dieſer Gelegenheit ſo aus, daß man beinahe denken ſollte, ſie ſey, als ſie zu Marat kam, noch nicht völlig entſchloſſen geweſen. „Hier, ſagt ſie, ſind die letzten Worte, die er zu mir ſprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputirten) und der Adminiſtratoren von Calvados Namen von mir erfragt hatte. Er ſagte nur, um mich zu tröſten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotiniren laſſen. Dieſe letzten Worten entſchieden ſein Schickſal.“ — „Ich geſtehe (ſetzt ſie gleich darauf hinzu), daß das, was mich völlig zum Entſchluß gebracht hat, der Muth iſt, womit ſich unſre Freiwilligen“ (aus dem Departement von Calvados) „am letzten Sonntag den 7 Julius anwerben ließen. Sie erinnern ſich, wie groß meine Freude darüber war. Ich verſprach mir ſelbſt, ich wollte wohl machen, daß Petion ſich den Argwohn, den er wegen meiner Geſinnungen zeigte, gereuen laſſen ſollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn ſie nicht marſchirten? ſagte er. — Kurz, ich bedachte, es wäre Schade, wenn ſo viel brave Leute nach Paris kämen, um den Kopf eines einzigen Menſchen zu holen, den ſie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verluſt vieler braver Bürger nach ſich gezogen hätte; er wäre (dacht' ich) ſo vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu ſchon hinreichend.“ — Einige Zeilen darauf kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. „Zu Paris (ſagt ſie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, deſſen Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, *um* ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, *als daß ich auf der* Stelle getödtet werden würde. Einige

herzhafte und in der That über alles Lob erhabene Männer schützten mich gegen die sehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bei kaltem Blute blieb, so war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geschrei empfindlich; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn kosten mag. Möchte doch der Friede so bald, als ich es wünsche, hergestellt seyn! Ein großer Bösewicht ist nun weniger; ohne dieß hätten wir ihn nie erhalten können. In mir ist es schon seit zwei Tagen Friede. Das Glück meines Vaterlandes ist das meinige." — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Besorgniß, daß er ihrentwegen beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und seine Collegen, sich solchenfalls der Ihrigen anzunehmen. Und nun fährt sie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Wesen gehaßt, und ich habe meinen Charakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauern, sollen sich freuen, mich in den Elyseischen Feldern bei Brutus und einigen Alten zu sehen; denn die Neuern tentiren mich nicht; es sind so schlechte Leute! Es gibt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; sie sind fast alle Egoisten." — „Man hat mir, setzt sie hinzu, zwei Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bei Tage hab' ich dieß sehr gut gefunden, aber nicht bei Nacht; ich habe mich über diese Unanständigkeit beklagt, aber das Comité hat nicht für gut gefunden sich darum zu bekümmern. Ich denke es war ein Einfall von Chabot, nur ein Capuciner kann solche Ideen haben . . ."

Sie spricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeschlagenen Vorhaben, dem Departement von Calvados ihr Portrait zu schicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — *wie sie über ihr übriges* Geld zu disponiren ge-

denke — verwundert ſich, daß das Volk ſie ſo ruhig nach der Conciergerie habe bringen laſſen, und will, daß Barbaroux „den guten Einwohnern von Caen, die ſich zuweilen kleine „Inſurrectionen erlaubten u. ſ. w., dieſe neue Probe der „Mäßigung des Pariſer Volks zum Muſter vorhalte. Morgen „um 8 Uhr (ſetzt ſie nun unmittelbar hinzu) richtet man „mich; wahrſcheinlich um Mittag werd' ich gelebt haben, um „die Römerſprache zu reden. Man wird nun doch wohl an „den Muth der Einwohner des Calvados glauben, da ſogar „die Weiber dieſes Landes Feſtigkeit zu beweiſen fähig ſind. „Uebrigens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines „Lebens vorbeigehen werden, und nur das Ende krönt das „Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit über mein „Schickſal zu affectiren; denn bis jetzt ſpüre ich nicht die „geringſte Furcht vor dem Tode; ich habe das Leben nie „anders als nach dem Nutzen, den es haben konnte, geſchätzt."

Mit dieſer Kaltblütigkeit, in dieſem ſimpeln, gelaſſenen, prunkloſen Ton iſt der ganze Brief geſchrieben. Die Unzierlichkeit und Nachläſſigkeit der Sprache macht es mir wahrſcheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend iſt, nicht ſowohl von dem Zuſtande ihres Gemüthes, als von ihrer in dieſem Stücke vernachläſſigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens ſcheint mir gerade dieſe Kaltblütigkeit und Ruhe, und dieſe alltägliche Proſa, die ſie in ihrem Briefe ſpricht, ihrem Charakter mehr Ehre zu machen, als die begeiſterte, auf Kothurnen daher ſchreitende, komödiantiſche Sprache des kleinen Briefes, den ſie an Barbaroux geſchrieben haben ſoll, und vermuthlich nicht geſchrieben hat. Mir iſt ganz wahrſcheinlich, daß irgend ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer unſerer Heldin durch dieſe verſchönerte Einkleidung ihrer in dem ächten Brief an B. nur

n schlichter Prosa ausgedrückten Gesinnungen sich um ihre Kanen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mitheilt, und der ebenfalls am 16ten geschrieben ist, lautet nders als derjenige, den man sonst (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz ist, so will ich hn ganz hersetzen, damit der Leser, den dieß etwa interessi=en mag, selbst urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponirt habe. Ich habe viel unschuldige Schlachtopfer gerächt; in vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit worden zu seyn. Daß ich Sie zu bereden gesucht habe, ich gehe nach England, kam daher, weil ich damals hoffte, incognito bleiben zu können; aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingesehen Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Caen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie alle meine Verwandten. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht:

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.

Das Laster schändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr wird man mich richten."

Ich gestehe, daß ich den schlichten Styl dieses Briefes dem pompösen und aufgeschraubten des andern weit vorziehe.

Da ich mich schon so lange bei dieser normannischen Heldin aufgehalten habe, so wird es den Lesern vielleicht nicht unangenehm *seyn, auch die kurze,* aber meisterhafte Vertei-

digung (weil ſie die einzig mögliche war, die allenfalls noch etwas zu ihren Gunſten hätte wirken können) zu ſehen, welche der ihr vom Gericht geſetzte Defenſor Chauveau für ſie ablegte.

„Die Beklagte geſteht kaltblütig die entſetzliche That, ſo ſie begangen hat; ſie geſteht kaltblütig, lange damit in Gedanken umgegangen zu ſeyn; ſie geſteht die abſcheulichſten Umſtände derſelben; mit Einem Worte, ſie geſteht alles, und ſucht ſich auch nicht einmal zu rechtfertigen. Dieß, Bürger-Geſchworne, iſt ihre ganze Vertheidigung. Dieſe unerſchütterliche Ruhe, dieſe gänzliche Verläugnung ihrer ſelbſt, ohne einiges Zeichen einer Gewiſſensrüge, und dieß, ſo zu ſagen, im Angeſicht des Todes — dieſe Ruhe und dieſe Selbſtverläugnung, wie ſublim ſie auch in gewiſſem Sinne ſeyn mögen, ſind nicht in der Natur; ſie laſſen ſich nicht anders erklären, als aus der Exaltation des politiſchen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt es nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht dieſe moraliſche Betrachtung in der Wagſchale der Gerechtigkeit haben ſoll: ich überlaſſe dieß eurer Klugheit.“

Die Beklagte war mit dieſer Vertheidigung ſo wohl zufrieden, daß ſie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (als worauf alle Geſchwornen geſtimmt hatten) ausgeſprochen, ſich gegen Chauveau wandte, und ſagte: „Sie haben mich auf „eine zarte und edelmüthige Art vertheidiget; dieß war die „einzige, die ſich für mich ſchicken konnte; ich danke Ihnen „dafür; ſie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, wo„von ich Ihnen einen Beweis geben will. Dieſe Herren „ſagen mir ſo eben, daß mein Vermögen confiscirt ſey; ich „bin etwas im Gefängniß ſchuldig; ich trage Ihnen auf dieſe „*Schuld zu bezahlen.*“ — Ich denke, dieſer Zug, und dieß

ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangenem Todesurtheil, iſt viel werth.

Als ſie hierauf nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, bot ihr ein Beichtiger ſeine Dienſte an. Danken Sie, ſagte ſie zu ihm, in meinem Namen den Perſonen, welche ſie überſchickt haben, aber ich bedarf Ihres Amtes nicht. (Je n'ai pas besoin de votre ministère.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, ſie zum Tode zu führen, ſchrieb ſie eben an folgendem Billet, welches ſie ihn endigen und ſiegeln zu dürfen erſuchte.

An Doulcet-Pontecoulant!

„Doulcet-Pontecoulant iſt eine Memme (un lâche), daß er ſich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dieß doch eine ſo leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat ſich mit aller möglichen Würde benommen, ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür ſeyn.“

Marie Corday.

Indem ſie zum Schaffot ging (ſagt der Moniteur), hörte ſie unterwegs nichts als Applaudiſſements und Bravos. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch ſie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot ſelbſt behielt ihr Geſicht noch die friſche Farbe einer vergnügten Frauensperſon (la fraicheur et le coloris d'une femme satisfaite).

Ich denke, nach allen dieſen Thatſachen bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unſer Urtheil von Marie Anne Charlotte Corday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bei dem, was uns das Gefühl für ſie ſagt, wollen bewenden laſſen.

4.

Cordière, la belle,

ſ. Labé.

5.

Cousine, la,

ſ. Guillet.

6.

Die Cyklopen-Philoſophie und das Cyklopen-Recht in Nuce.

1793.

(Aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345.)

Polyphemos und Odyſſeus.

Der Reichthum, kleines Wichtchen, iſt der Weiſen Gott:
Das andre all iſt Tand und Wortgepränge.
Was frag' ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere ſteilen Ufern thront?
Umſonſt berufſt du dich auf ſie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wiſſen
Mich ſelbſt vor Zeus und ſeinen Blitzen nicht.

Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragſt du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuſchütten,
So hab' ich hier in dieſer Felſenhöhle
Ein feſtes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine ſtreckend, lieg', und während er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe ſchmauſe, oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, ſo küſſ' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeuſen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraciens Bergen Schnee
Herunter ſchüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und ſcheere mich
Nicht ſo viel um den Winter. Auch die Erde muß,
Gern oder ungern, Gras, um meine Schafe fett
Zu machen, wachſen laſſen, die ich, wem wohl ſonſt
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und dieſem Bauch
Dem größten aller Götter, opfre. — Kurz,
Sich Eſſen und Trinken alle Tage ſchmecken
Und keinen Gram zum Kopfe ſteigen laſſen,
Das iſt geſcheidter Leute Jupiter!
Die Conſtitutionenmacher aber, die
Durch kunterbunte Geſetze des Menſchen Leben
Verkünſtelt haben, mag der Henker holen!
Ich werde ihretwegen meiner Seele nicht
Um einen Titel minder gütlich thun, und, traun!
Dich nur mit deſto größerm Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habeſt,
Sollſt du zum Gaſtgeſchenk ein tüchtig Feuer

rour den Detail davon in den Journalen zu leſen bekommen würde. Nur was ſie von Marats letzten Worten ſagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt ſich bei dieſer Gelegenheit ſo aus, daß man beinahe denken ſollte, ſie ſey, als ſie zu Marat kam, noch nicht völlig entſchloſſen geweſen. „Hier, ſagt ſie, ſind die letzten Worte, die er zu mir ſprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputirten) und der Adminiſtratoren von Calvados Namen von mir erfragt hatte. Er ſagte nur, um mich zu tröſten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotiniren laſſen. Dieſe letzten Worten entſchieden ſein Schickſal.“ — „Ich geſtehe (ſetzt ſie gleich darauf hinzu), daß das, was mich völlig zum Entſchluß gebracht hat, der Muth iſt, womit ſich unſre Freiwilligen“ (aus dem Departement von Calvados) „am letzten Sonntag den 7 Julius anwerben ließen. Sie erinnern ſich, wie groß meine Freude darüber war. Ich verſprach mir ſelbſt, ich wollte wohl machen, daß Petion ſich den Argwohn, den er wegen meiner Geſinnungen zeigte, gereuen laſſen ſollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn ſie nicht marſchirten? ſagte er. — Kurz, ich bedachte, es wäre Schade, wenn ſo viel brave Leute nach Paris kämen, um den Kopf eines einzigen Menſchen zu holen, den ſie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verluſt vieler braver Bürger nach ſich gezogen hätte; er wäre (dacht' ich) ſo vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu ſchon hinreichend.“ — Einige Zeilen darauf kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. „Zu Paris (ſagt ſie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, deſſen Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige

ſoll, oder ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen: warum ſollten wir ihren Geiſtern eine Befriedigung verſagen, die uns ſelbſt nützlich werden kann?

Die Züge zu dem Schattenriſſe des Demetrius werde ich aus den Schriften ſeines Freundes Seneca ſammeln, des einzigen, der als Zeitgenoſſe und Augenzeuge ſeines Lebens, und als ein Mann, der ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen fähig war, gehört zu werden verdient.

Man weiß ſehr wenig von der Geſchichte unſers Demetrius; aber da ſie nicht anders als ſehr einförmig und einfach geweſen ſeyn kann, ſo iſt dieß gerade, woran wir am wenigſten entbehren. Er iſt von einigen Gelehrten mit einem andern Cyniker gleiches Namens, deſſen Lucian in ſeinem Toxaris gedenkt, der aber wenigſtens um funfzig Jahre ſpäter in die Welt gekommen zu ſeyn ſcheint, verwechſelt worden. Von dem unſrigen iſt weder das Jahr ſeiner Geburt, noch ſeines Todes bekannt: da er aber unter der Regierung des Cajus Cäſar (Caligula) ſchon zu Rom Aufſehn machte, und von Lucian unter den Lehrern ſeines Demonax zuerſt genennt wird, ſo kann man mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er nicht unter dem Jahr 10 (ſo wie Demonax nicht über dem Jahr 70) der chriſtlichen Zeitrechnung geboren worden, und ſein Leben bis in die letzte Dekade des erſten Jahrhunderts oder doch nahe an dieſelbe erſtreckt habe.

Sowohl aus dem Seneca als dem Philoſtratus erhellet, daß er ſich unter den Kaiſern Caligula, Claudius, Nero, den Veſpaſianen und dem Domitian öfters in Italien und zu Rom aufgehalten. Nachdem alle Griechiſchen Philoſophen durch ein Decret des letztgenannten aus Italien verbannt worden waren, ſcheint er den Reſt ſeines Lebens in Griechenland *zugebracht zu haben, und da* mit dem jungen Demonax

bekannt worden zu ſeyn. Die Philoſophen von ſeinem Charakter erreichten gewöhnlich die höchſten Stufen des menſchlichen Alters, theils als eine natürliche Folge ihrer äußerſt einfachen Lebensart und Freiheit von Leidenſchaften, theils weil eine Lebensweiſe, wie die ihrige, ausdauern zu können, eine ſchon von Natur feſte und geſunde Leibesbeſchaffenheit erfordert wird.

Seneca — dem, wie viel ihm auch (ſeinem eigenen Geſtändniß nach) fehlte, um ein untadeliger Mann zu ſeyn, doch niemand das Verdienſt abſprechen kann, ein eben ſo eifriger Verehrer der Wahrheit und Tugend, als ein Mann von großem Geiſt und glänzenden Talenten geweſen zu ſeyn

Seneca, der gleich weit über Sectengeiſt und Eiferſucht erhaben, jedem vorzüglichen Kopfe, jedem vortrefflichen Charakter Gerechtigkeit erweiſet, ſpricht von keinem öfter und mit mehr Wärme, Bewunderung und Enthuſiasmus, als von ſeinem Demetrius. Man ſieht, daß er eine Größe und Vollkommenheit an ihm bewundert, die er ſelbſt zu erreichen nicht Stärke genug hatte, oder zu welcher er ſich nicht berufen glaubte: aber man fühlt auch in dem Tone, worin er von ihm ſpricht, daß ſeine Bewunderung aufrichtig, und daß er, gleichſam im Namen der Menſchheit, ſtolz darauf iſt, einen ſolchen Mann gekannt zu haben — einen Mann, der noch groß blieb, wenn er den größten zur Seite geſtellt wurde. (Seneca de Benef. c. 1.)

Demetrius hatte ſich von den größten Meiſtern der philoſophiſchen Lebenskunſt ein Ideal eines weiſen, guten, unabhängigen, in und durch ſich ſelbſt glücklichen Menſchen abgezogen, und ſcheint es nahe erreicht zu haben. „Die Natur, „ſagt Seneca (a. a. O. K. 10.) brachte ihn, wie mich dünkt, „*in unſern Zeiten* hervor, um zu zeigen, daß er zu geſund

„ſey, um von uns angeſteckt, und wir zu verderbt, um von „ihm gebeſſert zu werden — einen Mann von einer alle „Proben beſtehenden Weisheit, wiewohl er weit entfernt iſt, „dieſe Meinung von ſich ſelbſt zu haben, von aushaltender „Feſtigkeit in ſeinen Grundſätzen und Entſchließungen, und „von einer männlichen und ungeſchminkten Beredſamkeit, die, „ohne ſich um zierliche Phraſen und künſtliche Wortſtellungen „zu bekümmern, immer dem Strom ſeiner Empfindungen „folgt, und die freie volle Ergießung einer von dem Gegen„ſtande begeiſterten Seele iſt. Ich zweifle keinen Augenblick, „daß die Vorſehung dieſem Manne den Willen und das Ver„gnügen ſo zu leben, und das Talent ſo zu reden gegeben „habe, damit es unſerm Jahrhundert weder an einem voll„kommnen Beiſpiele noch an einem unerbittlichen Tadler „fehle.“

Demetrius hatte ſich zum Plan ſeines Lebens gemacht, in einer Zeit, wo eben ſo übel erworbene als unermeßliche Reichthümer die Hauptſtadt der Welt zu einem Theater der ausſchweifendſten Ueppigkeit, der tollſten Verſchwendung, der unerſättlichſten Habſucht und Raubgier, kurz zum Tummelplatz der ſchändlichſten Leidenſchaften und Laſter gemacht hatten, das Beiſpiel eines Menſchen zu geben, der aus freier Wahl und Neigung das vollſtändigſte Gegentheil von allem dem wäre, was ſeine Zeitgenoſſen waren. Er mußte alſo nothwendig und vermöge der Natur der Sache ein Cyniker, in der edelſten Bedeutung dieſes Namens, werden: oder, mit andern Worten, wenn kein Antiſthenes und Diogenes vor ihm gelebt hätte, ſo würde er, um ſeinen beſagten Plan auszuführen, der erſte Cyniker haben ſeyn müſſen. Er war das wirklich und im ganzen Ernſte, was ſo viele Charlatane und Betrüger, *die in Lucians Tagen* den Cyniſchen Mantel um-

hängten, nur ſcheinen wollten. Hätte auch er, mit ſeiner aufs äußerſte getriebenen Tugend, Enthaltſamkeit, Verachtung des Reichthums und aller Bequemlichkeiten und Wolluſte, Strenge gegen ſich ſelbſt und andere, Freimüthigkeit, Unbiegſamkeit u. ſ. w. die Rolle eines Weiſen nur als Komödiant geſpielt; oder, wäre er nichts als ein ſchwärmeriſcher, eitler und ſchwindſüchtiger Peregrin geweſen: ſo können wir verſichert ſeyn, daß er einen Mann wie Seneca nicht lange getäuſcht haben würde. Dieß allein, daß er einem ſo ſcharfſehenden Menſchenkenner, einem ſo feinen Welt- und Hofmanne eine ſo große, ſo anhaltende, ſo innige Hochachtung einflößte, iſt in meinen Augen der untrüglichſte Beweis, daß Demetrius der Mann wirklich war, der er ſchien, und für den er ſich ausgab. Sein cyniſches Coſtume, ſeine Härte gegen ſich ſelbſt, ſeine freiwillige Armuth, ſein immerwährender Kampf mit allen natürlichen Trieben (Seneca de vit. beata c. 18.), alles dieß, was von jeher auch von Heuchlern und Schwärmern affectirt worden iſt, muß uns an ihm nicht irre machen: es gehörte weſentlich zu ſeinem Lebensplan; es war bei ihm nothwendiges Mittel zu einem edeln Zwecke; er wollte, wie Seneca ſagt, nicht ein Lehrer, ſondern ein Zeuge der Wahrheit ſeyn. (Epist. 20.)

Cajus Cäſar bot ihm einſt ein Geſchenk von 8000 Thalern an, entweder bloß aus einem allergnädigſten Anſtoß von kaiſerlicher Freigebigkeit gegen einen armen Teufel von Philoſophen, deſſen Singularität ihn vielleicht einen Augenblick beluſtigt hatte — oder um zu ſehen, was eine Summe, die in den Augen eines ſo armen Erdenſohns ſchon ſehr anſehnlich ſeyn müßte, für eine Wirkung bei ihm machen würde. Demetrius ſcheint das letztere geahnet zu haben. Er ſchlug das *Geſchenk aus, und war* ſo weit entfernt, ſich damit groß

machen zu wollen, daß er ſich vielmehr gedemüthiget fühlte, vom Kaiſer für klein genug gehalten zu werden, daß ein ſolches Geſchenk ihn entweder ſollte ehren oder beſtechen können. Wenn er mich in Verſuchung führen wollte, ſagte Demetrius, ſo hätte er mir ſein ganzes Reich anbieten müſſen (de Benef. 7, 11).

Man hatte in dieſen Zeiten ſo viele lebendige Beiſpiele vor Augen, mit wie weniger Mühe und Verdienſten Leute, die wie Pilze aus Miſt geſchoſſen waren, ihr Glück in der Welt gemacht hatten, daß es gar nicht zweideutig ſeyn konnte, ob ein Mann von Talenten, der arm geboren war und arm blieb, es gezwungen oder freiwillig bleibe. Demetrius ſagte einſt zu einem ſolchen Parvenu (Sen. Praef. l. 4. Nat. qu.), einem (vermuthlich kaiſerlichen) Freigelaſſenen von großem Anſehen und Reichthum: „es ſollte mir was Leichtes ſeyn ein reicher Mann zu werden, ſobald es mich gereuen könnte ein braver Mann zu ſeyn. Auch bin ich nicht ſo neidiſch, ein Geheimniß aus meiner Kunſt zu machen; ich will einen jeden, der Luſt zum Reichwerden hat, lehren, wie er, ohne ſein Glück der unzuverläſſigen See anzuvertrauen, oder auf Gerathewohl zu kaufen und zu verkaufen, oder es mit dem ungewiſſen Ertrag der Landgüter oder dem noch ungewiſſern des Forums zu verſuchen, kurz, wie er auf einem leichten, ſichern und ſogar luſtigen Wege Geld machen, und andere Leute plündern ſoll, daß ſie ihm noch Dank dafür wiſſen. Ich will dir, zum Exempel, nur ſagen, daß du länger als der Fechter Apollonius ſeyſt, ungeachtet es augenſcheinlich iſt, daß deine Statur kaum die Hälfte von einer gewöhnlichen Mannslänge beträgt. Denn wenn ich ſagen wollte, daß Niemand freigebiger ſey als du, würde ich *nicht einmal eine Lüge geſagt haben, da du dir einbilden kannſt,* andern Leuten alles, was

du ihnen gelaſſen haſt, geſchenkt zu haben." — Zwei ſtarke Sarkasmen auf einmal! die zugleich eine Probe ſind, wie weit Demetrius die Freimüthigkeit trieb, und wie verächtlich der Menſch, der ſo mit ſich ſprechen ließ, in ſeinem eigenen Bewußtſeyn ſeyn mußte.

Ein wahrhaft goldener Spruch, den Seneca in ſeinem Buche von der Vorſehung unter vielen andern dieſer Art von ihm gehört zu haben verſichert, iſt folgender: „Meiner Ueberzeugung nach gibt es kein unglücklicheres Weſen als einen Menſchen, dem in ſeinem Leben nichts Widerwärtiges zugeſtoßen iſt; denn ſo iſt es ihm nie möglich geweſen ſich ſelbſt zu probiren. Wie ſehr ihm auch alles nach Wunſch und Willen gegangen, ja ſeinen Wünſchen noch zuvorgekommen ſeyn mag: die Götter haben nicht günſtig von ihm gedacht; ſie haben ihn nicht werth geachtet, über das Unglück zu ſiegen, das mit einem ſchwachen und muthloſen Menſchen nichts zu ſchaffen haben mag, als ſpräche es: was ſollt' ich mir einen ſolchen Gegenkämpfer wählen? Er würde gleich die Waffen ſtrecken. Gegen ſeinesgleichen kann ich meine ganze Macht nicht brauchen, eine kleine Drohung iſt genug ihn zu jagen; er hat das Herz nicht mir in die Augen zu ſehen." — Der Hauptgedanke iſt vortrefflich; aber ich zweifle nicht, daß er die witzelnde Ausbildung erſt unter Seneca's Händen erhalten hat. Eben ſo viel Antheil ſcheint mir Seneca an einem andern Discurs zu haben, den er dem Demetrius in den Mund legt (de provid. c. 5). Die Rede iſt von der Ergebung in den göttlichen Willen, oder, was eben dasſelbe nur mit andern Worten ſagt, von der Zufriedenheit mit unſerm Schickſal. „Die Götter (eine ſtoiſche Art zu reden, die bei ihnen eben ſo viel als Natur, Vorſehung, Schickſal, oder *nothwendige Ordnung* der Dinge heißt), die Götter, ſagt er,

können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bei." — Es ist der nämliche Gedanke, der im 77sten Abschnitt des Epiktetischen Handbüchleins so ausgedrückt ist:

So führt mich dann, Zeus, und du, Pepromene,
wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
ich folg' euch willig und mit muntrem Schritte,
denn wollt' ich nicht, müßt' ich gezwungen folgen.

Folgen müssen wir alle, gern oder ungern; der große Punkt, worin sich der Weise und Gute von dem Thoren unterscheidet, ist, daß sich dieser ungern, murrend und vergebens widerstrebend, jener hingegen willig, als aus eigner freier Bewegung und Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit unterwirft: und der Grund dieses Unterschieds liegt darin, daß der Weise und Gute überzeugt ist, daß dieses Gesetz die unumgängliche Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, folglich auch die einzig sichere Grundlage und Gewähr unsers eigenen besondern Wohlseyns ist — die erste und wichtigste aller praktischen Wahrheiten, die dem großen Haufen (oder was die nicht allzu höfliche Sprache der Philosophen Thoren nennt) entweder aus Unwissenheit verborgen bleibt, oder durch die Magie der Leidenschaften immer aus den Augen gerückt wird!

Seneca, der mit einem Vermögen von mehr als zehn Millionen, und als der reichste Privatmann, der vielleicht damals in der Welt war, es gar zu gern dahin gebracht hätte, sich selbst zu bereden, daß er alle seine Glücksgüter *eben so gleichgültig besitze als ein* Demetrius sie entbehrte,

ſcheint vornehmlich, um ſich in dieſer Geſinnung zu beſtärken, den Umgang mit dem letztern geſucht und ihn ſo oft als möglich um ſich gehabt zu haben. — „Ich führe (ſchreibt er in der letzten Epiſtel an ſeinen Lucilius) den Demetrius, den beſten Mann, den ich kenne, überall mit mir herum, und laſſe die bepurpurten Herren ſtehen, um mich mit einem halbnackten Cyniker zu unterhalten, den ich bewundere. Wie ſollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe mich überzeugt, daß ihm nichts mangelt. Alles zu verachten, dahin kann ein Mann es noch bringen! alles haben kann niemand. Der kürzeſte Weg des Reichwerdens geht durch die Verachtung des Reichthums! aber unſer Demetrius lebt ſo, nicht als ob er alles verachte, ſondern als ob er's nur den andern überlaſſen habe."

Einen ſchönen wiewohl unvollendeten und verblichnen Zug aus dem Leben des Demetrius hat uns Tacitus am Ende des 16ten Buchs ſeiner Annalen aufbehalten, nämlich daß er unter den vorzüglichen Perſonen beiderlei Geſchlechtes war, welche die Geſellſchaft des Thraſeas Pätus ausmachten, da ihm Nero, oder der Senat, das ſchändliche Werkzeug dieſes unwürdigen Uſurpators der Namen Cäſars und Auguſts, den Tod, mit der Erlaubniß die Todesart ſelbſt zu wählen, ankündigen ließ. Pätus war der tugendhafteſte unter allen edlen Römern, die als Schlachtopfer des feigen und argwöhniſchen Tyrannen fallen mußten. Er hatte ſich, in Erwartung des Ausgangs, den die gegen ihn erhobene Anklage nehmen würde, in ſeine Gärten zurückgezogen, und da war es, wo er die letzten Tage ſeines Lebens in Geſellſchaft des Demetrius zubrachte, und wie Tacitus ſagt, ſeinen Diſcurſen über die Natur der Seele und ihre Trennung vom Körper *mit dem Intereſſe eines* Sterbenden, oder ſeinen nahen Tod

Ahnenden, zuhörte. Als er sein Schicksal vernommen hatte, waren sein Schwiegersohn Helvidius und unser Demetrius die einzigen, die er mit sich in sein Schlafgemach nahm, um sich die Adern öffnen zu lassen. — Unglücklicher Weise ist ein Stück des 16ten Buchs der Annalen verloren gegangen, und die Erzählung bricht, bei einem von dem langsam Sterbenden auf den Demetrius geheftеten Blicke, gerade da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht. Dieß ist alles, was uns von einem Manne übrig ist, der, selbst nach diesem wenigen zu urtheilen, verdient hätte, wie Sokrates und Epiktet, einen Xenophon und Arrianus zu finden.

2.

Demokritus von Abdera.

Etwas von der Goldmacherei desselben.

1775.

Es gehört bekanntermaßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß sie nicht nur über alles was sie wissen und verstehen, sondern auch über alles was sie nicht wissen und nicht verstehen, reden und schreiben dürfen, was ihnen beliebt, und so viel ihnen beliebt.

Ich habe mir zwar schon lange zum Gesetz gemacht, mich des besagten Vorrechts so wenig als möglich zu bedienen; indessen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich sehe mich wirklich in der Nothwendigkeit etwas über die Alchymie des Demokritus zu sagen, wiewohl ich heilig versichern kann, daß ich davon nicht ein Wort mehr

weiß, als der gelehrte Ungenannte, der mich dazu nöthiget. *) Der ganze Unterſchied zwiſchen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nämlich dieſen Punkt betrifft) beſteht darin, daß ich mir meiner Unwiſſenheit in dieſer Sache wohl bewußt bin; und daß er hingegen ſehr viel davon zu wiſſen glaubt.

Ich hatte mir die Freiheit genommen, in der Geſchichte der Abderiten den berühmten Arzt Olaus Borrichius eines Abderitismus zu beſchuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weiſen gehabt habe, und weil er zum Beweis deſſen ſich auf des Demokritus' Buch vom Steine berufen.

Dieß nimmt nun der Ungenannte ſehr übel, und gibt mir wegen dieſer Uebereilung einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in ſeiner Art wirklich großen Mann Borrichius einen Abderiten geſcholten; er, der auf der nämlichen Seite, den gewiß eben ſo ehrlichen, und in mehr als einer Art wenigſtens eben ſo großen Mann, Hermann Conring, und mit ihm alle Gelehrten, welche den Zoſimus und Syneſius erſt ins vierte Jahrhundert nach Chriſti Geburt ſetzen, Abderiten ſchilt. Die Gründe, warum die Gelehrten dieß thun, ſind ſehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitiſcher ſeyn, als die Gründe, warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch περι της λιθου vom Stein der Weiſen gehandelt habe (vid. ſeine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata p. 69).

Ich bekenne, daß ich — da es unmöglich iſt, daß ich omne scibile ſelbſt geleſen und ſelbſt unterſucht habe — in dem Wenigen, was ich von der Philoſophie, Magie und Alchymie des Demokritus geſagt, theils lediglich meinem eigenen

*) *Verf. des Art.* Demokritus, im Magazin für Aerzte, St. 1.

Menſchenverſtand, theils den Urtheilen notoriſch großer Gelehrten, als Salmaſius, Conring, le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. a. gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunſt des Demokritus betrifft — ein Verbrechen, deſſen Schuld ich beinahe mit allen Gelehrten in Europa theile — ſo dächt' ich, es wäre wenigſtens billig geweſen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus ſehr vielen Gründen, die ihm ſelbſt eben ſo bekannt ſeyn müſſen als mir) die Präſumtion, daß Demokritus den Stein der Weiſen nicht gehabt habe, ſo lange die ſtärkere iſt, bis mit unumſtößlichen Beweiſen dargethan iſt, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäſche des großen Borrichius und des Ungenannten, von Büchern die entweder nicht exiſtiren, oder noch im Manuſcript in der Vaticaniſchen und kön. Franzöſiſchen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in hiſtoriſchen und Richtigkeit in phyſikaliſchen Dingen, die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Physica et Mystica noch vorhanden ſeyn ſollenden Fragment der χειροκμητων des Demokritus urtheilt der größte Kenner deſſen, was in Griechiſcher Sprache ächt oder unächt iſt, Salmaſius, daß ſie untergeſchoben, und eine Geburt des ſchlechteſten Alters der Griechiſchen Literatur ſey. Der angebliche Commentar des Syneſius über dieß unächte Buch iſt den Gelehrten, meines Wiſſens, nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Syneſius gekannt, als den Biſchof dieſes Namens zu Ptolomais, der im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt gelebt; und der Zoſimus, deſſen Werke die gelehrte Welt kennt, iſt ein Geſchichtsſchreiber des fünften Jahrhunderts. Die Alchymiſten, Syneſius und Zoſimus, *deren Schriften Borrichius* im Manuſcript geſehen hat,

ſind, ſelbſt nach der Meinung dieſes Polyhiſtors, ganz andere Perſonen, haben viel früher exiſtirt, und ſind, wie der Ungenannte verſichert, noch ungleich älter als Borrichius ſelbſt glaubt. Es mag ſeyn; aber noch ſind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher ſeyn, als die Gelehrten auszuhunzen, daß ſie, auf das Zeugniß eines Commentars, den ſie nie geſehen haben, über ein Buch das nicht exiſtirt, nicht ſtracks überzeugt ſind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wir werden uns alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, ſobald er in ſeiner verſprochenen Geſchichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz geſetzt haben wird. Nur wird er ſelbſt billig finden, daß wir uns beſſere Gründe ausbitten, als diejenigen, womit Borrichius — vor deſſen Gelehrtheit, Beleſenheit und Collectaneen ich übrigens allen erſinnlichen Reſpect habe — beweist, daß Joſeph in ſeiner Nachricht von den Säulen Seths Glauben verdiene; daß die Aegyptiſchen Prieſter Gold gemacht haben; daß die noch vorhandene ſmaragdne Tafel dem Aegyptiſchen Hermes füglich zugeſchrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und der Venus im Homer (Odyſſ. VIII) ein concubitus myſticus ſey, wodurch Homer alchymiſtiſche Geheimniſſe, die er in Aegypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten Aegyptiſchen Könige ſich nicht begreifen ließen, wenn man nicht annähme, daß ſie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido den alchymiſtiſchen Proceß vorgeſungen habe, weil Virgil ſagt: er habe errantemque lunam, solisque labores geſungen, und zwanzig andre Sächelchen von dieſem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über ſeiner Alchymie ſeine Logik nicht ganz vergeſſen hätte, gewiß ungeſchrieben gelaſſen *haben würde.*

3.

Diagoras der Melier. *)

1798.

Die wenigen Nachrichten, die man theils aus solchen Compilatoren, wie Suidas, Valerius Maximus und Hesychius Illustris, theils aus den Aristophanischen Scholiasten und andern seiner beiläufig erwähnenden alten Schriftstellern gezogen hat, sind so verworren und übel zusammenhängend, daß Barthelemy, um in seinem Anacharsis aus allen diesen einzelnen Zügen ein leidliches Gemälde zusammenzusetzen, ein wenig mehr Poesie zu Hülfe nehmen mußte, als man einem Geschichtserzähler zu verstatten schuldig ist.

Meistens führen uns die Nachrichten, die man aus dergleichen Quellen schöpfen kann (selbst wenn die Rede von viel berühmtern Männern ist, als Diagoras), nicht weiter, als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, alles wohl erwogen, der folgende Begriff von Diagoras und seinem vorgeblichen Atheism der wahrscheinlichste zu seyn. Die Lage von Melos und der ansehnliche Seehandel seiner Bewohner verschaffte dem Jüngling, den sein Durst nach Kenntnissen frühzeitig aus seiner Vaterstadt trieb, überflüssige Gelegenheiten, nach und nach die Inseln und das feste Land der Hellenen zu besuchen, und mit den vorzüglich-

*) Man vergleiche hiemit was Wieland über ihn im Aristipp gesagt hat Brief 46, und Kindervaters Bemerkungen über Diagoras in den Anmerkungen und Abhandlungen über Cicero's Bücher von der *Natur der Götter*. *Lpz.* 1790. Bd. 1. S. 33—39.

ſten Köpfen ſeiner Zeit (welche ungefähr zwiſchen die 76ſte und 90ſte Olympiade fällt *) ſich bekannt zu machen. Es iſt kein Zweifel, daß er unter andern berühmten Philoſophen und Sophiſten, die in dieſem Zeitraum blüheten, auch einen Demokritos, Anaxagoras und Protagoras kennen gelernt und in ihrem Umgang den Grund zu ſeiner nachmaligen Denkart über die Volks = und Staatsreligion der Griechen gelegt habe. Nichts iſt wohl begreiflicher, als wie in einem jungen Manne von hellem Kopf und lebhafter Wißbegierde der Gedanke herrſchend werden konnte, die Myſterien der geheimen Gottesdienſte und Einweihungen, von welchen Griechenland ſo voll war, und von denen damals noch ſo viel Aufhebens gemacht wurde, aus dem Grunde kennen zu lernen. Diagoras machte, wie es ſcheint, eine Zeitlang ſein Hauptgeſchäfte daraus, ſich in den Cabiriſchen, Samothraciſchen, Orphiſchen, Eleuſiniſchen und allen andern Myſterien, welche damals irgend einem Gott oder Heros zu Ehren in Griechenland und Aſien gefeiert wurden, initiiren zu laſſen; und kam dadurch in den Ruf, daß er ein religiöſer Schwärmer, εἰ τις και ἄλλος δεισιδαιμων (wie ſich Sextus Empirikus ausdrückt) ſey. So natürlich es war, wenn der große Haufe dieſe Meinung von ihm faßte, ſo möchte ich doch nicht, wie der Verfaſſer des Anacharſis, dem beſagten Sextus als etwas hiſtoriſch Wahres nachſagen: que son imagination ardente le pénétra d'une crainte ſervile à l'égard des Dieux; qu' (en conſequence

*) Einem Ariſtophaniſchen Scholiaſten zufolge (zu V. 323 der Fröſche) lebte Diagoras mit Simonides und Pindaros zu gleicher Zeit. Dieß kann aber keinen andern Sinn haben, als daß ſeine Knabenjahre in die Zeit ihres Greiſenalters gefallen ſeyen; und in dieſer Vorausſetzung werden die angegebenen Zahlen beinahe zu richtig ſeyn. W.

de cette deisidémonie) il chargeait son culte d'une foule de pratiques religieuses, et qu'il parcourrait la Grèce pour se faire initier dans tous les mystères. Zwar die beiden leztern Aussagen beruhen auf Zeugnissen, gegen welche, meines Wissens, nichts einzuwenden ist; aber die erste betrifft etwas, das in dem inwendigen Menschen, der nicht in die Sinne fällt, vorgegangen seyn müßte; sie ist kein Zeugniß, sondern ein kategorisches Urtheil über die Ursache dessen was in die Sinne fiel; ein Urtheil, worin man sich leicht irren konnte; denn Diagoras konnte, ohne alle Deisidämonie, aus bloßer Begierde die Mysterien zu ergründen, und in das Innerste des Geheimnisses einzudringen, den Schein einer schwärmerischen Religiosität annehmen, und mußte sich dann wohl, um seine Absicht zu erreichen, allen den Uebungen und Observanzen, die ihm von den Mystagogen vorgeschrieben wurden, mit guter Art unterwerfen. Daß dieß wirklich bei ihm der Fall gewesen sey, daß er sich aus bloßer Wißbegierde und in philosophischer und weltbürgerlicher Absicht zu dieser sonderbaren Verwendung eines beträchtlichen Theils seiner Zeit und seines Vermögens entschlossen habe, ist freilich weder durch Urkunden noch beschworne Zeugnisse zu erweisen; aber es scheint mir aus dem Erfolg höchst wahrscheinlich zu seyn. Die Entdeckungen, die er auf diesem Wege machte, wirkten auf ihn, wie auf einen hellen unbefangenen, Wahrheit suchenden Menschen; auf einen dumpfen, abergläubischen, götterscheuen Schwachkopf würden sie ganz anders gewirkt haben. Und wenn wir auch nur, als etwas sehr Mögliches, annehmen, daß er, zu der Zeit, da er seinen Lauf durch alle Mysterien seiner Zeit antrat, noch nicht ganz klar gesehen, aber eben deßwegen und, um über die wahre Beschaffenheit des Religionswesens seiner Nation ins *Reine zu kommen, sich* in diesen Labyrinth hinein-

gewagt habe: so bleibt es immer begreiflicher, wie ein entschiedner Unglaube das Resultat seiner Entdeckungen seyn konnte, als wenn wir eine Geistes- und Gemüths-Verfassung bei ihm voraussetzen, in welcher er durch die Einweihung in den Mysterien, natürlicherweise, vielmehr hätte bestärkt als aus derselben herausgeworfen werden müssen.

Wie dem aber auch gewesen seyn mag, genug der Erfolg war, daß Diagoras sich öffentlich gegen die Gottheit der Griechischen Nationalgötter und die Mysterien erklärte; ja sogar kein Bedenken trug, das, was in diesen letztern vorging, gezeigt und gelehrt wurde, allen die es wissen wollten zu verrathen, und jedermann, so viel an ihm war, von diesen heiligen Mystificationen abzuhalten. Daß er das letztere wirklich gethan, ist durch das Decret der Athener gegen ihn außer allen Zweifel gesetzt; und da nach dem damaligen allgemeinen Volksglauben die Profanation der Eleusinischen und andern Mysterien, ein den Tempelraub selbst übertreffendes Sacrilegium war, dessen nur ein ausgemachter Gotteslängner fähig seyn konnte, so begreift sich, warum Diagoras, wenn er auch kein Gotteslängner im Sinn der Theistischen Religionen war, mit dem verhaßten Beinamen der Atheist gebrandmarkt werden mußte. Wenigstens gedenkt das besagte Decret keines andern Beweises seiner Gottlosigkeit (ἀσεβεια) als dieser. Indessen zweifle ich um so weniger, daß er sich dieses Namens auch durch Bestreitung des Daseyns der Götter überhaupt würdig gemacht habe, da Cicero, der ihm einige Jahrhunderte näher war als Sextus, Suidas, und die christlichen Kirchenschriftsteller, ganz positiv von ihm versichert: daß er, so wie späterhin Theodor von Cyrene, behauptet habe, nullos esse omnino Deos. Wie nun Diagoras *eigentlich zu diesem* Unglauben gekommen, wie weit er darin

gegangen *), und inwiefern, oder durch was für Entdeckungen die Myſterien, in deren innerſte Adyta er ſich vermuthlich Zugang zu verſchaffen gewußt, die veranlaſſende Urſache desſelben geworden, läßt ſich, bei dem gänzlichen Mangel an nähern und umſtändlichen Nachrichten, nicht beſtimmen: aber das, dünkt mich, könnte und ſollte jedem einleuchten, der die nur gar zu oft lügenhaften und läppiſchen Erzählungen, womit ſo manche Griechiſche Anekdotenjäger das Andenken merkwürdiger Männer ihrer Nation beſchmutzt haben, mit gehörigem Mißtrauen prüft, daß die von den Ariſtophaniſchen Scholiaſten, und von ſolchen Compilatoren wie Suidas, vorgegebene Urſache, warum Diagoras von der erbärmlichſten Deiſidämonie auf einmal zur frechſten Atheiſterei übergeſprungen ſeyn ſoll, zu ungereimt iſt, um den mindeſten Glauben zu verdienen. Einer ſeiner Freunde ſoll nämlich ein von Diagoras ihm anvertrautes Depoſitum **) abgeläugnet, und, als

*) Der Franzöſiſche Anacharſis beſchuldigt ihn d'avoir brisé les statues des Dieux, und beruft ſich, um ein ſo unwahrſcheinliches Vorgeben mit Zeugniſſen zu belegen, auf den Ariſtophaniſchen Scholiaſten zum 828. Vers der Wolken, und auf die Kirchenſchriftſteller Athenagoras und Clemens von Alexandrien. Alle drei erwähnen aber bloß eines einzigen, vermuthlich aus einerlei Quelle geſchöpften Beiſpiels, nämlich, daß er einſt, da es in ſeiner Küche an Holz gefehlt, einen hölzernen Hercules geſpaltet und des armen Gottes noch gar mit dieſen Worten geſpottet habe: nun friſch auf! mache dich an deine dreizehnte Arbeit und koch' uns einen Linſenbrei. W.

**) Nach der Erzählung des Mileſiſchen Heſychios war ein Gedicht, das ihm von einem Bekannten entwendet worden war, die teterrima causa alles dieſes Unheils. Diagoras verklagte den Verſesdieb; dieſer läugnete, ſchwur den Reinigungseid, und publicirte bald darauf das Gedicht als ſein eigenes Werk, mit großem Beifall. Dieß kränkte den armen Vater des geſtohlnen Kindes ſo

er deßwegen gerichtlich belangt worden, es feierlich abgeſchworen haben. Nun habe Diagoras, vermöge ſeines heroiſchen Glaubens, nicht gezweifelt, daß die Götter einen ſo frevelhaften Meineid auf der Stelle rächen würden. Da dieſe ſich aber ganz gleichgültig und leidend dabei verhalten, ſey er darüber ſo ſtutzig geworden, daß er (ungewiß ob aus Ueberzeugung oder aus Rachſucht) das Daſeyn der Götter öffentlich geläugnet habe. — Geſetzt auch, das Geſchichtchen habe ſich wirklich zugetragen, ſo hätte ein ſo fanatiſcher Orthodox, wie Diagoras vor dieſer Begebenheit geweſen ſeyn ſoll, höchſtens einen Augenblick in ſeinem Glauben irre gemacht, und vom erſten Affect hingeriſſen werden können, in Reden auszubrechen, wie Splendidabilis ſie in ſolchen Fällen einem in ſeiner zuverſichtlichen Erwartung getäuſchten Menſchen etwa eingeben könnte. Aber was für ein elender Wicht müßte das ſeyn, den der Anblick alles Unrechts, aller Uebelthaten und Frevel, die auf dem ganzen Erdboden täglich, ſtündlich und augenblicklich begangen werden, ohne daß die Götter ihren Unwillen darüber unmittelbar auf der Stelle auszulaſſen nöthig finden, bisher niemals im Geringſten angefochten hätte, und der nun, da ihm ſelbſt einmal ein zu Athen ziemlich gewöhnliches Unrecht geſchah, auf einmal deßwegen aus dem religiöſeſten Schwärmer zum erklärteſten Atheiſten würde? Eher ließe ſich noch hören, was einer der Ariſtophaniſchen Scholiaſten vorgibt: daß das grauſame und unverdiente Schickſal, das

---

bitterlich, daß er den Göttern ihre Gleichgültigkeit gegen eine ſolche Unthat nicht verzeihen konnte. Von dieſer Zeit an brach er mündlich und ſchriftlich gegen ſie los, und hielt ſich vollkommen berechtigt, denen das Daſeyn abzuſprechen, die durch ihr Stillſchweigen Schuld daran hatten, daß ihm ſeine Verſe vom Gerichte *waren* abgeſprochen worden. W.

die ganze Exiſtenz ſeiner ſeit mehrern Jahrhunderten blühenden und in ihrer goldnen Mittelmäßigkeit glücklichen Vaterſtadt im erſten Jahre der 91ſten Olympiade vernichtete, dieſe Wirkung auf ſein Gemüth gehabt hätte, wenn nicht aus andern Umſtänden wahrſcheinlicher wäre, daß ſein Atheism viel älter und mehr eine Frucht kalter Unterſuchungen und Speculationen als des Unmuths und der Verzweiflung geweſen ſey. Im letztern Falle würde er wohl ſchwerlich eine Stelle unter den Philoſophen des Alterthums erhalten haben, und dieß um ſo weniger, da ſein Tod ziemlich bald auf die Zerſtörung von Melos folgte, und er alſo nicht Zeit genug gehabt hätte, mit ſeiner neuen Lehre Aufſehn zu erregen. Ich denke der Wahrheit vielleicht am nächſten zu kommen, wenn ich annehme, daß Diagoras durch ſeine Initiation in allen geheimen Gottesdienſten, vielleicht auch durch eine vertrautere Bekanntſchaft mit den Prieſtern, wozu ſein affectirter Fanatism ihm den Weg gebahnt, nicht nur zu der Ueberzeugung (die eben nicht ſchwer zu erlangen war), daß die populären Nationalgötter der Griechen keine Weſen außer uns ſeyen, gelangt, ſondern bei immer fortgeſetzter Speculation über dieſe Dinge auf die Meinung gerathen ſey: daß weder die Natur im Ganzen und im Beſondern, noch die Oekonomie der menſchlichen Dinge durch Vorausſetzung einer unſerm Verſtand unzugangbaren Grundurſache begreiflicher werde, und alſo nichts vorhanden ſey, was den denkenden Menſchen zu einer ſolchen Vorausſetzung bewegen könne. Er war, wofern er ſo vernünftelte, weder der erſte noch der letzte ſeiner Art; und wenn er ſich übrigens im Aeußerlichen der populären Religion conformirt, ſeinen Atheism ohne Geräuſch und Prätenſion als eine *bloße kosmologiſche* Speculation *vorgetragen, und die Myſterien* unangetaſtet gelaſſen hätte, ſo

möchte er ſo alt als Demokrit von Abdera geworden ſeyn, ohne daß weder die Eumolpiden, noch der Areopagos, noch das ſouveräne Volk von Athen ſich um ihn bekümmert hätten. Aber Diagoras konnte, wie es ſcheint, der Begierde, ſeine Entdeckungen auch andern mitzutheilen und Proſelyten zu machen, nicht widerſtehen. Die Myſterien verrathen, war an ſich ſchon eine halsbrechende Sache; aber ſogar mit Verachtung davon zu reden, und andere von den Initiationen abzuhalten, ein ſolcher Frevel war unerhört, und empörte, da er endlich ruchtbar wurde, ganz Griechenland gegen das Ungeheuer, das deſſen fähig war. Mir iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Diagoras, der ſich gewöhnlich zu Athen aufhielt, ſein Spiel ſchon lange vorher, bevor das Ungewitter über ihm ausbrach, auf eine verdecktere Art geſpielt, und wenigſtens das, was den Athenern und Hellenen das Heiligſte war, die Eleuſiniſchen Myſterien, geſchont haben werde. Aber als Athen die armen Melier ſeine Uebermacht auf eine ſo grauſame Art fühlen ließ *), daß wir die Erzählung davon nach mehr als 2000 Jahren nicht ohne Ingrimm leſen können, da mochte wohl auch der patriotiſche Zorn des Diagoras über Götter und Athener ſo heftig entbrennen, daß er ſeine Geſinnungen gegen beide ohne alle Zurückhaltung laut genug werden ließ, um ſich das fürchterliche Decret zuzuziehen, wodurch er für vogelfrei erklärt, und demjenigen, der ihn tödten oder lebendig nach Athen liefern würde, jenem ein Talent, dieſem das Doppelte zur Belohnung verſprochen wurde. Er

*) Alle Melier, welche Waffen zu tragen fähig waren, wurden gefangen nach Athen geſchleppt und daſelbſt mit kaltem Blut ermordet; alle übrigen, Weiber, alte Männer und Kinder, zu ewiger Sklaverei verdammt. W.

hatte ſich zwar noch in Zeiten mit der Flucht zu retten geſucht und unter den Peloponneſiern ſicher zu ſeyn gehofft; aber die Wuth der Athener verfolgte ihn von Ort zu Ort, brachte es dahin, daß er allenthalben als ein erklärter Feind der Götter und Verräther der Myſterien proſcribirt wurde, und ließ nicht eher von dem Unglücklichen ab, bis man erfuhr, daß er in einem Fahrzeuge, worin er aus Griechenland entfliehen wollte, zu Grunde gegangen ſey.

So ſetze ich mir das Wenige, was uns die Alten von dieſem merkwürdigen Melier, in kleinen unförmlichen Bruchſtücken und einzelnen ſchlecht in einander paſſenden Zügen überliefert haben, zuſammen, um mir wenigſtens etwas einigermaßen Anſchauliches und Begreifliches bei ſeinem Namen denken zu können, und einem, der ſich ſelbſt nicht mehr vertheidigen kann, ſo wenig als möglich Unrecht zu thun. Ich geſtehe übrigens gern, daß mich dieſer Verſuch nicht ganz befriediget; und daß es, aus Mangel an chronologiſcher Beſtimmung der Hauptepochen ſeines Lebens, immer unmöglich bleiben wird, alle durch ſo manche Schriftſteller von ſehr ungleicher Gültigkeit zerſtreuten Züge ſo zuſammenzufaſſen, daß ein Bild herauskomme, welches einem in ſich ſelbſt zuſammenhängenden Menſchen ähnlich ſehe. Aber bei wie vielen andern ausgezeichneten Perſonen des Griechiſchen Alterthums finden wir uns in eben demſelben Falle!

E.

1.

Enthuſiasmus und Schwärmerei.

1775.

Mit den Worten muß es ſo genau nicht genommen werden — pflegt man zu ſagen, und hat ſehr Unrecht. Freilich ſollten ſich geſcheidte Leute nie zanken, wenn ſie nicht wenigſtens wiſſen, worüber. Aber eben damit dieß nicht ſo häufig geſchehe, wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſich einmüthiglich entſchließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch ſchwankend iſt, auf immer und allezeit eine feſtgeſetzte und jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte noch immer Schwärmerei und Enthuſiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen, und dadurch Begriffe, die mit äußerſter Sorgfalt auseinander geſetzt werden ſollten, dergeſtalt verwirren, daß ſie immer Gefahr laufen, ihren Leſern halb wahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übelaufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne Schwärmerei eine Erhitzung der Seele von Gegenſtänden, die entweder gar nicht in der Natur ſind, oder *wenigſtens das nicht ſind*, wofür die berauſchte Seele ſie an-

sieht. So schwärmt z. B. Horaz, wenn ihn Bacchus, von dessen Gottheit er voll ist, in unbekannte Haine und Felsenhöhlen fortreißt — und Petrarca, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen seiner Laura Berge versetzen und Flüsse stehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerei, in dieser Bedeutung genommen, entspricht das Wort Fanatismus ziemlich genau; wiewohl dieß letztere, durch den Gebrauch, einer besondern Gattung von Schwärmerei, nämlich der religiösen, zugeeignet worden ist*). Aber es gibt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerei ist, sondern Wirkung des unmittelbaren Anschauens des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unserm Innersten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menschlichen Seele, sobald sie mit gesunden, unerschlafften, unverstopften, äußern und innern Sinnen sieht, hört und fühlt was wahrhaft schön und gut ist, eben so natürlich ist, als dem Eisen im Feuer glühend zu werden.

Diesem Zustande der Seele weiß ich keinen schicklichern angemessenern Namen als Enthusiasmus.**) Denn das, wo-

*) Mit Recht, da es von fanum, Tempel, abgeleitet ist. Böttiger bezieht es auf die Selbstzerfleischungen und Verstümmelungen der orgiastischen Religionen der alten Welt, wovon aber auch im Christenthum nicht seltene Beispiele vorkommen. Der Fanatiker geht in der Schwärmerei bis zur Wuth der Zerfleischung seiner selbst und Anderer im physischen und moralischen Sinne, und bewaffnet darum gern den weltlichen Arm gegen anders Denkende.

**) Das Wort bezeichnet nach seiner Etymologie den erhöhten Zustand der Seele, worin sie ganz außergewöhnliche Kräfte zeigt und Wirkungen äußert, und den sich die Alten nicht anders erklären konnten als aus dem Inwohnen eines Gottes in der Seele, dem Einwirken eines Gottes in dieselbe. Besonders Dichtern und Propheten schrieb man daher Enthusiasmus zu. Est Deus in *nobis, agitante calescimus illo*, sagt Ovid.

von dann unſre Seele glüht, iſt göttlich; iſt (menſchenweiſe zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und dieſe feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten iſt ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit, oder (wie Plato ſagt) Gott in uns.

Hebet eure Augen auf und ſehet: was ſind Menſchenſeelen, die dieſen Enthuſiasmus nie erfahren haben? Und was ſind die, deren gewöhnlichſter, natürlichſter Zuſtand er iſt? — Wie froſtig, düſter, unthätig, wüſt und leer jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirkſam für alles was edel und gut iſt, dieſe!

Schwärmerei iſt Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber: Enthuſiasmus iſt ihr wahres Leben! — Welch ein Unterſchied in weſentlicher Beſchaffenheit, Urſache und Wirkung!

Ich vergeſſe hier gar nicht, daß die Gränzen des Enthuſiasmus und der Schwärmerei in jedem Menſchen ſchwimmen; daß der Enthuſiaſt oft ſchwärmt; daß weder wir noch er ſelbſt allemal mit Gewißheit ſagen können, was, von allem was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Urſache zuzuſchreiben iſt. Aber ſoll uns dieß abhalten, den großen weſentlichen Unterſchied zwiſchen zwei ſo ungleichen Zuſtänden der Seele anzuerkennen, und (woran bisher ſo wenig gearbeitet worden iſt) dieſen Unterſchied ſo genau als möglich zu beſtimmen?

Aber wie kann dieß geſchehen, ſo lange man die Wörter Schwärmerei und Enthuſiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beiläufig merk' ich noch an, daß Enthuſiasmus — wenigſtens niemals wo man ſich ganz beſtimmt auszudrücken hat — durch Begeiſterung überſetzt werden ſollte. Dieß letzte *Wort hat eine weitere* Bedeutung; denn der Geiſter ſind

mancherlei. Der Schwärmer iſt begeiſtert wie der Enthuſiaſt; nur daß dieſen ein Gott begeiſtert und jenen ein Fetiſch. *)

Endlich ſollt' ich kaum hinzuſetzen dürfen, daß es, was man auch über den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Enthuſiasmus und Schwärmerei und den verſchiedenen Gebrauch dieſer Wörter feſtſetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthuſiaſt und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer ſeyn, iſt nicht ſchimpflicher, als ein hitziges Fieber haben; ein Enthuſiaſt ſeyn, iſt das Liebenswürdigſte, Edelſte und Beſte ſeyn, was ein Sterblicher ſeyn kann.

Aber freilich, wer wird die froſtigen, lichtloſen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dieß zu fühlen?

Ich beſorge alſo — doch nein! Ich will nichts beſorgen. Helfe, was helfen kann! Wenn wir immer beſorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Waſſer ſäen, den Fiſchen predigen u. ſ. w., ſo würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

---

*) Man kann wohl Begeiſterung zum Mittelpunkte machen. Dem Begeiſterten zur einen Seite ſteht der Enthuſiaſt, zur andern der Schwärmer. Jener erglüht für eine Idee, dieſer für eine Chimäre. Jeder will ſie anerkannt, realiſirt wiſſen, und iſt eifrig darin; der Enthuſiaſt wählt nur gute Mittel, dem Schwärmer wird das Mittel durch den Zweck geheiligt. Der Enthuſiaſt iſt allezeit mit der Vernunft harmoniſch, der Schwärmer nicht. Enthuſiasmus iſt ein Affect, Schwärmerei eine Leidenſchaft, und daher das Schwärmen, d. i. mit lautem Getös umherſchweifen, und zwar in Maſſe: der Schwärmer will auch Schwarm machen.

2.

Erasmus von Rotterdam.

Fragment über seinen Charakter.

1776.

Ich wünsche etwas beizutragen, daß dem Charakter dieses vortrefflichen Mannes mehr Gerechtigkeit widerfahre, als noch immer geschieht, und geschehen kann, so lang er von beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Religionshändeln beleidigt glauben, in einem zu strengen Lichte gesehen wird. Beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei, und zu wenig für die ihrige gethan habe; und bloß weil er gerecht gegen beide seyn wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienst an. Die Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre; seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes; seine mit dem größten Erfolg gewagten Angriffe auf den Barbarismus der theologischen und philosophischen Schulen, und auf den groben Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinn haben, das christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satyren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit damals die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren — ich sage, alles dieß, wofür ihm, als einem um sein Zeitalter, um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter *den Edelsten und Besten* gebührte, wird ihm — weil die Sache

der Protestanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von dem größten Theil der Katholischen noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienst angerechnet. Die Protestanten auf der andern Seite bringen alles in Anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat, und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wissen, was er am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl sie die größten Vortheile davon zogen; ja was er, um der ihm mißfälligen Folgen willen, gethan zu haben sich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigten sich ihm seine Tugenden selbst — seine Unparteilichkeit, seine Klugheit, seine Begierde den Frieden zu erhalten, und den schrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, seine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu dieser gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverletzt fortdauernde und unterhaltene Freundschaft mit den Gelehrtesten und Weisesten beider Hauptparteien u. s. w. — zum Verbrechen zu machen. Und was soll ich endlich von denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens schuldig oder fähig zu seyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig ist herabsetzten, weil sie den Contrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luthers, eines Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedener Art einander gar nicht entgegen gestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Classe *und in seinem Wirkungskreise* Glanz, Licht und Wärme

genug hatte, um einen Platz unter den herrlichſten Köpfen, und (wenn ich nicht ſehr irre) auch unter den beſten Menſchen ſeiner Zeit, und jeder andern Zeit zu verdienen. Man müßte parteiiſcher gegen Erasmus als für die Wahrheit ſeyn, wenn man läugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und ſeinen übrigen Freunden gemacht worden (die Bitterkeit, womit ſie gemacht wurden, abgerechnet), ziemlich verdient habe; daß er für ſeinen Ruhm und (was ihm noch näher anlag) für ſeine Sicherheit und Ruhe, kurz für ſein liebes otium cum dignitate vielleicht mehr beſorgt geweſen, und alſo in den ſtürmiſchen Zeiten der Lutheriſchen Tragödie (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianiſch, zu nennen pflegte) mehr temporiſirt habe, als ein Mann, dem Warheit und Recht, alſo die Sache der Menſchheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei iſt, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieſer Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten erſcheinen, der ſein Alles für ſie hingab. Aber, um gerecht zu ſeyn, müſſen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge ſind, die nur bloß von dem Willen eines Mannes abhangen. Erasmus begünſtigte und beförderte die gute Sache, ſo weit ſeine Ueberzeugung reichte, ſo lange er ſie für rein, für Sache der Menſchheit und Sache Gottes hielt: und zog ſeine Hand erſt dann zurück, wie er ſah, oder zu ſehen glaubte, daß menſchliche Gewinne zu ſehr die Oberhand über das Göttliche; wie er ſah, daß perſönliche Leidenſchaften, Politik und Cameralabſichten der Großen u. ſ. w. ſich zu ſtark ins Spiel miſchten, und daß es durch die ungeſtüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die ſeiner natürlich ſanften Gemüthsart ſo weſentlich zuwider war, zu einem Schisma — *deſſen Verhütung ihm* immer ſo ſehr am Herzen gelegen —

kommen müſſe. Iſt es denn ſo ausgemacht, daß ein rechtſchaffener Mann in einem ſolchen turbulenten Zuſtand der Republik nothwendig Partei nehmen muß? Iſt es nicht genug, wenn er immer auf die Seite ſich neigt, wo er die meiſte Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit ſieht? Iſt es nicht Weisheit, ſich in einer freien Wirkſamkeit zu erhalten, ſo lange man hoffen kann (und wer kann gleich ſagen, wie lange dieß zu hoffen iſt?), daß Ruhe und Ordnung, unter gemeinnützlichen Bedingungen, noch ohne Bürgerkrieg und Auflöſung aller Bande des gemeinen Weſens, wieder hergeſtellt werden könnten? Und iſt es nicht, aufs wenigſte, erlaubte Klugheit und Selbſterhaltung, zumal bei einem bloßen Reiſenden, der keinen verpflichteten Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, ſich zurückzuziehen, wenn es ſo weit gekommen iſt, daß wir zwar wohl mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn ſich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu ſtrengen Sorge für ſein liebes Ich in dieſen Zeiten der heftigſten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menſchliches Auge vorausſehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe: ſo verdient ein Mann von ſolchen Verdienſten — wenigſtens mit Nachſicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen; brachte ſeine Jünglingsjahre nicht in ritterlichen Uebungen und unterm Geräuſche der Waffen, im Feldlager eines Maximilian, zu, hatte nicht das kochende Blut und den feurigen Geiſt eines Hutten; war nicht, wie dieſer, durch Bosheit der Menſchen und unabläſſige Streiche des widrigſten Schickſals aufgereizt, erbittert und zum Verzweiflungsſpiel, Alles gegen Alles zu ſetzen, gebracht worden. *Es iſt nicht alles* Tugend, was uns an Hutten

groß ſcheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein iſt, oder uns in Vergleichung mit den Heroen ſeiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldene Tu si hic esses aliter sentias! legt uns als Pflicht auf, uns ſo viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zuſammenhang der Perſon hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bei aller Bemühung, die wir uns hierzu geben können, doch immer noch ſehr viel daran fehlen muß, daß wir alles ſo klar ſehen, ſo lebendig und gegenwärtig fühlen, wie dieſe Perſon: was iſt billiger, als daß wir unſerm Zwiſchenurtheil ſo viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausſpruch eines vollkommnen, gerechten Endurtheils abgeht? Beides ſind freilich unbeſtimmbare Größen; aber eben darum iſt billige Nachſicht gegen die menſchliche Gebrechlichkeit die erſte Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beſchreibung ſeines Freundes, Beatus Rhenanus, von einer zarten und ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, ſo ſehr, daß die kleinſten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an ſeinen Talenten das Glänzendſte, und an ſeiner Gemüthsart das Schwächſte war, hängt nur an dieſem einzigen Umſtande ſeiner phyſiſchen Anlage! Seine Kindheit ſcheint unglücklich und gedrückt geweſen zu ſeyn,*) ſchon von ſeinem

*) Joh. Adam Bernhard, weiland Rector der Schule zu Hanau, in ſeiner curieuſen Hiſtorie derer Gelehrten, Frkft. a. M. 1718, in dem Cap. VII. von gelehrten Hurenkindern, gibt hierüber folgenden Aufſchluß S. 33: dem Desiderio Erasmo geſchiehet kein Leyd, wenn man ihn mit unter die Doctos spurios rechnet; ſein Vatter, der *ſeine* Mutter beſchlaffen, hat ſich dieſelbe niemahls antrauen laſſen. *Er erbte auch*, außer dem bloßen Nahmen, nichts von ihm,

fünften Jahre an wurde er zur Schule geſchickt und mit dem damaligen Liripipio *) fürbaß gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitſchülern einen Vorgeſchmack der beſſern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und dieſe wurde und blieb die herrſchende Neigung ſeines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, ſobald er ſie kennen lernte, ſeine Lieblings-Autoren; er durfte ſie nur an Feiertagen verſtohlener Weiſe leſen, aber deſto lieber wurden ſie ihm! Und da dieſe beiden (und bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu machen) ſeinem Geiſte die erſte Bildung gaben, da das Vergnügen, ſo er aus ihnen ſchöpfte, damals ſein einziges war (er las ſie ſo fleißig, daß er ſie endlich ganz auswendig wußte, ſagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subject von ſo zarten Sinnen, die Formen, ſo ſie ihm eindrückten, unauslöſchlich blieben? daß die Horaziſche aurea mediocritas (die mit der Sokratiſchen σωφροσυνη eins iſt), d. iſt die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und ſanften Schönen in der Natur und im Leben, und die ſo nahe damit verwandte Menandriſche Grazie und Urbanität, und die Lucianiſche Feindſchaft gegen alle falſche Prätenſion, alles Ueberſpannte gegen Platoniſche Praestigias und ſtoiſches

---

denn er nennte ſich Anfangs nach demſelben Gerhard Gerhardi. In denen folgenden Zeiten aber änderte er den Sinn, und legte an Tag, wie wenig ihm mit dieſer Erbſchafft gedienet wäre, indem er nach damahliger Gewohnheit ſeinen alten Nahmen ablegte, und ſich Desiderium Erasmum wollte genennet haben.

*) Liripipium, worüber man nachzuſehen hat Menage Orig. ling. Gall, war im Mittelalter eine von den Magiſtern und Baccalauren getragene Mütze, die ſo über den ganzen Kopf gezogen wurde, daß *nur für das Geſicht eine Oeffnung* blieb.

Supercilium *) charakteristische Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart, und somit auch seiner Schriften wurden? Und wie natürlich also, daß Erasmus, so organisirt, so gebildet, mit dieser Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieser jovialischen Gemüthsart, die ihn auch in seinem Umgang zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, mehr Lust hatte — Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind Xenophon, Sir Philipp Sidney, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, Beispiele, daß die Grazien des Geistes, so wie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, sich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in Einem Subject zusammentreffen können. Aber wie höchstselten ist's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menschen in einen solchen Bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bei diesen ächten *ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΛΛΘΟΙ* dieser (auch unserm Erasmus eigne) charakteristische Hang zu persönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Musen und die Freuden des geselligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophons mit Leben und Tode Phocions zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterschied zu fühlen.

Erasmus wurde von seinen tyrannischen Vormündern wider seine entschiedene Neigung dem klerikalischen Stande gewidmet, und (was ihm am unerträglichsten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er zwar den Muth und das Glück sich wieder loszumachen: da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger seyn, als daß er seine unbegränzte Liebe zum Studiren und

---

* *S. Erasm. Epist.* l. 29. ep. 5.

zur Freiheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Achtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dieß heißt damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staat; seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam und sich aufhielt, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Wälschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die andre bei ihnen holten. Seine literarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Belesenheit, Kritik und Philosophie vollgestopften Adagia, sein Plautus, Terenz u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am Römischen Hofe eine so große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Pönitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum neuen Testament, seine Paraphrasen, andre Werke in diesem Fache (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doctorwürde der Theologie berechtigte), den Ruf eines eben so eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Philologen seiner Zeit, und seine Adagia, Colloquia und Encomium Mariä unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, *schützten ihn, und eiferten um* die Wette, ihn bei sich

zu fixiren; ſeine Widerſacher ſelbſt, und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica, *) Bedda u. dgl. dienten ſeinem Glanze nur zur Folie. Es lag bloß an ihm, ſich durch anſehnliche Ehrenſtellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchſten Würden in der Kirche geführt haben könnte. Aber er zog ſeine Freiheit allen andern Vortheilen vor, und erwählte ſich endlich, theils um in dieſem Elemente ſeines Geiſtes deſto ungeſtörter leben zu können, theils wegen ſeiner Verbindung mit Froben und Amerbach, die Stadt Baſel zu ſeinem gewöhnlichſten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536 in ſeinem 70ſten Jahre verſtarb.

Iſt nicht dieſer bloß flüchtig auf ſein Leben hingeworfene Blick ſchon hinlänglich, uns begreifen zu machen, wie gewichtig für ihn die perſönlichen Beweggründe waren, ſich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu laſſen?**) Es war nicht Feigheit der Seele: oder hätte etwa kein Muth dazu

*) Epp. 30, 82.

**) Eine Stelle aus ſeinem im J. 1519 an Luther geſchriebenen Brief iſt zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet integrum servo, ſagt er, quo magis prosim litteris reflorescentibus. (Das war ſeine Sparta; Luther hatte eine ganz andere; was hab' ich mit dir zu ſchaffen! konnte einer zum andern ſagen.) Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Iudaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censes. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur, faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui *Christi*. — Hatte Erasmus nicht Recht? — Und doch, wo wären *wir, wenn* Luther auch ſo gedacht hätte? W.

die Mönche und Pedanten, deren Zorn damals noch Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heidnische Theologie, die Decretalen, und die sämmtlichen Geber Kirchen-Disciplin so anzugreifen wie er gethan Es war nicht Begierde oder Hoffnung sich bei dem en Hof einzuschmeicheln, und Pfründen und Würden nappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum die Einladung des Papsts Hadrian VI, seines Landsund alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, ihm damals in Rom öffneten, so geradezu von sich er? Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, in Schicksal gewesen wäre, zwanzig Jahre später in t zu kommen, gar leicht ein eben so warmer Anhänger Luther hätte werden können, als nur immer — sein Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen gegen sechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten r Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer en Krankheiten und Alter geschwächten Gesundheit, andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ansehens und Einflusses in die Gelehrten-Republik, ß der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen , denen er von der Weisheit seines Betragens geßen Rechenschaft geben mußte, und, was für ihn so war, im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung sen was ihm die Fürsten der Kirche und weltlichen so oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man er das alles hätte dran geben sollen, um irgend eine nns-Rolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich e keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weeinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache ge-
e.

Ich wiederhole es, ich wünsche mit diesem, wiewohl sehr mangelhaften, apologetischen Fragment (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Lust hat, lese seine Briefe an Wilibald Pirkhaimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil von einem in seiner Art und in seinem Wirkungskreise vortrefflichen Manne — der so viel zur Aufklärung und Verbesserung seiner Zeit beigetragen, dessen Werke größtentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; dessen satyrische und launige Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben, als vielleicht alle ernsthaften Bekämpfer desselben durch alle ihre langweiligen Deductionen zusammengenommen; dessen Fehler endlich durch eine Menge Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeit weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie Alcäus die naevos in puero suo) für Lumina anzuführen.

3.

Eukleria, s. Schurmann.

4.

Euripides.

a.

Sprüche aus einem Sokratiſchen Dichter.

1777.

Dieſe aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich ſie aus Mangel eines ſchicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verſtändigen. Einige ſind von tiefem Sinn. Was dieſen uns aufſchließen kann, iſt mehr Ahndung als Vernunftſchluß. Ich habe ſie erſt gefühlt, eh' ich ſie überſetzte. Bei einigen war eine Wendung nöthig, um den Gedanken aus der Sprache der Urſchrift in die unſrige überzutragen. — Ich theile ſie denen mit, welche eine Freude daran haben werden wie ich. Es däuchte mich unbillig, daß ſo reine Goldkörner immerfort verſteckt liegen ſollten.

Was willſt du lieber, ſüße Lügen, oder herbe Wahrheit? Du haſt die Wahl!

Der einzige Fall, wo einem Narren dünkt, er habe was Dummes geſagt, iſt, wenn es ihm begegnet was Kluges zu ſagen.

Daran erkenne den weiſen Mann! er zürnt, auch wenn's ihm übel geht, den Göttern nicht.

Was Göttern anſteht, ziemt drum Menſchen nicht.

Den Sterblichen heißt der ein Glücklicher, der minder leidet.

Durch tauſendfält'ge Truggeſtalten täuſchen die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum ſind wir auch nicht ihresgleichen?

Die armen Erdenklöße! ſich mit ihrer Klugheit noch viel zu wiſſen! Sind doch, was ſie ſind, allein durch dich, und können doch nichts thun als was du willſt.

Wer willig unter die Nothwendigkeit den Nacken ugt, den nennet weiſe, und ſaget, er verſteh' — Theologie. —

Das höchſte Schöne für den Menſchen iſt die Tugend.

Der Geiſt in unſer jedem iſt ſein Gott.

Für ſchlimme Menſchen gibt es keinen Adel, und Gute können nicht unedel ſeyn.

Wohl dem Sohne des Glücks, der weiſe geboren ward!

Der Fürſt wird weiſe, der mit Weiſen lebt.

Ein köſtlich Ding die Freiheit! — Wer von ihr auch noch ſo wenig hat, glaubt viel zu haben.

O weh! — Und doch, warum o weh? wir leiden ja nur was Menſchliches!

In Hoffnungen zu leben, ziemt dem Weiſen.

Der iſt in meinem Sinn kein Biedermann, der, ſeines eignen Vaterlands Verächter, ein fremdes lobt, und fremde Sitten liebt.

Willt du gedeihen bei der Welt? Mach, daß ſie glaubt du ſeyſt ein frommer Mann, und dann — thu was du willſt.

Ein Thor macht jedermann zum Zeugen ſeines Unglücks; der Weiſe trägt's und ſchweigt.

Was iſt ein alter Mann? Ein Schatten und eine Stimme.

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen ſtets unverhofft.

Sag' etwas Beſſeres als Schweigen, oder ſchweig'!

---

b.

Ueber des Euripides Alceſtes.

1773.

Euripides macht aus der freiwilligen Aufopferung der Alceſtis eine weltkündige Sache. Das ganze Theſſalien nimmt daran Antheil; ſogar Hercules, der aus fernen Landen ankömmt, weiß, daß Alceſte für ihren Gemahl ſterben will. Wie viel die That der großmüthigen Gattin durch dieſe Kundbarkeit gewinne, weiß ich nicht: aber dieß weiß ich, daß das Stück dadurch eine der rührendſten Situationen — den Augenblick der freiwilligen Aufopferung der Alceſte — verliert. Es iſt wahr, Euripides entſchädigt uns dafür einigermaßen durch das vortreffliche Gemälde des Abſchieds, den ſeine Heldin von dem Hauſe ihres Gemahls nimmt; aber dieſes Gemälde wird erſt aus dem Munde der Kammerfrau, die es dem Chor erzählt, in unſre Phantaſie gebracht, und erſetzt uns lange nicht die ſtarken Erſchütterungen der Seele, die wir erfahren, wenn wir ſie ſelbſt zwiſchen Angſt und zwiſchen Hoffen ſchweben, hernach, da der Gott ihr Urtheil ausgeſprochen hat, niederknien und den Todesgöttern ihr Leben für ihren Gemahl zum Opfer weihen ſehen. Um dieſe Scene zu erhalten, mußte ich in dem Plane des Griechiſchen Dichters ſtarke Veränderungen vornehmen.

Die zweite Abweichung von dem Plan des Euripides liegt in der Weiſe, wie er ſeinen Hercules in die Handlung *verflochten hat.*

Admet war vornehmlich seiner Gastfreiheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroischen Zeiten, das ist, in Zeiten des Faustrechts, ein großes Verdienst in sich schließt. Ich habe nicht vergessen, von den Zügen, womit ihn die Fabel von dieser Seite zeichnet, Gebrauch zu machen; denn Admet steigt dadurch in unsrer Achtung; und dieß hat er, nachdem es uns unsre geliebte Alceste gekostet hat, sehr vonnöthen.

Aber Euripides thut viel mehr; er gründet die ganze Verwicklung seines Stücks auf die Hospitalität des Admet. Sein Hercules kömmt, unwissend, daß Alceste schon gestorben ist, aber wohl unterrichtet, daß sie für ihren Gemahl sterben wird. Man sollte denken, dieß liefe auf Eines hinaus. Demungeachtet läßt sich dieser Hercules nicht nur nicht abhalten, in dem Hause seines Freundes sich der Fröhlichkeit ganz sorglos und wohlgemuth zu überlassen; sondern, da ihn alles überzeugen sollte, daß Alceste der Gegenstand der tiefen Trauer ist, worin er das ganze Haus findet, läßt er sich von Admet bereden, daß man um eine Sklavin traure. Er kränzt sich mit Myrten, gießt Ströme Weins die Gurgel hinab, und macht den Palast von Trinkliedern widerhallen. Der ungezogene Hercules! Sogar die Bedienten ärgern sich über seine Aufführung. Einer von ihnen, der sich nicht länger halten kann, entdeckt ihm die wahre Beschaffenheit der Sache. Nun jammert Hercules, reißt die Myrtenkränze vom Kopfe, läßt sich den Weg zu Alcestens Grabe zeigen, und läuft was er laufen kann, um sie, wo möglich, dem Tode noch abzujagen. Gestehen wir's, der Sohn Jupiters macht bei diesem allen eine sehr mittelmäßige Figur! Aber zum Ersatz hat Admet eine herrliche Probe abgelegt, wie heilig ihm die Rechte der Gastfreiheit *sind. Vermuthlich* war dieß genug, um die

Griechen zufrieden zu stellen. Aber für uns war es nicht hinlänglich. Nach unsrer Sitte würde ein solcher Hercules verächtlich, und die Gastfreiheit Admets keine so wichtige Tugend seyn, um den Dichter wegen einer solchen Anordnung zu rechtfertigen. Ich verlange mir also kein Verdienst daraus zu machen, daß ich hier von Euripides abgewichen bin. Denn was hab' ich gethan, als was er selbst, hätte er sein Drama 2200 Jahre später zu verfertigen gehabt, auch gethan haben würde? Diese Abweichung hat mich in den Stand gesetzt, meinem Hercules die Größe zu geben, die einem Götterſohne zukommt. Er nähert sich dem Ideal des wahren Helden. Seine Theilnehmung an seines Freundes Schicksal ist rein; seine Wiederbringung Alcestens ist nicht die Vergütung eines begangenen Unrechts; sie ist die verdienstliche That einer freien Entschließung, des Mannes würdig, der für die Tugend alles thut, alles wagt; eines Mannes, der Götterblut in seinen Adern fühlt, und durch Thaten, die ihm kein Erdensohn nachthun kann, den Weg zum Olympus sich öffnen will.

Die Wiederbringung der Alceste — die zweite Handlung, aus welcher dieses Stück (gegen die gewöhnlichen Regeln des Schauspiels, aber nach der Beschaffenheit des Sujets unvermeidlich) zusammengesetzt ist — hat mir allein mehr Mühe gemacht, als die vier ersten Acte zusammengenommen. Die größte Schwierigkeit war wohl nicht, es besser zu machen, als Euripides. Denn in der That, was kann abgeschmackter seyn, als der ewig lange Dialog zwischen Hercules und Admet, worin jener seinem Freunde zumuthet, die verschleierte Alceste (die er für eine im Wettkampf gewonnene Sklavin ausgibt) bis zu seiner Wiederkunft aus Thracien in Verwahrung zu nehmen; dieser hingegen, nachdem er sich lange

gesperrt hat und am Ende seiner Aussichte ist, sich endlich mit der feinen Entschuldigung behilft: er habe nicht Betten genug im Hause; seine Leute seyen lose Vögel, bei denen ein hübsches Mädchen übel aufgehoben sey; er würde sich in der Nothwendigkeit befinden, die junge Dame in sein eigen Ehebett zu legen, und wenn dieß geschehen müßte, stünde er für nichts u. s. w.

Der Charakter der Heldin des Stücks ist auch derjenige, worin Euripides triumphirt. Nichts kann edler und herzrührender seyn, als das Bild von ihr, welches durch die Beschreibung der Kammerfrau, im ersten Act, in unsre Einbildung gemalt wird. Es ist ganz der Zeiten würdig, worin Sophokles seine Electra, Phidias seine Pallas, und Xenophon seine Panthea schuf. — „Sobald sie sah, daß der fatale Tag nun angebrochen sey, wusch sie ihren schönen Leib in reinem Flußwasser, zog ihre festlichen Kleider und ihr schönstes Geschmeide an, trat dann vor die Altäre, die im Palast aufgerichtet sind, und empfahl den Göttern ihre Kinder: bat sie, ihrem Sohn einst eine zärtliche Gattin, ihrer Tochter einen edlen Gemahl zu geben, und sie, glücklicher als ihre Mutter, nicht das Opfer eines unzeitigen Todes werden, sondern ihnen das ganze Maß eines langen wonnevollen Lebens in ihrem väterlichen Lande zumessen zu lassen! So ging sie betend von einem Altar zum andern, kränzte sie mit Blumen und bestreute sie mit Myrtenblättern — ohne Klage, ohne Seufzer, ohne daß der Gedanke des kommenden Todes ihren schönen Wangen die Farbe der Jugend raubte. Aber da sie endlich zu ihrem Schlafgemach kam, überwältigte sie die stärkere *Natur: sie stürzte sich* auf das eheliche Bett, wo

brach in Thränen aus: — o du, wo der jungfräuliche Gürtel von dieſem Manne mir aufgelöst wurde, für den ich jetzt ſterbe — gehab dich wohl! denn ich kann dich nicht haſſen, wiewohl du mir verderblich biſt! Ich ſterbe, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, an dir und meinem Gemahl treulos zu handeln; von dir wird eine andre Beſitz nehmen, glücklicher als ich, aber nicht getreuer!" — Unter dieſen Worten beugte ſie ſich darüber her, küßte es, und benetzte es mit einem Strom von Thränen. Endlich, nachdem ſie ſich ſatt geweint hatte, raffte ſie ſich auf, verließ eilends das Gemach, kehrte aber etlichemal wieder zurück, und warf ſich von neuem auf das Lager hin, als ob es ihr unmöglich wäre, ſich davon loszureißen. Ihre Kinder hingen an ihrem Gewand und weinten; ſie nahm eines um das andere auf die Arme, und küßte ſie mit der ganzen Inbrunſt einer Mutter, die im Begriff iſt, ſich auf ewig von ihnen zu trennen. Alle Hausbedienten brachen in lautes Weinen aus; ſie wurde davon gerührt; ſie rief ſie bei ihren Namen, reichte einem jeden die Hand; keiner war ſo gering, dem ſie nicht Troſt zuſprach, und Abſchied von ihr zu nehmen erlaubte. — „Was ſagen Sie zu dieſem Gemälde, mein Freund? Iſt es nicht des Dichters würdig, den Sokrates liebte? Kennen Sie in irgend einem alten oder neuen Dichter ein ſchöneres? Und doch muß ich Ihnen geſtehen, daß es in der Ueberſetzung mehr verloren, als gewonnen hat. Sie ſehen darin das Urbild meiner eigenen Alceſte; aber Sie ſehen auch die Züge, von denen ich, ſo ſchön ſie ſind, keinen Gebrauch machen konnte. Wir ſind zu weit von der Einfalt der unverfälſchten Natur entfernt, als daß wir einige dieſer Züge — wiewohl ſie in einem ſchon zweitauſend Jahre alten Gemälde *einer Scene aus den* heroiſchen Zeiten unſern ekeln Geſchmack

vielleicht weniger beleidigen — einer modernen Hand ſollten verzeihen können. Verdorben wie wir ſind, finden wir in den Thränen, womit Alceſte ihr Ehebett überſchwemmt, in der Mühe, die ſie hat, ſich davon loszureißen, ich weiß nicht was Eigennütziges, das dem Werth ihrer Zärtlichkeit Abbruch thut. Vergebens würde man uns ſagen: es iſt Natur, ſchöne, keuſche, unentheiligte Natur! Unſre Sitten ſind nicht rein, unſre Begriffe ſelbſt nicht ächt genug, uns die moraliſche Schönheit in dieſem Zug empfinden zu laſſen. Sie verſtehen mich alſo ſchon, wenn ich ſage, daß ich genöthigt geweſen ſey, die Alceſte (auf Unkoſten der Natur und Wahrheit) zu verſchönern. Es iſt kein Verdienſt, ſondern ein unfreiwilliges Opfer, das jeder Dichter dem Genius ſeiner Zeit darzubringen gezwungen iſt. Er befindet ſich nur allzu oft in dem Falle der Aegyptiſchen Künſtler, wenn ſie Götter bildeten. Die Form iſt ihnen vorgeſchrieben. Sie iſt weniger ſchön als die Natur! aber Vorurtheil und Gewohnheit haben den Begriff der Vollkommenheit damit verbunden; Iſis ſcheint deſto mehr Göttin, je weniger ſie einer Sterblichen ähnlich ſieht.

Dieſe Betrachtung, mein Freund, erſtreckt ſich auch auf einige Züge und Farben, womit uns der Griechiſche Dichter ſeine Heldin im zweiten Act, wo ſie nun ſelbſt auftritt, geſchildert hat. Einige derſelben ſind wohl unſtreitig von denen, die für alle empfindſamen Menſchen in allen Zeiten ſchön ſind. Welch ein rührender Anblick, wenn die ſterbende Alceſte, auf den Arm ihres troſtloſen Gemahls geſtützt, zwiſchen ihren weinenden Kindern hervorgeht, um das Licht des Tages zum letztenmale zu ſehen — und was kann ſtärker ſeyn, als wenn Admet ſie mitten in der Ausrufung: „o Sonne, o goldnes *Licht des Tages!*“ — durch dieſe ſeinem verzweif-

lungsvollen Zustande so angemessenen Worte unterbricht: „Er, (der Gott des Tages) er sieht dich, sieht uns beide elend! Wir haben nichts verbrochen, nichts verschuldet, und du mußt sterben!“

Wie schön ist die bald darauf folgende Stelle: „Ich sehe, ich sehe den schwarzen Nachen — schon ruft mir der Fährmann der Todten, zum Abstoßen bereit; was zauderst du, ruft er; eile, du allein hältst uns noch auf, alles übrige ist fertig! — Man reißt mich fort, man reißt mich fort — siehst du nichts? — An den Hof der Todten zieht er gewaltsam mich, der geflügelte Gott der Hölle! — Wie furchtbar seine Blicke sind! — Laß ab! wozu diese Gewalt? — Ich komme freiwillig! — Wie dunkel, wie nachtvoll ist der Weg, in den ich Unglückselige eingehe!“ — Sie sehen hier, mein Freund, das Urbild der Verse, welche durch die musikalische Ausbildung unsers Schweizers Entsetzen und kalte Schauer in die Adern gießen:

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, sie kommen!
Ich höre das Schweben
Der schwarzen Gefieder,
Sie steigen hernieder u. s. w.

Ich übergehe verschiedene andre Züge, die ich dem Griechischen Dichter schuldig zu seyn gerne bekenne, wiewohl sie so sehr im Wege der einfältigen Natur liegen, daß ich sie vielleicht auch ohne ihn könnte gefunden haben. Ich ging von Anfang an mit dem Vorsatz ans Werk, ihn so sehr zu benutzen, als es nur immer möglich seyn würde; und in der *That ist es* nicht meine Schuld, wenn es nicht so oft ge*schehen konnte, als* ich gewünscht hätte. Aber was meinen

Sie, daß unſer Parterre, oder wenigſtens unſre Logen zu der langen Rede geſagt hätten, welche Euripides ſeine Alceſte halten läßt, um ihren Gemahl zu bewegen, daß er ihr eidlich angelobe, ſich nicht wieder zu vermählen? Es iſt wahr, alles was er ſie ſagen läßt, iſt Natur, iſt den Sitten ihres Zeitalters vollkommen gemäß. Sie redet die Sprache einer edlen tugendhaften Frau, in einer Zeit, wo Uebermaß von Geſelligkeit und Verfeinerung die charakteriſtiſchen Züge eines jeden Geſchlechts und Standes noch nicht wegpolirt hatte; wo ein jedes noch von ſeinen eigenen Pflichten und von denen der andern ſtärker durchdrungen war, und wo das, was wir jetzt Sentenzen nennen, bloß ſtark ausgeſprochenes moraliſches Gefühl war. Sie redet die Sprache einer zärtlichen Mutter, in einer Zeit, wo Fürſtinnen ſich nicht ſchämten, in der vollen Kraft dieſes Wortes Mütter zu ſeyn. — Wie? (rufen Sie mir entgegen) ſind Ihnen die Beiſpiele unbekannt, die dieſen Ruhm auch unſern Zeiten zueignen? Wem, mein Freund, könnten ſie unbekannt ſeyn? Auch werden Sie, denke ich, gefunden haben, daß meine Alceſte, wiewohl etwas weniger ſchwatzhaft als die Griechiſche, gewiß nicht weniger Mutter iſt. Aber dem Manne, für den ſie ſtirbt, in acht ſchönen Verſen die Wohlthat, die ſie ihm erweiſet, vorrücken — dem Manne, für den ſie ſtirbt, durch eine lange Reihe von dringenden unwiderſtehlichen Vorſtellungen einen Eid, daß er ihrem Andenken und ihren gemeinſchaftlichen Kindern nicht untreu werden wolle, abnöthigen — dieß konnte meine Alceſte nicht, dieß durfte ſie nicht, ohne ihn und den Dichter (der am Ende doch, wie billig, die Schuld allein tragen muß) in den Augen aller ſchönen Seelen aufs ſchmählichſte zu erniedrigen. Hier war nun freilich vonnöthen, die Spur des *Griechiſchen Dichters zu verlaſſen!* Aber vergeſſen Sie gleichwohl

nicht, daß ſein Admet ſehr weit entfernt iſt, der edelmüthige, zärtliche, feurige Liebhaber zu ſeyn, der er in der modernen Alceſte iſt. Mit einem Admet, wie der ſeinige, war die Vorſichtigkeit der Alceſte nichts weniger als überflüſſig.

Dieſer Admet — denn es iſt nun Zeit auf ihn zu kommen — ſcheint, mit aller ſeiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von ſo außerordentlichem Werthe, der Philoſophie Satans im Buche Hiob zugethan geweſen zu ſeyn, deren erſter Grundſatz iſt: „Alles, was ein Mann hat, gibt er für ſein Leben.“ Hat er um die Entſchließung ſeiner Gemahlin gewußt, oder wenigſtens darein gewilligt? Ach! beides iſt nur allzugewiß. Der Vorredner Apollo, und ſeine eigne Sprache beinahe durch das ganze Stück, laſſen uns keinen Zweifel übrig. Mitten unter den Wehklagen, die ihm der Verluſt einer ſchönen jungen Frau auspreßt, verräth er wider ſeinen Willen ſein Behagen darüber, daß er da iſt; und wenn wir ihn alle Augenblicke das Verdienſt, das ſie ſich durch ihren Tod um ihn gemacht, erheben hören, zwingt er uns beinahe zu denken, das, was ihm bei ihrem Verluſt am meiſten zu Herzen gehe, ſey, daß er nun keine Frau mehr habe, die bei Gelegenheit noch einmal für ihn ſterben könne. Nun iſt es wahr, er ſagt bei ihrem Abſchied die feinſten und zärtlichſten Dinge von der Welt; aber deſto ſchlimmer für ihn! Wir werden immer nur eine ſehr mittelmäßige Meinung von einem Manne haben, der, in dem Augenblicke, wo er eine Gattin wie Alceſte verliert, eine wohlgeſetzte Rede in vierzig ſchönen Verſen zu halten fähig iſt. Glaubt er etwa, wir ſollen darum beſſer von ihm denken, weil er Alceſten ſagt: er wolle ſich von einem großen Meiſter ihre Statue machen laſſen, wolle dieſe Statue alle Nächte mit ſich zu *Bette nehmen*, ſie umarmen, ſie mit ihrem Namen nennen,

ſich dann einbilden, er habe ſeine liebe Frau im Arm — und was der Albernheiten mehr ſind? — „Freilich, ſetzt er hinzu, wird es, halt' ich, nur eine kalte Freude ſeyn (ψυχραν μεν οἰμαι τερψιν); aber wenigſtens wirſt du mir zuweilen im Traum erſcheinen, und meine Luſt vollkommen machen.“ Denken Sie nicht etwa, daß dieß das Froſtigſte iſt, was er ihr vorſagt: es kommt noch beſſer. Denn nun ſagt er ihr gar, was er thun wolle, wenn er ſo ſchön ſingen und leyern könnte, wie Orpheus, und prahlt, daß ihn weder Plutons Hund noch Charon mit ſeiner großen Schürſtange zurückhalten ſollte, zur Hölle hinabzuſteigen, und ſeine liebe Alceſte zurückzuholen. Aber auf alle dieſe ſchönen Einfälle und Phraſen haben wir nur Eine Antwort, die wir ihm bei jedem Worte ins Geſicht ſtoßen: wer hat die Schuld, daß Alceſte ſterben muß? Wer willigte ein, ſein Leben um einen ſo hohen Preis zu erkaufen? Wer bedankt ſich noch ſelbſt gar ſchön bei ihr, daß ſie ſo großmüthig geweſen iſt, für ihn zu thun, was Vater und Mutter nicht für ihn hätten thun wollen? Nein, den Mann, der dieß thun konnte, den können wir unmöglich lieben, unmöglich an ſeinem Schmerz Antheil nehmen. Seine Klagen empören uns wider ihn. Laſſen Sie ihn das nämliche, was der moderne Admet ſagt; laſſen Sie ihn Alceſten, da er ſieht, daß ſie im Begriff iſt die Seele auszuathmen, fußfällig beſchwören: zu leben, ihn nicht zu verlaſſen, ihn mitzunehmen! Alles dieß kann keine Wirkung auf uns thun. Wenn es ſein Ernſt wäre, hätte er's nicht dazu kommen laſſen, denken wir; und dieſer Gedanke macht, daß wir von allen ſeinen Thränen und Klagen wenig mehr gerührt werden, als von den Thränen der Klageweiber, welche bei den Alten (und in einigen Provinzen Deutſchlands noch

heutigen Tages) gedungen werden, bei einem Leichenbegängniß um baares Geld die Geſichter zu verzerren.

Alceſte iſt nun geſtorben. Der junge Eumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt ſeines jugendlichen Alters und die rührende Stimme der Natur erkennen. „Höre, o höre mich, Mutter, ich flehe dir; ich bin es, ich, den du liebteſt, o theure Mutter! Ich bin es, der dir ruft, der ſeinen Mund an deine kalten Lippen drückt!“ — „Du rufſt vergebens, antwortet ihm ſein Vater; ſie hört, ſie ſieht dich nicht mehr! Wie elend ſind wir alle!“ Eumelus fährt fort, ſein und ſeiner kleinen Schweſter Schickſal zu beklagen. Admet ſchweigt.

Der Chor ſpricht ihm Troſt zu; und was für einen Troſt!

„Admet, man muß dergleichen Unglücksfälle tragen lernen! Du biſt nicht der erſte, der eine gute Frau verloren hat, und wirſt nicht der letzte ſeyn! Und ſterben — du weißt es — müſſen wir alle!“ — Admet ergibt ſich der Evidenz dieſer Vorſtellungen, er ſcheint die Gleichgültigkeit, worin wir ihn in dieſem Augenblicke ſehen, damit entſchuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, ſich auf einen ſchon ſo lange vorgeſehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publicirt er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und mit der Trauer gehalten wiſſen wolle; — eine Verordnung, welche in der That ſein Hofmarſchall nicht beſſer hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit großem Gepränge weggetragen, der Chor ſingt einen ſchönen Leichengeſang, und nun beginnt der dritte Act mit der Ankunft des *Hercules*. Admet verbeißt nun ſeinen Schmerz, um eine

herrliche Probe ſeiner Hoſpitalität abzulegen. Herkules läßt ſich endlich überreden, daß die Geſtorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sklavin geweſen ſey, und geht hinein um ſich bewirthen zu laſſen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gaſtfreiheit Admets zu beſingen; und während er ſich und den Zuſchauern die Zeit ſolchergeſtalt vertreibt, werden im Palaſt die Anſtalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erſcheint an der Spitze des Leichenconducts; der alte Pheres und ſeine Hausbedienten ſtoßen von einer andern Seite zu ihnen, und nun erhebt ſich zwiſchen Vater und Sohn der komiſche und unanſtändige Zank, welchen der ehrliche Pater Brumoy ſo gern entſchuldigen möchte, und ſo ſchlecht entſchuldigt, weil er nicht ſah oder nicht ſehen wollte, daß des weiſen Euripides eigenthümliche Schwachheit iſt, keiner Gelegenheit, wo er ſeine Perſonen ſchöne Reden kann halten laſſen, widerſtehen zu können. Man muß indeß geſtehen, wenn die Abſicht des Dichters war, durch das Betragen Admets gegen ſeinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alceſtens Verluſt raſend gemacht habe, ſo hat er ſeine Abſicht vollkommen erreicht. Denn nichts als dieſe Vorausſetzung kann ihn gegen den Abſcheu retten, den er ſonſt verdiente. Man muß eines von beiden, ein unnatürlicher Böſewicht oder ein Wüthender ſeyn, um ſich gegen einen Vater in dieſem Grade vergeſſen zu können. Aber man muß auch geſtehen, daß der Poet beſſer gethan hätte, uns die Verzweiflung ſeines Admets durch weniger anſtößige Wirkungen zu ſchildern. Doch dem ſey jetzt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit ſeinem ganzen Gefolge ab, und während daß ſie die Leiche verbrennen, unterhält *uns ein Bedienter mit einer* tragikomiſchen Erzählung,

wie luſtig ſich der fremde Gaſt mache, von dem er aus ſeiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erzſpitzbube und Landſtreicher ſeyn müſſe. (Denn dieß iſt doch wohl in unſrer Sprache das Aequivalent für πανουργον κλωπα und ληστην τινα?) Der hierauf folgende Dialog zwiſchen Hercules und dem Bedienten iſt abermal durch eine lange moraliſche Lection merkwürdig, die der erſte dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanſtändig es ſey, dem Gaſte ſeines Herrn um einer verſtorbenen Sklavin willen ein finſtres Geſicht zu zeigen. „Hier komm her (ſagt ihm der Halbgott), ich will dich Weisheit lehren; denn es ſcheint doch, dieß ſey, was du am nöthigſten haſt. Weißt du, was es mit dem menſchlichen Leben für eine Bewandtniß hat? Ich denke, nein; woher ſollteſt du's auch wiſſen? Höre mir alſo zu! Alle Menſchen müſſen ſterben, und von allen Sterblichen weiß keiner ob er morgen noch leben wird. Der Lauf des Zufalls iſt ungewiß; es gibt keine Regel, keine Kunſt, wodurch er vorausgeſehen oder geleitet werden könnte. Dieſem zufolge, was du jetzt von mir gelernt haſt, mache dich luſtig, trink, halte nichts für dein als den gegenwärtigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber am allermeiſten diene Cythereen, der freundlichſten und wohlthätigſten unter allen Göttern. Alles übrige laß gehen wie es geht" u. ſ. w. Im Vorbeigehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieſes Euripidiſchen Hercules? Wenigſtens ſehen Sie, daß ich den meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Hercules, den ich ſchilderte, iſt der Hercules des Prodikus, der ſich durch die Größe ſeiner Geſinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides ſeiner iſt der Hercules der ſchönen Omphale, der *immer bereit iſt*, den Ruhm ſeines Heldenlebens an das

Vergnügen eines Augenblicks zu ſetzen. Er iſt nicht mehr als ein alltäglicher Menſch, da jener ſich der Größe der Götter nähert. — Der Bediente kann ſich endlich nicht länger halten, dem fremden Bacchusbruder zu entdecken, wie unzeitig ſeine Fröhlichkeit ſey. Hercules beklagt ſeinen Irrthum, ſagt uns (nach einer Gewohnheit, welche Euripides in allen ſeinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um Alceſten wieder zu bringen, und geht ab. Admet kömmt nun von der Beſtattung ſeiner Gemahlin zurück. Man muß geſtehen, es iſt viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anſtimmt. — „Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwittweten Wohnungen! Weh mir! Wohin ſoll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was ſoll ich ſagen? was nicht?) O warum muß ich noch leben? Warum mußt' ich geboren werden? Die Todten, die Todten allein ſind glücklich! Alles was ich liebe, iſt bei ihnen! bei ihnen wünſch' ich mir zu wohnen; denn für mich iſt der Anblick dieſes Tagelichts keine Freude mehr!" Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, ſeine Schuldigkeit bei einem ſo ſchönen Anlaß nicht; er tröſtet, er nimmt Antheil; und da nichts verfangen will, wirft er ſich in Gemeinplätze — „wer kann wider das Schickſal? Du biſt nicht der erſte, nicht der einzige;" und was dergleichen feine Sprüchlein mehr ſind. Dieſe Converſation zwiſchen Admet und dem Chor, worin jener (wenn die Reihe an ihn kömmt) mit vieler Wohlredenheit jammert, und dieſer ſehr plattes Zeug ſagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu ſagen, ich begreife nicht, wie es die Athener machten, um dieſe ſogenannten Antiſtrophika ſchön zu finden. Urtheilen Sie ſelbſt davon, mein Freund; hier iſt eine kleine Probe:

Chor 1. Komm herbei, herbei! Verbirg dich ins Innere des Palasts!

Admet. Aeh, äh!

Chor 2. Unglück verdient wohl, daß du ächzest.

Admet. He! he!

Chor 3. Der Schmerz überwältigt dich, wie ich sehe.

Admet. Pheu! pheu!

Chor 4. Aber deiner Verstorbenen kannst du nicht helfen.

Admet. O! Weh mir! weh mir!

Chor 5. Das wonnevolle Anschauen einer geliebten Gattin auf immer verloren zu haben, ist freilich traurig.

Nun peroirt Admet eilf Verse lang. Er wünscht — daß er nie eine Frau genommen hätte — daß er keine Kinder hätte! „Weib, Kinder zu verlieren, ist unleidlich, sagt er, und wird noch unerträglicher durch den Gedanken, daß es ja nur bei uns stand, keine Kinder zu zeugen, keine Frau zu nehmen.“ — Sie sehen, dieser Admet bleibt sich immer gleich; immer ist es ihm nur um sich selbst zu thun. Einem zärtlichen Herzen würde selbst in der höchsten Wuth der Schmerzen der Wunsch, den er thut, unmöglich seyn. Freilich ist alles, was er sagt, Natur; aber platte, rohe ostadische Natur! Und lassen Sie uns die Schuld davon nicht auf die Griechen, nicht einmal auf die Einfalt seines Zeitalters schieben, wie Brumoy gethan hat. Aeschylus und Sophokles waren auch Griechen! Und ist nicht Euripides selbst, wenn er will, ein beinahe eben so großer Schöpfer idealischer Formen, als jene?

So wie Admet fertig ist, fängt der Chor seine Antistrophe an, und Admet antiphonirt jeder Zeile des Chors *wieder sein voriges* Aeh, äh! He, he! Pheu, pheu! und o

weh mir, weh mir! — Nehmen Sie jetzt nach an, daß die Musik der Griechen nichts Beſſeres geweſen ſey, als was Meibomius daraus macht, und ſtellen Sie ſich dann vor, was dieſe Strophe und Antiſtrophe für eine Wirkung gethan haben mag!

Euripides läßt im dritten Act Alceſtens Leichnam verbrennen; und im fünften bringt Hercules ſie mit Leib und Seele wieder zurück. Ihre Seele hat er dem Orkus abgejagt; dieß geben wir zu; aber wie dieſe Seele ihren vorigen Leib, nachdem er in Aſche verwandelt worden war, wieder bekommen konnte, iſt und bleibt unbegreiflich. In meiner Alceſte geht die Wiedervereinigung der aus dem Elyſium zurückgebrachten Seele vor, eh' ihr Leib noch zerſtört worden iſt. Immer bleibt zwar etwas Wunderbares in der Sache, wovon man uns das Wie nicht zeigt: aber die Imagination findet doch in dieſem Fall ungleich weniger Schwierigkeit als in jenem. Es iſt wahr, das Wunderbare ſteigt durch die Höllenfahrt des Hercules. Wir begreifen weder, wie er den Weg in den Tartarus gefunden, noch wie er ein ſo großes Abenteuer in ſo kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorſtellungen, womit wir unſre Einbildung, wo nicht befriedigen, doch zum Schweigen bringen. Hercules iſt ein Halbgott; man iſt gewohnt, außerordentliche und übermenſchliche Thaten von ihm zu ſehen; es iſt nichts zu ſchwer, das man ihm nicht zutraute. Dieß iſt etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menſchliche Herz gegönnt hat — ſah, daß er noch mehr thun konnte. Er läßt Admeten eine Frage an den Hercules thun, die er *gleichſam im Namen* aller Zuſchauer thut: und

Hercules beantwortet ſie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konnteſt du
Lebendig in den unzugangbarn Sitz
Der Schatten dringen? O, erkläre mir
Ein Wunder, das mir, noch in dieſem Augenblicke,
Da ich's mit Augen ſah, mit Händen fühle,
Unglaublich iſt.

Dieſer Unglaube, dieſer Vorwitz des Admet thut die glücklichſte Wirkung; er kommt den Einwendungen der Zuſchauer zuvor, und erſtickt ſie gleichſam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Hercules verſchließt beiden den Mund auf immer:

Begehr' es nicht zu wiſſen!
Ein heil'ger Schleier, den die Götter ſelbſt
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimniſſen des Geiſterreiches.
Der Eumeniden Hand ſchließt meinen Mund.
Genug für dich, daß dir Alceſte wieder
Gegeben iſt. Geneuß der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feßle deinen Vorwitz!

Sie wiſſen, mein Freund, daß dieß völlig nach den Begriffen der Alten geſprochen iſt; und dieſe Begriffe ſind gewiſſen weſentlichen Empfindniſſen der Menſchen ſo angemeſſen, daß die Antwort des Hercules ſelbſt für uns etwas Täuſchendes hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache verbirgt — und dieß iſt doch alles, was man bei einer Fabel, wie dieſe, von dem Dichter fordern kann.

Diese Beurtheilung der Alceſtis iſt ein Auszug aus den Briefen über das neue Singſpiel Alceſte, welche Wieland in dem Jahrgange 1773 des Deutſchen Merkurs dem Publicum vorlegte. Sie durfte in einer Sammlung der Werke Wielands um ſo weniger fehlen, da ihrer in vielen Schriften über Euripides und deſſen Alceſtis gedacht wird, und ſie überdieß zufällig auf den Gang der literariſchen Cultur in Deutſchland einen ſehr wichtigen Einfluß gehabt hat. Bekanntlich trat Goethe in dieſer Beziehung als Wielands Gegner auf, und ohne dieß würden wahrſcheinlich Goethe und Herder nie nach Weimar gekommen ſeyn. Von allem dieſem jedoch an einem andern Orte. Hier werde bloß noch bemerkt, daß der, welcher ſeinen Scharfſinn an der äſthetiſchen Kritik üben will, wohl thun wird, Glo. Ad. Wagners Commentatio de Alcestide Euripidea vor ſeiner Ausgabe der Alcestis Euripidea Leipz. 1800 zu vergleichen. (Man ſehe auch noch das S. 32 Anmerk. 45 Angeführte.)

A. W. Schlegel über dramat. Kunſt u. Literatur Bd. 1. S. 245 ſagt: „Von Seiten ſchöner Sittlichkeit iſt vielleicht kein Stück des Euripides ſo ſehr zu loben, als die Alceſte. Ihr Entſchluß zu ſterben und ihr Abſchied von ihrem Gemahl und Kindern iſt ſchmerzlich entzückend dargeſtellt. Auch die Enthaltſamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Vorhang vor dem Zuſtande der Todten wegzuziehen, muß ſehr hoch angerechnet werden. Freilich iſt Admet, und beſonders ſein Vater, mit ihrer ſelbſtiſchen Liebe zum Leben ſehr aufgeopfert, auch Hercules zeigt ſich anfangs derb bis zur Rohheit, und erſt nachher edler und ſeiner würdig, endlich *wieder jovialiſch, da er mit* dem Admet ſeinen Scherz

treibt, und ihm seine verschleierte Gattin als eine neue Braut zuführt."

---

c.

Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.

In dem Attischen Museum wollte Wieland Uebersetzungen liefern von des Euripides Jon, Helena, beiden Iphigenien, Hippolytus und Medea. Nur von den beiden ersten Stücken hat er sie geliefert:

Jon in des vierten Bandes drittem Hefte.

Helena im neuen Attischen Museum Bd. 1. Hft. 1.

Die Uebersetzung des Jon, sagt er selbst, sollte die Leser in den Stand setzen, den damals (1802) viel besprochenen Schlegel'schen Jon mit dem Jon des Griechischen Meisters vergleichen und mit eignen Augen sehen zu können, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich seyn kann.

Schon seine dem Stück hinzugefügten Erläuterungen haben zum Theil den Zweck, eine solche Vergleichung einzuleiten, noch mehr befördert Wieland die Erreichung desselben durch eine eigne Abhandlung:

Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon des Euripides,

welche das neue Attische Museum (1805) eröffnet. Man *vergleiche hiemit* Lessings philologischen Nachlaß, geordnet von

Füllebornn im dritten Theil von Lessings Leben S. 259 fgg. u. A. W. Schlegel a. a. O. S. 246.

Ebenso lieferte er im 2ten Bande des neuen Attischen Museums einen

Grundriß und Beurtheilung der Helena des Euripides.

Die polemische Tendenz, welche Wieland bei der ersten Abhandlung hatte, dürfte wohl, eben so versteckt, dem zum Grunde liegen, was Schlegel über diese Helena urtheilt S. 261.

---

d.

Einzelne Bemerkungen.

Ich weiß sehr wohl (und wie könnt' ich es nicht wissen?), daß Reden und Gegenreden in einzelnen jambischen oder trochäischen Versen eine den alten Tragikern gewöhnliche Form sind: aber daß sie von dieser Form immer nur dann Gebrauch machen, wenn sie einen bestimmten Grund dazu haben, darin liegt das Nachahmungswürdige. Grundr. d. Jon S. 23.

Wer den Euripides kennt, weiß, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Stärke in der dramatischen Redekunst zu zeigen, nicht unbenutzt läßt.

Die Reden, die er der Helena und dem Menelaos, über deren Leben oder Tod Theonoë in diesem Augenblick entscheiden soll, in den Mund legt, gehören unter die vorzüglichsten und mit der meisten Kunst ausgearbeiteten von allen, woran seine *Tragödien so reich sind,* und um deren willen Quintilian

ſeinem Schüler in der Kunſt öffentlich zu reden das Leſen des Euripides vor allen andern Tragikern empfiehlt. Beſonders verdient bewundert und nachgeahmt zu werden, wie meiſterhaft er jede dieſer Perſonen, in einerlei Angelegenheit und zu einerlei Zweck auf eine ganz verſchiedene, ihrem Geſchlecht und perſönlichen Charakter zukommende Weiſe ſprechen läßt. Grundr. d. Helena S. 48 fg.

Dieſe Stellen, verglichen mit dem, was Schlegel S. 216 — 218 hierüber urtheilt, möchten ſie doch einen unbefangenen äſthetiſchen Kritiker zu einer detaillirten Beurtheilung veranlaſſen! Nur in dieſer Abſicht ſind ſie hier ausgehoben worden.

F.

1.

Jacob le Fevre von Etaples. *)

(Faber Stabulensis.)

1777.

Dieſer jetzt ſelten mehr genannte Mann behauptet einen der oberſten Plätze unter den ehemaligen Bekämpfern der mönchiſchen und ſcholaſtiſchen Barbarei in Frankreich und gehört alſo inſofern mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives u. ſ. w. in Eine Claſſe. Er war ein heller Kopf, der ſich viel Mühe gab den beſſern Sinn und Geſchmack im Studiren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrſamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bei Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwiſſenheit unter Doctorhüten ſchonte, dem Pöbel der da-

*) Jacques le Fevre ward um das Jahr 1435 zu Eſtaples bei Amiens *geboren, und war Großvicar des* Biſchofs von Meaux.

maligen Philosophaster und Theologaster sich schlecht empfahl. In desto größerm Ansehen stand er bei allem was in und außer Frankreich gesunder dachte und dem aufgeklärten Tage mit Sehnsucht entgegensah; vornehmlich bei König Franz dem Ersten selbst — dem der Beiname le Père des Lettres mehr Ehre macht, als Ludwig dem Vierzehnten der Beiname des Großen — und bei dessen Schwester, der berühmten Königin von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierin bald von Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war und ungleich schöner schrieb.

Es ist schon bei Agrippa von Nettesheim des großen Lärmens gedacht worden, der sich Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heiligen Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Secundant von le Fevre, seinem Freunde; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die heil. Anna nur Einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine historiko-kritische Freiheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Capuzen der Christenheit über den Hals zu ziehen. Allein le Fevre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heil. Anna auf einen reducirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verschiedene Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meinung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, *die Maria, aus* welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben,

und die ungenannte Sünderin im 7ten Capitel des Evangeliſten Lucas ſeyen nur Eine Perſon geweſen, nämlich die heil. Maria Magdalena, die (ſonderlich als ſchöne Büßerin) ſeit der Wiederherſtellung der Künſte immer ein Lieblingsſujet der chriſtlichen Maler geweſen iſt. Le Fevre unterfing ſich, dieſe Meinung zu bekämpfen, ungeachtet ſie die Autorität des Römiſchen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe ſind ein paar hundert Jahre ſpäter ſo gewichtig gefunden worden, daß viele gelehrte Geiſtliche unter den Katholiſchen kein Bedenken getragen, ſie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde le Fevren ein großes Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der erſten Theologen derſelben Zeit, der berühmte Doctor Fiſcher, Biſchof von Rocheſter, ſich in eigner Perſon an die Spitze der Mönche und Doctoren ſtellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien ſchrieb, worin er mit dem kleinen le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile ſeiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen le Fevre höchſt verwegen. Aber was die Sache vollends verdarb, war, daß er ſein Büchlein gerade um die Zeit publicirte, da Luther im Herzen Deutſchlands ſich gegen den Ablaßhandel, einen der einträglichſten Zweige des damaligen Römiſchen Commercii̇ums, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte ſie, wie die Umſtände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelaſſenheit anſehen, womit man in unſern Tagen kritiſche Fragen von ungleich höherem Belang anzuſehen pflegt. Le Fevre war damals ſchon ein Mann von achtzig Jahren; aber, dieſes hohen Alters und ſeiner ſehr kleinen Statur ungeachtet, noch ein rüſtiger Mann, und — ohne *ſich gleichwohl öffentlich* von der katholiſchen Kirche zu

trennen — der damals, unter dem Schutze der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523 vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine Französische Uebersetzung der vier Evangelisten, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doctor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I selbst furchtbar machte, in centnerschweren Streitschriften wider ihn: sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Degradation (denn le Fevre hatte die Ehre ein Doctor der Sorbonne zu seyn) und da, auf derselben Anstiften, auch das Parlament seinen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen seyn, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V damals hielt) an das Parlament geschrieben, und diese Sache seinem eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei alledem war für einen Mann von beinahe 90 Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrerkrone strebte, das Rathsamste, sich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dieß war es auch, was le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformation eine Zeitlang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutze der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern *von der Hugenottischen* Partei, welche diese Fürstin um

ſich hatte, den Reſt ſeines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahre 1537 beinahe hundert Jahre alt beſchloß, nachdem er in einem mündlichen Teſtamente ſeinen Freund Gerard Rouſſel zum Erben ſeiner Bücher, und die Armen zu Erben aller ſeiner übrigen Verlaſſenſchaft eingeſetzt hatte.

2.

Johann Fihard.*)

(Geb. 1511 geſt. 1581.)

1776.

Unter den vortrefflichen Männern von allen Claſſen, welche die Reichsſtadt Frankfurt ſeit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, iſt dieſer Rechtsgelehrte einer der hervorſtechendſten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtsgelehrten, Ulrich Zaſius, der in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freiburg war, und (wie Fihard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis ſo viel Feuer des Geiſtes und Lebhaftigkeit im Vortrag beſaß, daß kein anderer ſeines Ordens in Deutſchland und Italien ihm hierin den Vorzug ſtreitig

*) Schon Jördens — Lexikon I. 543. — hat gewarnt, dieſen Frankfurter Rechtsgelehrten nicht mit dem gleichnamigen und gleichzeitigen ſatyriſchen Dichter, dem Rechtsgelehrten aus Straßburg (geb. 1550) zu verwechſeln, wie geſchehen iſt von Dav. Clement in der Bibl. cur. Bodin. IV. 404., von Küttner in den Charakteren Deutſcher Dichter und Proſaiſten, und von Leon. Meiſter in der *Charakteriſtik Deutſcher Dichter.*

machen konnte. Fichard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologischen Kenntnissen gelegt hatte, erwarb sich zu Freiburg die vorzügliche Liebe und Fürsorge des alten Zasius, und machte sich derselben so gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem kanonischen und römischen bürgerlichen Recht (auf welche in jenen Zeiten die Rechtsgelehrtheit sich einschränkte) unter einem so geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebst seinem Mitschüler, Johann Sichard von Bischoffsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienstvollen Männer seiner Zeit), im Jahre 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus desselben Hand zu empfangen würdig war, und durch seine Geschicklichkeit und Wohlredenheit schon in solcher Jugend aller Augen auf sich zog. Er übte sich hierauf eine Zeitlang in der Praxis an dem damals zu Speyer befindlichen höchsten Reichsgerichte; besuchte sodann die berühmtesten Rechtsschulen in Italien, besonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten; erweiterte daselbst seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, welche nicht säumte sich die Geschicklichkeit eines so vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem sie ihm die Würde eines Stadtschreibers und Syndicus im Jahre 1537 anvertraute. Er verwaltete dieses in Reichsstädten so wichtige Amt 44 Jahre mit größtem Ruhm; machte sich während dieser Zeit unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt, durch die Geschicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er, in den damals so außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften, die wichtigsten Geschäfte (besonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und starb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde seiner

Stadt und einer der erſten Männer ſeines Jahrhunderts in ſeinem Fache geweſen zu ſeyn, im Jahr 1581 im 70ſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinen vielen juriſtiſchen Schriften wird ſein Tractatus Cautelarum vorzüglich geſchätzt. Er ſchrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten von Irnerius an bis zu ſeinem Lehrer Zaſius, und andere zur Rechtsgeſchichte gehörige Werke. Zu bemerken iſt's, daß er auch ſeine Stärke in der Griechiſchen Sprache durch Lateiniſche Ueberſetzung einiger Schriften des Galenus zeigte. Denn ſchon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der Griechiſchen Sprache und Literatur eine weſentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und ſelbſt unter den großen Geſchäftsmännern des 16ten Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homers und Platons unkundig geweſen wären. Ich hätte ſehr gewünſcht, etwas Umſtändlicheres und Specielleres von dem Leben und Charakter eines ſolchen Mannes ſagen zu können; muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte verſehen werden können) bei dieſer kurzen Nachricht bewenden laſſen. Die Bildniſſe, die man zu Frankfurt a. M. noch von ihm hat, zeigen ihn als einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verſtand, großer Feſtigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhomie, wiewohl bei vielem Feuer; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von ſcharfem, ſicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakteriſirt.

3.

Fracastor.

1777.

Hieronymus Fracastor, ein edler Veroneser (geboren im Jahre 1483, gestorben auf seinem Landgut, unweit Padua im Jahre 1553), ist unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetischen Talents unstreitig der erste – und der einzige; der ihm diesen Lorbeer vielleicht streitig machen könnte, würde schwerlich günstig von der Beurtheilungskraft desjenigen denken, der die Alpen über die Siphylis setzen wollte. Fracastor widmete sich den beiden Künsten, die ehmals unter Apollo's Schutz standen, aus Neigung. Er war ein Mann von contemplativer Gemüthsart, ohne Ehrgeiz, ohne Projecte, mit wenigem vergnügt; ein Feind des Geräusches und der Zerstreuungen der großen Welt, aber ein munterer angenehmer Gesellschafter im vertraulichen Cirkel seiner Freunde. Da er die Unabhängigkeit liebte, für keine Familie zu sorgen hatte, und sein Erbgut für die Mäßigkeit seine Bedürfnisse und Wünsche hinreichend fand, so übte er die Arzneikunst unentgeltlich aus, um dieß edle Vergnügen Gutes zu thun so rein als möglich genießen zu können. Aber während der Kirchenversammlung zu Trident, wo er sich (nach Sleidans Bericht) als bestellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpstlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Erforschung der Beschaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigstens den meisten Aerzten seiner Zeit *unheilbaren* Krankheiten, der ansteckenden Fieber und des *Neapolitanischen* Uebels, welches im 16ten Jahrhundert s

grauſame Verwüſtungen beſonders im ſüdlichen und weſtlichen Europa anrichtete, und ſo bösartig war, daß es ſich, wie die Kinderpocken, ſogar durch die bloße Ausdünſtung einer damit angeſteckten Perſon, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entſtandnes Werk über die anſteckenden Krankheiten und ihre Heilart und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diescordii bekannten Arzneimittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigſten aller Künſte beigetragen — ſo wie ſein berühmtes Gedicht, Siphylis oder Poema de Morbo Gallico Libri III, den erſten Platz unter den neuern Lateiniſchen Dichtern erworben. So urtheilen wenigſtens die größten Kenner, ein Voſſius, ein Rapin, ein Gravina und andere davon, und ſelbſt Julius Cäſar Scaliger *) kann ſich nicht entbrechen es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigſtens ſtimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina **) überein, der es Virgils vollkommenſtem Werke, den Georgicis, an die Seite ſetzt; und mit Rapin, der es in ſeinen Réflex. sur la Poétique allen andern Gedichten der neuern Lateiniſchen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verfaſſer der Nouvell. de la Républ. des Lettres geweſen ſeyn mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracaſtor zu verzeihen, daß er über eine ſo garſtige Krankheit, und die er bloß als Arzt hätte tractiren ſollen, ein ſo ſchönes Gedicht gemacht habe. ***) Ich ſehe nichts was da zu verzeihen ſeyn ſoll,

*) Poetica (VI. p. 754.)
**) Della ragione poetica c. 36.
***) Mois *de Fevrier 1687.*

wenn man bedenkt: daß dieß Sujet damals für ganz Europa, und beſonders für Italien, unendlich wichtig war — daß der Dichter ſelbſt ſolches mit deſto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiſer und glücklicher Heilungsart dieſer Krankheit vielleicht der Erſte ſeiner Zeit war, und den Beinamen des Glücklichen deßwegen erhalten hatte — und überdem nichts Schwerer's war, als ein ſo ekelhaftes und grauenhaftes Sujet mit ſo viel poetiſchem Talent, Geſchmack und Delicateſſe, wie er gethan hat, zu behandeln, und es dadurch zu einer Quelle der feinſten Ergötzung des Geiſtes zu machen; daß eben dieſe Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine ſolche Menge noch unberührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen beſondern Reiz für ein wahres Dichter-Genie haben mußte; — und endlich, daß es wahres Verdienſt um die Menſchheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nationen bei dieſem verhaßten und ſcheußlichen Gegenſtande intereſſirt war, die nöthigſten und gemeinnützlichſten Kenntniſſe über denſelben durch die darüber ausgegoſſenen Grazien der Poeſie und unter einem ſo angenehmen Vehiculum einer deſto größern Anzahl von Perſonen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracaſtor zum höchſten Lobe, daß er dieſes mit den ſchlüpfrigſten Gegenſtänden ſo nahe verwandte Sujet mit einer ſo jungfräulichen Sittſamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuſcheſte der Muſen es der Diana ſelbſt mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorleſen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein ſonderbarer Zufall in Fracaſtors Leben bemerkt zu werden, daß ſeine Mutter, da ſie ihn als ein noch kleines Kind auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden, ohne daß *er ſelbſt den* mindeſten Schaden dabei genommen; ein Fall,

der gewiß unter die ſeltenſten gehört, und vielleicht ohne Beiſpiel iſt. *)

*) Der Herausgeber kennt jedoch aus eigner Erfahrung ein ähnliches Beiſpiel, wo der Blitz eine ſäugende Mutter tödtete, das herabgefallene Kind aber leben blieb.

G.

1.

Galiani.

1800.

Schon vor vielen Jahren pries ich die Dialogues sur le commerce des blés im Daniſchmend (Kap. 15) gelegentlich als eines der lehrreichſten und zugleich witzigſten und intereſſanteſten Bücher unſers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beiſtimmung aller, die in Sachen dieſer Art eine Stimme haben, ſagen können: ſie verdienten ſowohl wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollſten Stellen unter den claſſiſchen Werken, welche, als ſolche, allen Nationen und Zeiten angehören. Der Verfaſſer (bekanntermaßen einer der hellſten Köpfe und der geiſtvollſten Schriftſteller, deren Italien ſich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptumſtandes dieſer Geſpräche, die wichtigſten Probleme der Staats- und Regierungskunſt, von deren Auflöſung die Entſcheidung desſelben abhängt, auf eine ſo feine Art herbeizuführen, den ernſthafteſten und verwickelteſten Unterſuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Anmuth der *Einkleidung* das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der

Gründlichkeit, ſo geſchickt zu benehmen, kurz, einen Stoff, der zu einer Converſation mit ſolchen Perſonen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenſchaftet ſcheint, ſo viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leſer ſich immer angezogen und feſtgehalten fühlt, und indem er bloß zum Vergnügen zu leſen fortfährt, ſich am Ende unvermerkt weiſer und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anſchlag zu bringen, und in bloßer Rückſicht auf die Compoſition dieſer Geſpräche, zähle ich ſie unter die vorzüglichſten Meiſterſtücke und Muſter der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunſt des Dialogs, und weiß ihnen (wenigſtens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genie's an die Seite zu ſetzen.

Von dem als Philoſophen, Staatsmann, Alterthumsforſcher und Humaniſten rühmlich bekannten Abbé Ferdinand Galiani (geb. zu Chieti in Abruzzo 1728 und geſt. den 30 Oct. 1787 zu Neapel) gab Diodoti eine Lebensbeſchreibung heraus (Vita dell' Abbate Ferdinando Galiani, Napoli 1788), und Wieland ließ aus derſelben durch Jagemann einen Auszug verfertigen, der in dem Auguſt- und Septemberſtück des Deutſchen Merkurs vom Jahre 1789 enthalten iſt. Von S. 266 an findet man die Geſchichte jener eben ſo intereſſanten als merkwürdigen Dialogen, über die auch Voltaire in Entzücken gerieth. Dans ce livre, il me semble, ſchreibt er an Diderot, que Platon et Molière se soient réunis pour composer cet ouvrage. — — *On n'a jamais raisonné ni mieux,*

ni plus plaisamment. Diese Dialogen erschienen zuerst London 1770, und Diderot besorgte die Herausgabe.

2.

Angelinus Gazey.

(Auszüge aus dessen geistlichen Recreationen.)

1777.

Der Jesuit Angelin Gazey (oder Cazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568 und 1630, in welchen letztern er als Präfect der Classen im ehemaligen Jesuitercollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zwei Brüder, von denen der eine ein Benedictiner und der andere ein Franciscaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benedictiner als ein Mystiker, der Franciscaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als Lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letzten Qualität schrieb er das Buch, von dessen Schnurren jetzt die Rede seyn soll. Es war im vorigen Jahrhundert, und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt, das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den Niederländischen, Deutschen und Französischen Klöstern; und wenn derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des *ehrlichen* Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigſten von meinen Leſern gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geſchrieben hat: aber ich bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewohl es ihnen an anderer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wiſſen werden, daß ich ihnen die lieblichſten Blümchen aus dieſem Buch (das ohne Zweifel den meiſten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar ſelbſt nur aus der Franzöſiſchen Ueberſetzung, die zum Titel hat: Les pieuses Récréations du Père Angelin Gazée, de la Compagnie de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissements pour les ames dévotes, mis en Français par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es iſt aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Dieſe heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann, in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens, die andächtigen Seelen ſeiner Zeit beluſtigte, beſtehen in einem halbhundert Erzählungen (die, wiewohl meiſtens aus Quellen geſchöpft, welche bei den R. K. Ordensleuten in Anſehen ſtehen), ich will nicht ſagen ſo viel als Kindermährchen, aber doch, wie man ſehen wird, gewiß ſo kurzweilig ſind, und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königen von Navarra. Was ſie vor vielen komiſchen Erzählungen voraus haben, iſt, daß ſie ſehr unſchuldig, und, was ſie mit allen andern gemein haben, daß ſie ſehr erbaulich ſind, inſofern ſich die Leſer in der Verfaſſung befinden, die der gutherzige Dichter vorausſetzt. Iſt dieß nicht, ſo kann P. Angelin und ſein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann bloß wie allen andern recreirenden Schriftſtellern in der Welt. Die Helden ſeiner Erzählungen ſind berühmte Heilige, oder wenigſtens fromme Mönche, und der Teufel macht die luſtige Perſon. Man weiß, daß dieſer böſe Feind, der uns andern Weltkindern ſo gefährlich iſt, über Perſonen, zumal von reli-

giösem Stande, die zu einem gewiſſen Grade der Heiligkeit gekommen ſind, ſo wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sklave wird, mit dem ſie anfangen können was ſie wollen. Zur Beſtätigung dieſer Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Hiſtorie:

Ein unbeſonnener junger Teufel vermaß ſich (wie die Jugend übermüthig iſt) mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel, um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heil. Dominicus einen Streich ſpielen wolle. Als die Wette angenommen war, ſchlich ſich unſer Naſeweis in Geſtalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte ſich, ihn durch tauſend närriſche Poſituren und Gaukeleien in ſeiner Beſchäftigung zu zerſtreuen. Der heil. Dominicus ſchrieb immer fort, und ſagte kein Wort. Der kleine Teufel erſchöpft alle möglichen Grimaſſen und Affenſtreiche; doch alles umſonſt. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Reſpect, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und ſpringt auf den Tiſch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn ... „Da ſteh', ſpricht er, und halt mir dieſe Kerze!" Der arme Teufel ſteht ganz verblüfft da, hat das Herz nicht, ſich zu rühren, und unterwirft ſich demüthiglich dem Amt eines Kerzenſtocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er ſich ſo in ſeiner eignen Schlinge gefangen haben ſoll; er ſeufzt in ſich hinein, ſchneidet ein Fratzenmaul, beißt ſich in die Zunge; inzwiſchen brennt die Kerze herab, und es iſt nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Hola ho! Herr Teufel (ruft P. Angelin), die Finger in Acht genommen!" — Der Teufel will die Kerze ausblaſen, aber ſie erlöſcht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt; er heult abſcheulich, ruft die ganze Hölle um Hülfe, aber *alles vergebens*. Der heilige Vater hält die hölliſchen Mächte

in Respect, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle zurück, und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein; zur Warnung für ihn und alle jungen Gelbschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen!

Hier ist eine andre Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche, und stört alle Anwesenden in ihrer Andacht; der eine bewundert ihren Kopfputz, ein anderer den reichen Stoff ihres Kleides, und alle zusammen finden nichts Prächtigeres als den langen Schweif, den sie hinter sich herschleppt. Der Seelenhirt seufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beispiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsdann sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufeln hervorwimmeln, die wie die jungen Katzen auf dem Schweif herumgaukeln, sich überpurzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just, wie jetzt, die Mode hohe Federbüsche zu tragen) emporsteigen, und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame erschrickt, wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf — schreit wie eine Besessene; alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe, auf ihren Federbüschen auf und *ab wie die Holländer auf* dem Eise — sagt P. Angelin,

der (wie man ſieht) wenigſtens ſo lebhaft erzählt, als Mr. Galland in der Tauſend und Einen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer ſeine Stimme! Lieben Brüder, ſpricht er, ihr ſeht, wie unſer Herre Gott die gräuliche Sünde der Hoffart ſtraft; nun ſollt ihr auch die Kraft des Weihwaſſers ſehen. Mit dieſen Worten beſprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit ſeinem Weihwedel, und ſiehe! der hölliſche Bienenſchwarm verſchwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklaſſung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, verſprach ihr Leben zu beſſern, und beſchnitt ihre Robe und ihr Kopfzeug ſo knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

Lieber Gott (ruft hier P. Angelin ſeufzend aus), wenn ein bloßer Schweif ſo viel Teufel faßte, wie viel müſſen ihrer nicht in den Gehirnkaſten ſolcher Weibsbilder ſtecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffart! Die armen Unglücklichen! Sie tragen ſo viel Schlangen auf ihrem Kopfe als falſche Haare, ihre Augbrauen ſind, ſtatt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln beſetzt, und die geſchwätzigen Geiſter aller Papagaien von Peru und Mexico ſchwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute ſtutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß ſie alle dieſe Abſcheulichkeit ſehen könnten! Wie ſchnell würden ſich ihre vermeinten Venuſſen und Grazien in Meduſen und Furien verwandeln! Indeſſen bitte ich zu Gott (ſetzt der gute Mann hinzu), daß es nie geſchehen möge! — und dieß iſt in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübſches Exempelchen von der entſetzlichen Kraft der Excommunication. Die Abtei zu Corvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken *ihres Namens* (Corbeia oder Corbia) einige Raben zu unter-

hälten. Einer von dieſen Vögeln, ſagt P. Angelin, that ſich vor ſeinen Brüdern durch ſeine böſe Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Kloſterkatzen in die Schwänze, ſtahl ſeinen Cameraden ihr Mittagseſſen, und machte daß ſie wider Willen mit faſten mußten, wenn die Mönche Faſten hatten; ſein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn ſie ein Rad ſchlugen, ihre ſchimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geſchah es eines Tages, da des Herrn Abts Hochfürſtl. Gnaden ins Refectorium kamen, und, nach Gewohnheit, beim Händewaſchen, ihren Ring vom Finger zogen, daß dieſer Rabe den Ring unvermerkt wegſchnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will ſeinen Ring wieder anſtecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, niemand will wiſſen wo er hingekommen! Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er ſchleudert den furchtbaren Blitz der Excommunication über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle ſeine Laune, ſeufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zuſehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er ſchleppt ſeine Flügel, ſein ganzer Leib vertrocknet, kurz er befindet ſich in einem Zuſtande, daß man ihn nicht ohne Mitleiden anſehen kann. Das ganze Kloſter wird begierig die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu erforſchen: man ſucht in ſeinem Neſte, ob etwan etwas Giftiges da zu finden ſeyn möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und ſchon lange wieder vergeſſen hatte. Man kann ſich das heilige Erſtaunen der Ehrw. Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Urſache klar, warum der arme Rabe in ſolchen Verfall gerathen war.

An dieſen drei Stücken mag's genug ſeyn. Nichts iſt drolliger dabei, als das wunderbare Gemiſch von Devotion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das alles erzählt, und wie ihm ſogar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit ſeiner Geſchichtlein zu Sinne ſteigt. „Die Hugenotten, ſagt er, werden freilich darüber lachen, und ſpotten, und ſagen, es ſeyen Altweiber-Mährlein: aber laß ſie lachen! Die Ketzerei wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich.“

Was übrigens für das Glück der Menſchen beſſer ſey: die Zeiten wo P. Angelin ſein Mährchen erzählte und Glauben fand, und ſeine Leſer, zwar ein wenig auf Unkoſten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und ihrem Glauben, beluſtigte — oder eine Zeit, wo wir alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unſrer Alten auch die ſelige Einfalt ihrer Sitten verloren, und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile geſtützt oder nicht) wegräſonnirt haben, die in tauſend Fällen dieſes Erdenlebens des Menſchen Labſal, Troſt und letzte Zuflucht ſind: iſt eine Frage, die — für mich ſchon lange keine Frage mehr iſt. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind ſich zu halten glaubt, ein Strohhalm ſeyn: immer beſſer für ein Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Naſe zu fallen. *)

*) Wird der Strohhalm aber das Kind halten? Und wenn er nicht hält, kann der Glaube an den — Strohhalm halten? Es ſcheint alſo, daß man die Sache doch anders angreifen, und ſtatt des Strohhalms einen feſten Stab geben müſſe. Und fehlt's denn etwa an dieſem? Ich begreife nicht, wie Wieland hier auf dieſe Strohhalmstheorie gekommen iſt, wenn ihn nicht unvermerkt der *Pater Angelinus* angeſteckt hat.

3.

Dr. Johann Geiler von Kaiſersberg.

(Dr. Heinrich Pantaleons Deutſch. Nation Heldenbuch II. 578.)

Johannes Geiler iſt in dem Elſaß zu Keyſersperg*) (im Jahr 1445) erboren und erzogen. Er hatt ſich aber aus Liebe der guten künſten zu mancherley Hohen ſchulen gethan und fürnehmlich zu Freyburg in dem Breyßgauw eine große Erfarnuß in der Philoſophey und freyen künſten erlanget. Als er daſelben Magiſter promovieret, kam er im 1472. jar ghen Baſel, und ward durch ſein Fleyß und Ernſt unter die Profeſſores angenommen. An dieſen ſtath hielt er ſich dermaſſen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach dieſem begab er ſich fleyſſig auff die Heilige Geſchrifft, und erlanget dermaſſen hohen Verſtand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er ſich aber ob Johannes Gerſonis (ſo umb das Coſtenzer Concilium gelebet) Verſtand und gute Bücher ſehr verwundert, zog er in Frankreich, und beſamblet dieſe mit großen Koſten und Arbeit alle zuſammen. Dieſe bracht er in Teutſchland, theilet ſie in drey große Bücher, und ließ ſie truck ausghen. Wie nun dieſes Keyſerſpergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu

*) Dieß iſt irrig. Er wurde zu Schaffhauſen geboren. In ſeinem dritten Jahr verlor er ſeinen Vater, und da nahm ihn ſein Großvater zu ſich nach Kayſersberg und ſorgte für ſeine Erziehung. Weil er nun dieſen Ort als ſein wahres Vaterland anſah, ſo bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon, und wurde Geiler von Kayſersberg oder auch Johannes Kayſersberger genannt. W.

Straßburg für ein Prediger angenommen.*) Daſelben hab er mit groſſem Lob und Wolredenheit die Laſter beſcholten, auch die Menſchen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, ſo in der Kirchen veraltet, ernſtlich geſtraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geſchrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, ſprechende: es müße das fundement unſers Glaubens auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind,**) von welchen er auch ſehr gehaſſet worden.

*) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freiburg, und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten berufen, das in jener Zeit eine ziemliche Summe war, und den großen Ruf beweist, worin Geiler ſchon damals geſtanden. Unterwegs aber ließ er ſich von Peter Schott, einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch ſeinen Einfluß verſchaffen wollte. Denn die Mönche in Deutſchland hatten ſich in dieſen Zeiten größtentheils durch ihre Unwiſſenheit und ſchlechten Sitten ſo verächtlich gemacht, daß man ſich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeiſtliche umſah, um ſie, an jener Statt, zu ordentlichen Predigern zu beſtellen. W.

**) In ſeinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beiſpiel. Cave ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid. Sermones D. Io. Geileri Argent. 1515. p. 83. Dieſe freimüthige Art, die Laſter und Mißbräuche ſeiner Zeit unter allen Ständen ohne Anſehen der Perſon, zu ſtrafen, herrſcht in allen ſeinen Schriften, und machte ihm freilich viel Feinde, die aber bei den Händeln, ſo ſie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen. W.

1) Es war in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, Deutſch gehaltene Predigten Lateiniſch herauszugeben. Die hier angeführte Lateiniſche Stelle

Dieſer Johannes hat frey heitter herauß geſagt: es ſeye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher dieſe erneuwern ſolle:*) er begeret auch von Herzen dieſen Tag zu erhalten (erleben). Er war umb das 1496. jar in groſſen Anſehen.**)

*) Geiler brauchte darum nicht mehr Prophet zu ſeyn als ein anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann ſah dieß damals nicht vorher? M.

**) Es iſt ſchon bemerkt worden (ſ. Seb. Brand), daß er vom Kaiſer Maximilian I ſehr geſchätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an ſein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Anſehen, worin er überhaupt geſtanden, zeugt der Herausgeber ſeiner vorangeführten Poſtille, da er ſagt: er hätte mit ſo allgemeiner Bewunderung geprediget, daß ſeine Lehren von männiglich wie Orakelſprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquiescerent). Unter ſeinen gedruckten Schriften iſt eine „Deutſche Poſtille," die als eine der beſten Deutſchen Sprachquellen anzuſehen iſt, und mehr benutzt zu werden verdiente. [1]) In ſeinem Bildniß iſt die thorheitſtrafende Miene mit

ſteht Deutſch in dem: „Buch de Arbore Humana. Von dem menſchlichen Baum, geprediget von dem hochgelehrten Doctor Johannes Kaiſersberg; darin geſchicklich und in Gottes Lob zu lernen iſt des Holzmeiers, des Tods, frölich zu warten. Einem jeden Menſchen nützlich und gut. Straßb. 1521." Die obige Stelle lautet hier ſo: „Hüt dich vor den München; mache dir keinen heimlich; geſelle dich zu keinem; du wirſt ſonſt Breſten (Mängel) haben an der Frucht der Keuſchheit deiner Frau. Dieſe Dengerſerlin (Ferkel) gehn nicht aus den Häuſern, ſie tragen etwas von der Frucht hinweg." Er warnt zugleich vor den Beguinen, „die ſich rühmen der Siechen zu warten," denn „ſie vollbrächten viel Ehebruchs, wenn die Frau im Hauſe krank ſey."

[1]) Das neue Scherz-Oberlin'ſche Gloſſarium hat die meiſten Deutſchen Schriften Geilers benutzt. Man ſehe auch J. J. Oberlin de J. Geileri scriptis germanicis. Argent. 1786. Ueber ſeine ſämmtlichen Schriften, mit Angabe des Inhalts und ſchätzbaren Literar- und Kunſtnotizen, gibt ein Supplement zu dem gegenwärtigen Aufſatz in dem Deutſchen Merkur vom *Jahre 1785, Nov. u.* December, genaue Nachrichten.

Schon früher (S. Seb. Brand) hat Wieland bemerkt, daß ein Deutſcher Hume Geilers Schriften auch benutzen

---

vieler Gutherzigkeit gemildert. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge ſeines Lebens. Er wendete den größten Theil ſeines Einkommens auf edle Gaſtfreiheit und alle Arten von chriſtlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichſten und erleſenſten, die irgend ein Privatmann ſeiner Zeit aufweiſen konnte. Er ſtarb im J. 1510, nachdem er die Straßburger 33 Jahre lang durch ſeinen Unterricht, und noch mehr durch ſein Leben, erbauet hatte.[1] W.

---

[1]) In dem eben genannten Supplement heißt es: Geiler war langer hagerer Statur; von Miene ernſtlich, doch wohlwollend; ein abgeſagter Feind alles Müßiggangs; daher bis zum Eigenſinn ordentlich in Eintheilung ſeiner Zeit. Er ſchlief nur wenig, lebte überhaupt mäßig, beobachtete ſtreng ſeine Faſten, trank aber doch gern einen guten Wein, wie ſich's immer verſtehen ſollte, und die Biographen anzumerken wohl überhoben ſeyn könnten. — Treffend charakteriſirt ihn die Grabſchrift von Seb. Brand, welche dem Geiler'ſchen Werke: die Emeis (Ameiſe), Straßb. 1517, angehängt iſt.

Den alles Strasburg weint billig
Johannes Geiler lobesrich
Den Doktor Kaiſersberg genannt
Um den trauert warlich Doktor Brand,
Daß er geſtorben iſt in Zeit,
Hier unter dieſem Stuhle (Kanzel) leit,
Den er ob dreißig Jahre hat
Regiret wohl in Predigers Statt.
Er war ein Zier der Geiſtlichkeit
Ein Spiegel aller Mildigkeit,
Ein Liebhaber Friedens und Tugend
Ein Unterweiſer Alters und Jugend,
Ein Pflanzer der Gerechtigkeit
Ein beſondrer Feind der Boßheit.
Laſter und böſer Werk Ausreuter
Der Sünden Strafer und Bedeuter,

N. Y. FREE CIRCULATING LIBRARY BLOOMINGDALE BRANCH 619 AMSTERDAM AVE.

könne als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden, Putz u. s. w. aus den Zeiten Maximilians I. Wieland hat zu diesem Behuf folgende Stellen aus dem Weltspiegel oder Narrenschiff ausgezogen.

Ein Trost und Zuflucht aller Armer,
Ein milder Vater und Erbarmer,
Sanft in Zugang, freundlich und gütig,
Still, aufrecht, tapfer und demüthig.
Nicht ein Ausnehmer der Personen,
Sein Lehr und Straf thät niemand schonen;
Sondern mit gleicher Wag und Maßen
Acht er den Kleinen und den Großen,
Hat mit Pfründen sich nicht beladen,
Noch die gehofft zur Seelen Schaden,
Sondern hat sich vergnügen lahn
Mit dem Amt, das er hat gethan.
Reichthum und Ehr und große Pracht
Hat er durch Willen Gotts veracht.
Die Pfründen-Pfennig-Prediger
Hat er gestraft durch seine Lehr.
Standhaft und steif ist er gesteyn
In Worten und in Werken fein.
Nie hat er sich bewegen lahn,
Als das Rohr von dem Wind ist gewandt.
Was er mit Worten hat gelehrt
Hat er mit Werken auch bewährt,
Hat gute Werk vorhin gethan,
Damit gelehrt, ihm nachzugahn.
Zeitige Freud und üppig Ehr
Der Welt hat er gestohen sehr.
Gelesen stets die heilige Schrift
Und was der Seelen Heil antrifft.
Darum hat er durch viel der Tugend
Durch gute That von seiner Jugend
Verdient ohn *Zweifel solchen* Lohn,
Der ewiglich nicht wird zergohn.

S. 13. Die dritte Schell (der Seltſam Narren) iſt das Haar zieren, geel (gelb), krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgeſtorbenen unter ihres vermiſchen, und dasſelbe zum Schauſpiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und henken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgeſetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. — Die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben ſie aufgeſprietzt neben mit zwey Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochſenkopf mit den Hörnern.

In der Folge rückt er ihnen auch die Mode, ihre Haare gelb zu färben und geele Schleier zu tragen, vor. „Es iſt ein gemein Sprüchwort, daß man über friſch Fleiſch kein geelen Pfeffer macht, ſondern über das ſchmeckend und ſtinkend; alſo iſt es auch mit alten runzlichten Weibern, die da geele Schleier tragen, die ſehen aus als ein geräucht Stück Fleiſch aus einer geelen Brüen.“

Von den damaligen Kleider-Moden ſagt er: „es darf einer nicht weit ziehen, fremde Kleider zu beſchauen, er kann in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da ſeyn Ungariſche, Böhmiſche, Sächſiſche, Fränkiſche, Italieniſche, Franzöſiſche, Holländiſche.“

Auch ereifert er ſich über eine Art „Kocherſpergiſcher Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, die ſo kurz wären daß ſie nicht allein den Hintern nicht gedecken, ſondern viel minder den Nabel.“

Daß das ſogenannte Walzen auch damals ſchon üblich und nüchternen Leuten anſtößig geweſen, läßt ſich aus folgender Stelle in der dritten Schellen der Tanznarren Kap. LXI ſchließen: „auch findt man etlich, die haben deſſen ein Rhum *und Hoffart*, wenn ſie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in *die Höhe können* ſchwenken (ſchwingen), und haben es bis-

weilen die Jungfrauwen (so anders solche Jungfrauwen zu nennen seyn) fast gern, und ist inen mit Lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, daß man ich weiß nicht wo hin siehet."

In einem Aufsatz im Deutschen Merkur vom Jahr 1783 Januar: Beitrag zur Geschichte der Kartenspiele, wird Geiler von Kaisersberg als Gewährsmann angeführt, daß das Karniffelspiel noch über die Zeiten der Reformation hinausgehe. Die sehr interessante Stelle über Karten- und Karniffelspiel findet sich in den Predigten von dem menschlichen Baum, in der Donnerstags nach Judica 1496 gehaltenen Predigt.

In dem angeführten Supplement ist aus: Frag und Antwort der zehen Gebote, wie man sie halten soll, sind sonderlich erklärt mit nützlicher Unterrichtung, was Todsünd sey oder nicht, und wie man beten soll in aller Nutzbarkeit Straßb. 1528 (ein Werk, das aus zwei Lateinischen Schriften Geilers entstanden ist), folgende zur Geschichte des Spiels gehörige Stelle ausgehoben: „zu den Dieben gehören die, die da Spielgut behalten, oder Gewinnes willen spielen; so man aber durch Kurzweil und zu rechter Zeit und um kleine Dinge spielt, das sey nicht Todsünd von ihm selber; was man aber gewinne, das solle man dann wieder geben, dem man es abgenommen hat; — doch was man mit Schachzabel gewinne, ohne Falsch, das möge man behalten, wenn da ist mehr Kunst als Glücke."

Als literarische Merkwürdigkeit verdient wohl noch Bemerkung, daß sich bei Geilers Werken die ersten Privilegien gegen den *Nachdruck finden.* Auf dem Titel des Buchs vom

menſchlichen Baum heißt es: mit kaiſerlicher Majeſtät Privilegien, daß bei Pön, laut des Originals, in vier Jahren niemand nach ſoll drucken. Auf der Rückſeite des Titelblatts der Sermones etc. heißt es: Maximiliano Caesare semper augusto auctore Jacobus Oesler J. U. D. per imperium romanum artis impressoriae censor et superattendens generalis praesantibus edicit et cavet etc. Datum ad 14 Kal. Febr. a. c. 1514.

4.

Anne Mallet de Graville.

Mit dieſer Schriftſtellerin aus Franz des Erſten Zeiten hat uns Herr Marq. de Paulmy zuerſt bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII. Sie widmete ſich der guten Königin Claudia, Gemahlin Franz I (deren Andenken ſich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen Reine Claude genannt wurde, bei der Nachwelt erhalten hat) und vermählte ſich erſt nach dem Tode derſelben, im Jahr 1526, mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieſer Dame ſind nie gedruckt worden: aber der Herr v. P. beſitzt eine Handſchrift davon, auf Pergament geſchrieben und mit zwölf ſchönen Miniaturgemälden geziert, welche drei Gedichte enthält. Das beträchtlichſte davon iſt der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeſchichte, deren wahrer Urheber der berühmte Boccaccio iſt. Sie macht den Haupt-Fonds ſeiner Theſeida aus, und kam auch dem Engliſchen Dichter Chaucer ſo in-

tereſſant vor, daß er ſie unter dem Namen The Knight's Tale zum erſten ſeiner Canterbury-Mährchen machte. Die Bibliothèque des Romans hat von dieſem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben im 2ten Stück des Julius 1779. Die Verfaſſer, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville, noch die des Chaucer über dieſes Sujet bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint, glauben, Boccaz habe dasſelbe aus ſeinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz ſelbſt, der dieß am beſten wiſſen mußte, ſagt in ſeinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abſchrift dieſes Gedichts ſchickt, daß er es aus einem ſchon ſehr alten Manuſcript in gemeinem Latein (latino volgare, worunter ich das barbariſche Mönchslatein der mittlern Zeit verſtehe) gezogen habe. *) Wahr iſt's, Boccaz kann dieß auch nur bloß ſo vorgegeben haben: aber, er habe nun das Sujet gefunden oder erfunden, ſo beſteht die Erfindung, die das wahre Verdienſt eines Dichters ausmacht, nicht darin, daß er ſein Sujet erdichtet habe: ſondern in der lebendigen Darſtellung desſelben, und in der Art wie er's durch die ganze Behandlung zu ſeinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrifft, ſo glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Herrn v. P. zu urtheilen, daß man es, ohne Uebertreibung, dem Beſten, was die damalige Zeit in dieſer Art aufzuweiſen hat, an die Seite ſetzen könne; wie die Liebhaber aus folgender Beſchreibung der Gärten des Theſeus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks iſt, ſelbſt erkennen mögen.

---

*) Derjenige, von dem ich alle dieſe Notizen habe, iſt Tyrwhitt, in einer Note zu ſeiner ſchönen Ausgabe der Canterbury Tales in 5 Octavbänden, *London 1775.* S. Tom. IV. p. 141.

Au mois d'Avril, qui est telle saison
Qu'il fait facheux se tenir en maison,
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardessous son aiselle
Deliberant d'aller au plus matin
Cueillir la rose au milieu du jardin
On n'y avoit que par sa chambre issue.
L'herbe y etoit espaissement tissue
Et maint œillet, romarin, balme, rose,
L'une florie et l'autre demi-close.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand faveur et de gout douce et saine
Dont les ruisseaux faisoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours
Petite arene y sembloit murmurer
Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, sapins, lauriers à grands feuillages
Pour le soleil y faisoient doux ombrage;
Mais pour cela ne laissoient d'y venir
Dix mille fleurs dont n'ai le souvenir.
Bref, qui pourroit en si beau lieu estre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terrestre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De sa chambrette en ce lieu devalée,
Sortant du lit, laissant son oreiller
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle si jolie:
Visage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;

La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint asseoir dedans un préau vert.
Là se peigna et mira à son aise, etc.

Man ſieht wohl, daß die gute Dame ihre Malerkunſt weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat: aber man ſieht doch auch was in ihrer Imagination war, was ſie machen wollte, und wie viel von allem dem, was in ihrer Malerei zu viel und zu wenig iſt, theils auf Rechnung einer noch ſehr rohen Sprache kömmt, theils in dem Nicht-aufzuhören-wiſſen liegt, welches allen denen eigen iſt, die Talent für eine Kunſt haben, worin ſie noch nicht vollendet ſind. Denn der Geſchmack und das Non plus ultra des Schönen, welches (wie Sterne ſo richtig ſagt, und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, iſt auch immer das letzte, was ein Meiſter nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von ſehr Wenigen: indem die Vorgänger ſich demſelben nur näherten, und die Nachfolger ſich ſogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Literatur und Kunſtgeſchichte aller Zeiten, und die Erfahrung unſrer eignen Belege genug geben könnte.

5.

Griechen.

Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Oſtaden.

1777.

Dieß wird vielleicht manchem wie eine Läſterung klingen. *Denn es iſt ſeit Winckelmann* den Ton bei uns angab, ſo viel

von dem ſchönen Ideal der Griechiſchen Kunſt, und von dem großen Geſetz der Schönheit, welches ſie in allen ihren Werken aufs heiligſte beobachtet haben ſollen, geſprochen und geſchrieben worden: daß viele daher einen allzu g eſchränkten Begriff von dem Umfang der Malerei bei den Griechen faſſen, und ſich nicht vorſtellen, daß ſchwerlich aus irgend einer neuern Malerſchule, ſeit den Zeiten des Cimabue und van Eyck, ein Meiſter von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht ſeinesgleichen gehabt hätte. Gleichwohl iſt dieß ſo gewiß, daß ſie, wie geſagt, ſogar ihren Oſtade hatten.

Dieſer Griechiſche Oſtade, oder Teniers, oder Bromer (denn wem von dieſen er am ähnlichſten geweſen, läßt ſich eben ſo genau nicht beſtimmen), lebte — man weiß nicht eigentlich wann, *) und Plinius iſt, ſo viel ich weiß, der einzige Autor, der ſeiner erwähnt. Er ſpricht von ihm mit eben der Wärme und aus eben dem Ton, wie ein neuerer Kunſtliebhaber, der, unbeſtochen von einem beſondern Lieblingsgeſchmacke, Genie und Kunſt allenthalben und in allen Arten von Auswirkungen zu ſchätzen weiß. „Pyreikus, ſagt er, ſchadete ſich vielleicht durch die Wahl ſeines Faches; aber in der Kunſt hatte er wenige über ſich. Er malte niedrige Gegenſtände, in dieſen aber erwarb er ſich den größten Ruhm. Er malte Barbierſtuben, Schuſterwerkſtätte, Küchenſtücke und dergleichen, und bekam daher den Beinamen ῥυπαρογραφος“ — ein Wort, das ich nicht Deutſch zu machen weiß, es

*) Daß er ziemlich lange nach dem Apelles gelebt habe, läßt ſich aus dem Plinius ſchließen. W. Heyne will ihn in die Zeit Alexanders und des Apelles ſetzen. Artium inter Graecos tempora p. 385.

müßte denn durch Lumpereien-Maler seyn. *) Mr. de la Nauze (in seinen Mémoires de la manière dont Pline a traité de la Peinture) übersetzt es noch weniger glücklich durch Peintre de vilenies. Vermuthlich brachten ihm seine Feinde und Neider unter seinen Kunstverwandten diesen verächtlichen Namen auf, der sich so übel zu dem hohen Werthe schickt, den das Publicum auf seine Arbeiten legte. Diese waren consummatae voluptatis, sagt Plinius: ein Ausdruck, der die äußerste Schönheit des Pinsels und Vollkommenheit der Ausführung anzudeuten scheint, die zu allen Zeiten das gewesen sind, was den Liebhabern am meisten Vergnügen gemacht hat. Daher, setzt er hinzu, wurden seine Stücke auch theurer bezahlt als die größten Werke vieler anderer.

Der vorerwähnte La Nauze — weil es ihm unbegreiflich vorkam, daß Plinius der einzige seyn sollte, der dieses Pyreikus gedacht hätte, und daß er hingegen in einem Werke, worin er die ganze Geschichte der Kunst umfaßt, des Malers Pauson, dessen doch Aristophanes, Aristoteles, Plutarch, Lucian**) und Aelian als eines bekannten Meisters erwähnen, gar keine Meldung hätte thun sollen — glaubt und behauptet ganz positiv, Pyreikus habe seine Existenz vel quasi bloß der Unachtsamkeit der Copisten zu danken, und Plinius habe alles, was vorhin angeführt worden, von diesem Pauson gesagt und sagen wollen. Es ist nicht wohl möglich, eine solche Sache

*) Lessing übersetzt zu stark durch Kothmaler. Man sehe was Riemer darüber sagt unter Ῥωπογραφος.

**) Dieser muß abgerechnet werden: denn das Encomium Demosthenis, worin das nämliche Histörchen von diesem Pauson erzählt wird, das man auch im Aelian findet, ist wohl eben so wenig von Lucian, als das elende Ding, Amores genannt, wiewohl die Abschreiber beides *an seine Werke angeschmiert* haben. W.

anders, als durch Vermuthungen auszufechten. Des Herrn de la Nauze Gründe ſind nichts mehr als Vermuthungen. Die meinigen, warum ich ihm nicht beipflichten kann, ſind auch nichts mehr. Welche von beiden mehr wiegen, mögen diejenigen Leſer, die an dergleichen literariſchen Erörterungen einiges Vergnügen finden, entſcheiden. Ich entſage zum voraus aller weitern Appellation.

Der Franzöſiſche Akademikus bemerkt, daß nicht alle Handſchriften des Plinianiſchen Werkes Pyreikus, ſondern einige Pracius, andre Preicus leſen. Gut! Wie aber aus Pauſon — Pracius, Preicus oder Pyreikus werden könne, geſetzt auch der Copiſt ſchriebe halb im Schlafe, begreif' ich nicht; und noch weniger, wie es zugehen ſollte, daß nicht ein einziger Codex Pauſon hätte. Dieß iſt eins. Sodann dünkt mich, was der göttliche Ariſtoteles (auf den Herr L. N. ſich hauptſächlich ſtützt) von Pauſon ſagt, ſtimme weit weniger zu dem, was Plinius von ſeinem Pyreikus ſagt, als Herr L. N. vermeint. Ariſtoteles, da er im zweiten Abſatz ſeines Tractats von der poetiſchen Kunſt zeigt, daß nur drei Arten von Nachahmung der Menſchen und ihrer Sitten möglich ſeyen, nämlich: ſie entweder beſſer vorzuſtellen als ſie ſind, oder ſchlechter als ſie ſind, oder gerade ſo wie ſie ſind — ſetzt erläuterungsweiſe hinzu: ſo hätten z. B. unter den Malern Polygnotus die Menſchen vollkommner, Pauſon ſchlechter, und Dionyſius wie ſie ſind geſchildert — oder nach unſrer heutigen Art zu reden, Polygnotus habe ſie idealiſirt, Pauſon Caricaturen gemacht, und Dionyſius ſich an die gemeine Natur gehalten, und ſie getreulich copirt wie er ſie vor ſich geſehen. Daß ich den Sinn des Ariſtoteles recht gefaßt und daß unter dem χειρους nichts anders als Caricaturen zu verſtehen *ſeyen, beweiſt nicht* nur der ganze Zuſammenhang des Ter-

tes, ſondern auch die Stelle aus den Politicis des Philoſophen, welche Herr L. N. ebenfalls anführt, ohne zu merken, wie viel ſie wider ihn beweist. Ariſtoteles philoſophirt nämlich im 5ten Kapitel des 8ten Buchs ſeines Werks von der Politik, über den Einfluß der ſchönen Künſte, beſonders der Muſik, auf die Erziehung der Jugend. Da erwähnt er nun im Vorbeigehen der Malerei ſehr kaltſinnig, als einer Kunſt, die mit Nachahmung und Darſtellung der Sitten ſehr wenig zu thun habe, und ſolche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine ſehr unvollkommene Art bewerkſtelligen könne: und ſetzt dann hinzu: „inſofern aber gleichwohl auch im Anſchauen dieſer Dinge ein Unterſchied iſt, ſo ziemt ſich, daß man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauſon, ſondern die Werke des Polygnotus, oder irgend eines andern moraliſchen Malers, wenn es noch welche gibt, anzuſehen gebe" — Mit allem Reſpect ſey es geſagt, den ein Homuncio dieſem größten Denker, der vielleicht je gelebt hat, ſchuldig iſt! — aber wahrlich kein Schulmeiſter und Pedant, vom Baltiſchen Meer bis zu den Säulen des Hercules, könnte mit höher aufgezogenen Augenbrauen und weniger Gefühl der Kunſt von der Malerei geſprochen haben. Doch davon iſt hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweist, was ich damit beweiſen will: daß der Pauſon des Ariſtoteles und der Pyreikus des Plinius zwei ganz verſchiedene Menſchen ſind. Plinius ſagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Caricaturmaler geweſen. Er malte Barbierſtuben, Schuſterwerkſtätte, Küchenſtücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur; Natur, wie man ſie alle Tage ſehen kann, und die jeder junge Menſch, vom Prinzen bis zum Bauerjungen, eben ſo gut ſehen darf als der *weiſeſte Graubart*. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius

ſpricht, gehörte in die Ariſtoteliſche dritte Claſſe, welche die Menſchen abbildet wie ſie ſind. Pauſon hingegen machte Profeſſion davon, ſie ſchlechter darzuſtellen, und darum nennt ihn Ariſtoteles, nach ſeinen ſcharf abgezogenen Begriffen, unmoraliſch, und glaubt, daß das Anſchauen ſeiner Caricaturen einem jungen Menſchen falſche und verächtliche Begriffe von der Natur geben und ſeinen moraliſchen Sinn beſchädigen könnte. Ja eben daraus, weil Ariſtoteles der Jugend das Anſchauen ſeiner Gemälde ſo ſcharf unterſagt, läßt ſich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Sujets, wenigſtens von vielen ſeiner Caricaturen, anſtößig und unſittlich geweſen; da hingegen nichts in der Welt unſchuldiger ſeyn kann als die Tonstrinae und Aſelli und Obsonia des Plinianiſchen Pyreikus. Mich dünkt, dieß allein wäre ſchon genug, die Meinung des Herrn L. N. in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von ſeiner Art zu malen hergenommen iſt, und der meinigen ein neues nicht geringes Gewicht gibt. Plinius ſpricht von den Werken des Pyreikus als von Meiſterſtücken der Kunſt, die durch die Feinheit des Pinſels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz er ſpricht davon, wie einer von den beſten Werken eines Gerard Dow ſprechen könnte. Dieß konnte wohl ſchwerlich der Fall von Pauſons Caricaturen ſeyn, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war, und alſo noch vor der 90ſten Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Malerei bekanntermaßen noch weit von dem Grade der Verfeinerung und Vollkommenheit in Abſicht des Colorits, der Mitteltinten, des Helldunkeln u. ſ. w. entfernt war, dem ſie ſich bald hernach, von Zeuxis und Parrhaſius an bis zum Apelles, mit ſchnellen Schritten näherte. Alſo auch von dieſer Seite betrachtet *kann Pyreikus und* Pauſon nicht der nämliche Mann ſeyn.

Wie kömmt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauſon, und außer ihm ſonſt niemand ein Wort von Pyreikus ſpricht? Beinahe möchte ich, um ſo kurz als möglich aus der Sache zu kommen, geſtehen, daß ich überfragt ſey. — Aber vielleicht läßt ſich doch noch etwas antworten, das beſſer iſt als gar nichts. Es iſt eine bloße Hypotheſe, die aber das Factum ſo ziemlich zu erklären ſcheint. Ich nehme an, Pauſon ſey nichts weniger als ein ſehr vorzüglicher Maler geweſen; er habe im Anfange ſeinen Succeß mehr der Neuheit und Bizarrerie ſeiner Stücke, dem rohen ſchlechten Geſchmacke des großen Haufens, und dem Umſtande, daß auch mittelmäßige Gemälde, zumal kleine Stücke wie die ſeinigen geweſen zu ſeyn ſcheinen, noch etwas Seltenes waren, zu danken gehabt: ſo wie aber die Kunſt geſtiegen, ſey Pauſons Name und der Werth ſeiner Caricaturen gefallen; bis ſie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, ſich zuletzt aus lauter Unwerth rar gemacht, ſo daß zu Plinius' Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon geweſen, oder dieſer große Literator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine ſo ſeltne Art vereinigt war, ſo wenig Geſchmack daran gefunden, daß ihm, über der großen Menge von ſchätzbaren Meiſtern und Werken, wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an dieſen Pauſon gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchſtens nur ein ſehr mittelmäßiger Künſtler geweſen, wird durch das wenige, was Ariſtophanes, Aelian, Suidas, von ihm ſagen, mehr beſtätigt als geſchwächt. Ariſtophanes erwähnt ſeiner nur, um ſich über ſeine Bettelhaftigkeit luſtig zu machen, denn er war ſo arm, ſagt Suidas, daß man ſprüchwortsweiſe zu ſagen pflegte, er iſt ärmer als der Maler Pauſon. Für ſich allein bewieſe dieſer Umſtand nichts gegen ſeine Geſchicklichkeit; denn wer

Correggio nicht auch arm? Aber wenigſtens beweist es, daß ſeine Arbeiten ſchon damals wenig geſchätzt wurden. Das Geſchichtchen, das Plutarch, Aelian (Var. Hist. 14, 15) und der Verfaſſer des Encomium Demosthenis von ihm erzählen (und das iſt alles, was ſie von ihm ſagen), gereicht ihm noch weniger zur Ehre; denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit als einen ſchlechten Künſtler und als einen mauvais Plaisant — was ein guter Kopf nie geweſen iſt. Jemand verlangte von ihm, er ſollte ihm ein Pferd malen, das ſich im Staube wälzte; Pauſon malte einen Gaul im vollen Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück beſtellt hatte, beſchwerte ſich, daß es nicht das wäre, was er verlangt hätte und wollt' es nicht bezahlen. Narr, ſagte Pauſon, kehr' das Gemälde um, ſo haſt du ein Pferd das ſich im Staube wälzt. — Iſt ſich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künſtler von ſolcher Stärke vergeſſen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus exiſtirt hat, und ein ſo beliebter Maler geweſen iſt, wie Plinius ſagt: wie iſt's möglich, daß außer ihm nicht Einer von ſo vielen Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern deſſen Erwähnung thut? — Dieß iſt freilich nicht ſo leicht zu ſagen. Wiewohl — was iſt in dieſer Art unmöglich? Pyreikus iſt nicht der einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Geſetzt aber, er wäre es, iſt ſich am Ende ſo ſehr darüber zu verwundern? Die meiſten alten Schriftſteller erwähnen der Maler und der Malerei nur zufälligerweiſe, oder reden, wie z. B. Properz (Eleg. l. 3. El. 7.) und Quintilian (Inst. Or. 12, 10.), nur von denen von der erſten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die *Zeuris und* Timanthes und Protogenes und Apelles ſchon *die höchſten* Preiſe gewonnen hatten. Er malte nur kleine

Stücke, die ſich in den Cabinetten der Reichen verloren. Wie leicht geſchah es da, daß er den meiſten Gelehrten von Profeſſion, deren Schriften und Compilationen auf uns gekommen ſind, unbekannt ſeyn konnte? Immer iſt das, was Plinius von ihm ſagt, hinreichend, ihm unter den vorzüglichſten alten Künſtlern ſeinen Rang zu erhalten. Pauſon hingegen möchte eben ſowohl ganz ungenannt geblieben ſeyn, da die Ariſtophanes, Plutarch, Aelian u. ſ. w. nichts Rühmlicher's von ihm zu ſagen hatten als was wir geſehen haben.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus — wenigſtens ſcheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in dieſe Claſſe zu gehören. Die beiden erſten malten comicas tabellas, Stücke mit komiſchen Perſonen, oder (wie Graf Caylus meint) kleine Vorſtellungen des Inhalts der neuen Stücke, die geſpielt werden ſollten, und ein paar Tage vorher, um das Publicum herbeizulocken, ausgeſtellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich ſeyn ſoll. Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit, ſagt Quintilian, der ihn unter den berühmteſten Malern, nach der Epoche des Apelles, nennt; und Plinius zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinſels und der Lebhaftigkeit ihres Colorits zu danken hatten. Er war auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er malte einen gewiſſen Gryllus in einer ſolchen Maske und Stellung, daß er (wie ſein Name lautete) eine Grille vorzuſtellen ſchien. Dieſer Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nannte dieſe Art von Grotesken Grillen (γρυλλοι). Ludius, ein Maler aus Aetolien, zu Auguſts Zeiten, war der erſte, der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landſchaften und Vorſtellungen ländlicher Geſchäfte und Beluſtigungen aus der wirklichen Natur zu bemalen. *Dieſe Art von Tapezerei* fand ſo viel Beifall,

daß ſie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es ging den Alten hierin wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealiſchen, mythologiſchen und heroiſchen Stücke ſo genug, daß man ſich endlich von Herzen nach ſolchen ſehnte, wo man die Natur wieder fand, wie man ſie immer geſehen hatte, oder wenigſtens etwas, das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die ſie doch nur von Hörenſagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die ſchönen Künſte haben bei allen Völkern einerlei Gang gehabt. *) Zuerſt kam eine Reihe von großen Meiſtern, die die Schöpfer ihrer Kunſt wurden, und wovon der erſte, wiewohl er das Schwerſte gethan hatte, natürlicherweiſe vergeſſen wurde, oder ſich wenigſtens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von ſeinen immer ſteigenden Nachfolgern ausgelöſcht wurde. Durch dieſe lernte das Publicum die Kunſt kennen, und nahm alſo, der Natur der Sache gemäß, Geſetze von ihnen an, anſtatt ihnen Geſetze geben zu wollen. Aber ſo wie die Kunſt einmal in einer gewiſſen allgemeinen Achtung ſtund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmänniſch zu reden) die Nachfrage ſich vermehrte, und es endlich Modeton und Decenz wurde, eine Galerie, oder doch ein Cabinet zu haben, oder wenigſtens ſein Haus, ſeine Villa, mit Gemälden zu meubliren: ſo wurde unvermerkt das Publicum Meiſter über die Kunſt. Die Künſtler wurden nun als Leute angeſehen, die man dafür bezahlte, daß ſie unſern Leidenſchaften dienten; ſie mußten ſich dem Eigenſinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbeſtand des unweſentlichen Dinges, was die Weltleute Geſchmack

*) *Man vergleiche* Goethe in Winckelmann und ſein Jahrhundert S. 412. *fgg. und in den* Propyläen Einleitung S. XXI. fg.

nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweiſen zu können, das ſonſt niemand hat, oder das wir wenigſtens zuerſt haben — allem dem mußten ſie ſich unterwerfen, oder ſich gefallen laſſen zu hungern. Anfangs gewann die Kunſt dadurch; der Wetteifer ſo vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte, daß die Natur von allen Seiten ſtudirt, alle Kräfte der Kunſt geprüft und angeſtrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden: aber endlich mußte ſie doch unter der Menge der Concurrenten, und noch mehr unter den Beſtrebungen, immer etwas Neues für den ekeln Geſchmack abgeſtumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie ſank vom Idealiſchen und Großen zur gemeinen Natur, von dieſer endlich zur Caricatur herab. Sie verſuchte wohl von Zeit zu Zeit ſich wieder zu erheben: aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verloren; man verwechſelte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Ungeheuren, das Sinnreiche mit dem Grotesken. Die Kunſt fiel ſo lange, bis ſie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis ſie bloßes Handwerk wurde, und mit den zerſtörten Werken der alten großen Meiſter ſogar ihr Name und Andenken für ganze Jahrhunderte unterging.

Es ſcheint, daß Wieland bei dieſem Aufſatz auch das vor Augen hatte, was Leſſing über Pauſon und Pyreikus in ſeinem Laokoon geſagt hat S. 23—26. Man vergleiche hiermit die Anmerkung Fea's zu Winckelmann (Neueſte Ausg. Bd. 5. S. 520. Anm. 786), worin manches nach Leſſing und Wieland zu berichtigen iſt. Da man in dem Angeführten alle nöthigen *Nachweiſungen findet*, ſo beſchränkt ſich der Heraus-

geber bloß auf eine Bemerkung über das, was Wieland hier und in einem früheren Aufſatz über Ariſtoteles geäußert hat.

Daß die angeführte Stelle mancherlei Schwierigkeiten habe, erſieht man ſchon aus dem, was Schneider in der Ausgabe der Politik darüber angeführt hat (Bd. 2. S. 459); *) um jedoch den eigentlichen Sinn des Ariſtoteles nicht zu verfehlen, hätte ſchon das, was Victorius in ſeinem Commentar darüber geſagt hat, dienen können, wenn gleich die ganze Wichtigkeit dieſer Stelle nicht hervorgehoben iſt. Ariſtoteles ſpricht von der Wirkung der Muſik auf die Gemüthsſtimmung, und man ſieht, daß er bei ſeiner Unterſuchung ächt anthropologiſch verfahren iſt. Er führt jede Kunſt auf den Sinn zurück, für welchen ſie darſtellt, auf welchen und durch welchen ſie wirkt. Wie angelegentlich dieſe Unterſuchung ihn beſchäftigt haben müſſe, erſieht man aus zwei andern Stellen, welche nothwendig mit der gegenwärtigen verglichen werden müſſen, nämlich in den Problemen 19, 27 u. 29. In dieſen Stellen liegt Burke's Theorie wie in ihrem Keime eingeſchloſſen. Seine Bemerkungen über die Sinnesempfindungen, über die Mittel, dieſelben zu erregen und die daraus entſpringenden Wirkungen, bringen den Ariſtoteles beiläufig auf die Frage über die eigenthümlichen Wirkungen der Muſik und der Malerei auf das menſchliche Gemüth, worin er der Muſik den Vorzug einräumt. In Anſehung der Muſik gibt er ſeine Gründe ausführlich, in Anſehung der Malerei nur ſehr kurz an, und zu dieſer erſten Urſache, warum man ihn hier nicht verſtand, kam die zweite, daß er ſich eines Ausdrucks dabei

*) In wie weit Schloſſer oder Garve dieſe Schwierigkeiten gehoben *haben*, kann der Herausgeber nicht ſagen, da er deren Ueberſetzungen *nicht erhalten* konnte.

bedient, den man meiſt in einem andern als dem Ariſtoteles gewöhnlichen Sinne nahm. Dieß iſt der Ausdruck Ethiſch, den auch Wieland moraliſch im Sinne der Neuern für gleichbedeutend nahm, und deßhalb den wahren Sinn verfehlte. Dieſe Unrichtigkeit hat ſchon Böttiger angemerkt (Archäol. d. Malerei I. 266 fg.); um ſie aber ganz einzuſehen, muß man noch bemerken, wie Ariſtoteles beſtimmt Tugenden des Verſtandes und ethiſche Tugenden unterſcheidet (Ethica 1, 13. u. 2, 1; man vergl. Rhetor. 2, 12.) und daß er unter den letzteren durchaus nur ſolche Beſchaffenheiten verſteht, die aus dem Begehrungsvermögen, wie es durch die Empfindungsweiſe bedingt iſt, entſpringen. An Moralität in unſerm Sinne iſt gar nicht zu denken, ſelbſt nicht in der Poetik Kap. 2 (der wahren Parallelſtelle zu der gegenwärtigen), wo es noch am meiſten ſo ſcheinen könnte, wo aber Buhle den Sinn verfehlt, und nur Hermann ihn getroffen hat. Es iſt alſo nicht von moraliſcher Malerei die Rede, und Polygnotus wird nicht ein moraliſcher Maler genannt, ſondern ein ethiſcher, etwa in dem Sinne, wie Theophraſt ethiſche Charaktere ſchrieb, unter denen nicht ein einziger tugendhafter iſt. Der Grund demnach, warum Ariſtoteles der Muſik vor der Malerei hinſichtlich auf deren Wirkungen auf das Gemüth den Vorzug gibt, iſt der, weil die Muſik die Empfindungen ſelbſt darſtellt (μιμηματα ἠθων), die Malerei aber nur ein Abbild (ὁμοιωμα των ἠθων), ja nur ein Zeichen (σημεια μαλλον) derſelben, Geſtalt und Farbe nämlich als körperlicher Ausdruck der Empfindungen, des Gemüthszuſtandes. Der Eindruck davon iſt daher ſo tief nicht auf das Gemüth. Da die Malerei aber doch einen, wenn gleich nicht ſo tiefen, Eindruck mache, ſo erklärt es Ariſtoteles für nicht gleichgültig, ob ein Jüngling die *Gemälde Pauſons* oder des Polygnotus betrachte.

oder überhaupt solcher Maler und Bildner, die wahrhaft ethisch sind. Nach den angegebenen Erklärungen kann dieß in diesem Zusammenhange nichts anders heißen als: es ist besser ächt charakteristische Bildnerei zu betrachten, als solche, die dieß nicht ist. Gewiß würde man aus dieser Stelle auch nicht mehr gefolgert haben, wenn nicht die Parallelstelle in der Poetik wäre. Unglücklicherweise unterliegt aber auch diese Stelle Schwierigkeiten, die noch nicht einmal aufgedeckt sind: so viel geht indeß doch daraus hervor, daß Polygnot und Pauson als Ideal- und Caricaturmaler sich entgegengesetzt werden. Jener wird dem Homer und der Tragödie, dieser dem Hegemon, dem ersten Parodiendichter, und der Komödie (die damals Caricatur und Groteske war) gleich gestellt. Geht nun aber diese Gleichstellung auf das Moralische oder auf das Aesthetische? Zuverlässig nur auf das letzte.

Schon aus diesem Wenigen, was hier angeführt werden konnte, ergibt sich, daß Wielands Tadel des Aristoteles so wenig begründet ist, als mancher andre. Aristoteles spricht zwar kalt von der Malerei, wie es solcher Untersuchung ziemt, aber nicht als ein Unkundiger; vielmehr hat er hier das Resultat einer tiefen Forschung niedergelegt.

Ob er etwa den Polygnotus eben so, wie man von Neueren in Ansehung eines Cimabue, Giotto u. a. sagt, überschätzt habe (s. Aristoteles), weiß ich nicht, wohl aber, daß seine Urtheile über denselben ihn als Kunstkenner nicht verdächtig machen können. Aber auch hierüber ist noch manches auszumachen. In der Poetik Kap. 6 erklärt er, viele Dichter verhielten sich zu einander wie Zeuxis und Polygnotos; dieser war ein guter Ethograph (Gemüthsmaler), *die Gemälde des* Zeuxis aber haben kein Ethos (charakteri-

stischen Ausdruck der Gemüthszustände). Daß er dem Zeuris hiermit nicht zu nahe treten wollte, ergibt sich aus dem, was er Kap. 25 (b. Hermann 26, 28) von ihm rühmt, wobei es scheinen könnte, er rühme dasselbe von ihm, was er Kap. 2 von Polygnotos gerühmt hatte, was jedoch der Fall nicht ist. Der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß zu diesem Urtheil über Zeuris Lucian in seinem Aufsatz über ihn den vollkommensten Commentar geliefert hat. Dann rühmt ihn Aristoteles wegen der Vollkommenheit seiner Formen, und man sieht, wie genau er es mit seinem Urtheil nahm. Der angegebene Gegensatz zwischen beiden Künstlern kann nun dienen, bei Aristoteles manches bisher immer noch Dunkle mehr zu erhellen.

6.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.

Diese Lyonerin des 16ten Jahrhunderts that sich, wie ihre Zeitgenossin die Loyse Labé (s. diese), durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor. Wenn sie vielleicht, als Dichterin, die Loyse Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Loyse, daß sie ihren guten Namen unbefleckt

erhielt. Sie liebte nur einmal, und vermählte ſich mit ihrem Liebhaber *) (den ſie als einen Philoſophen und Vertrauten der Muſen beſchrieb), ehe die Verleumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verſtand, ſagt man, Latein, Italieniſch und Spaniſch, und fing eben an, ſich auch aufs Griechiſche zu legen, als ſie in der Blüthe ihres Lebens ſtarb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, koſtbar war, ſammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte ſie zu Lyon im Jahr 1545 unter dem Titel: Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigſtens beweist, daß ſie damals mit Beifall geleſen wurden. Der Parnaſſe des Dames liefert ein paar Stücke von ihr, **) wovon das zweite, Fantaisie à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei iſt, der um ſehr artig zu ſeyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Diction und die ſchönere Verſification, d. i. nur das fehlt, was in unſrer Zeit auch der mittelmäßigſte Franzöſiſche Verſemacher hat, und was in der ihrigen den beſten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in dieſem Gedichte den Einfällen einer von der erſten Liebe ins Spiel geſetzten Phantaſie Formen und Worte leiht, beweiſet zugleich ihre Unſchuld, und wie ſehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen ſich in die Sachen miſchte. „Wie oft (ſagt ſie) hab' ich mir ganz heimlich gewünſcht, mich an einem ſchö-

*) Er hieß vermuthlich Couſin, und daher erhielt ſie, nach damaliger Sitte, den Beinamen die Couſine.

**) *In* den Annales poétiques ſtehen noch zwei andere ihrer Stücke, le *Triomphe des* Muses sur l'Amour und les Obsèques de l'Amour.

nen Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit jemand luſtwandelt, der ſeiner ſchönen Seele, die mir ſo viel Vertrauen einflößt, die Philoſophie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in ſeiner Geſellſchaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Geſellſchaft und im Schutz ſeiner Ehrbarkeit und Tugend." Wenn ſie nun (fährt ſie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugeſehen hätte, ſo würde ſie ihren Freund ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen überlaſſen, ſich unvermerkt von ihm hinwegſchleichen, und ſich ganz nackend ins Waſſer werfen; aber doch möchte ſie dann auch ihre kleine Laute, ſcharf geſtimmt, bei ſich haben, und wenn ſie erſt ein wenig präludirt und ſich der Reinheit ihres Tones verſichert hätte, auf einmal einen Geſang anſtimmen, um zu ſehen wie er ſich dazu gebärden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zukäme, ſo wollt' ich ihn ganz getroſt herankommen laſſen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihn, aufs wenigſte, eine ganze Hand voll Waſſer aus der klaren Quelle gerade ins Geſicht und in die Augen ſpritzen; und dann wollt' ich, daß dieß Waſſer die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirſch von ſeinen Hunden zerreißen und freſſen zu laſſen, ſondern nur daß er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, ſo lange bis Diana neidiſch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann ſchätzen! Gewiß ich würde eine Göttin zu ſeyn glauben! Aber (unterbricht ſie ſich ſelbſt plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein ſo großes Leid anzuthun?"

Laissons l'aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l'aller, qu'Apollon je n'irrite;
C'est lui, qui seul par ses ecrits s'attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa très-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Producten der ſch
Geiſter unter Franz dem Erſten vermiſſen, vermißte dar
niemand; und alſo gefielen ſie ihren Zeitgenoſſen, ſo
um eben dieſe Zeit, die Poeterei unſers Hans Sachſen
andrer Meiſterſänger unſern Vorfahrern gefiel; ja, wie
erſt vor vierzig Jahren ſogar die platten Reimereien e
Neukirch und Stoppe in Deutſchland von Gelehrten und
gelehrten mit faſt allgemeinem Beifall belohnt wurden. D
auch das Schlechte gefällt ſo lange, bis unter einer jün
Generation was Beſſer's erſcheint; und ſelbſt nachdem der
ſchmack eines Volkes durch Werke, die bei der Nachwelt
goldne Alter ſeiner Sprache und Literatur bezeichnen, g
tert und fixirt ſcheinen ſollte: macht der Unbeſtand, der
Menſchen noch natürlicher iſt als die Liebe zur Vollkom
heit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reiz
Neuheit fehlt. Unvermerkt ſtimmt ſich der Geſchmack
Vielen, ja zuletzt bei den Meiſten, wieder zu dem was
oder unter der feinen Linie iſt, in welcher das wahre Sc
fließt,

quamque ultrà citraque nequit consistere rectum,

und eine Menge Werke gefallen gerade um deßwillen,
wegen man ſie zehn Jahre vorher mit Ekel weggewe

hätte. So iſt nun einmal das Geſchlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der ſo lange geſuchte Stein der Weiſen gefunden werden, als das Geheimniß, den Geſchmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixiren.

III.

1.

Haller.

1778.

Albrecht Haller wurde den 16 October 1708 in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater Emanuel Haller war zuerst Advocat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvogtei Baden.

Sobald H. lesen und schreiben konnte, waren diese Hülfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit, da sich die Jugend nur mit Mährchen nährte. Schon damals versuchte er jedes Muster nachzuahmen, und sammelte mit größtem Fleiße alles, was in die Gelehrten-Geschichte einschlagen konnte. Diese seine so früh angefangene Sammlung zur Gelehrten-Geschichte hat er bis an seine akademischen Reisen fortgesetzt, und auf einige tausend Artikel von Gelehrten gebracht; nachher aber als eine *unvollkommene* Arbeit unterdrückt. Er genoß des Hausunterrichts *eines* gewissen Abraham Baillodz, der wegen seiner

sonderbaren Meinungen als Pfarrer abgesetzt worden war. Dieser Mann hatte ihn so strenge behandelt, daß er einem Freunde eingestand: er habe, lange Jahre nachdem er diesem Pädagogen entzogen worden, bei gelegentlichem Anblick desselben, jedesmal eine Erinnerung der ehmaligen Furcht wieder empfunden. Die trockne Lehrart dieses Mannes diente indeß den Fleiß des jungen Haller zu verdoppeln. Er zeichnete für sich Wörter, Erklärungen, Thatsachen auf, beschäftigte sich mit den Regeln der Sprachfügung und Rechenkunst ohne Anleitung. Im neunten Jahr übersetzte er aus dem Griechischen und hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht. Im 13ten Jahre brachte ihn der Tod seines Vaters wieder nach Bern zurück, und hier zeichnete er sich vor andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte seine classischen Proben unter dem bestimmten Alter ab, und lieferte in Griechischer Sprache das Thema, das man in Lateinischer von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier im öffentlichen Unterrichte zu, und begleitete nachher einen seiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater desselben, einem gelehrten Arzte, in der Philosophie angeführt werden sollte.

Der Vormund und seine Verwandten hatten ihn zum Predigtamt bestimmt; der Aufenthalt in diesem Hause aber entschied seine Wahl für die Arzneiwissenschaft. Mit Antritt des 16ten Jahres ging er nach Tübingen und studirte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentliche Proben seines Fleißes ab, und disputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges von Coschwizen; dessen irrige Vermuthung Duvernoy durch anatomische Untersuchungen an Thieren, und Haller durch Zergliederung an menschlichen Leichnamen *widerlegten.*

Den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht wendete er auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahr 1725 eintraf. Hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieses großen Mannes, einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon außerordentliche Kenntnisse in der Anatomie; und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injection, und arbeitete noch in dem 90sten Jahre seines Alters.

Einige Schwächung seiner Gesundheit machte Hallern eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zwei Freunden aus Bern durch die Provinzen von Nieder-Deutschland unternahm. Hier machte er viele nützliche Bemerkungen, und besuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam. Nach seiner Rückkunft in Leyden erhielt er die Doctorwürde in seinem 18ten Jahre. Hierauf trat er seine Reise an, und machte mit England den Anfang. In London trat er in eine genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, dessen Naturalien-Sammlung schon damals eine der ersten in Europa war, mit Plumtree und Cheselden, Directoren des großen Thomas-Spitals, und mit Douglas, der mit so vielem Ruhm anatomische Vorlesungen hielt. Nach einem kurzen Besuch zu Oxford ging er nach Frankreich über, und ward ein fleißiger Zuhörer Winslows zu Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt le Dran in dem Spital der Charité. Im Februar 1728 ging er nach Basel, unter *Joh. Bernoulli* die höhere Mathesis zu studiren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glück-

lichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Herrn Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des Professors und Chorherrn Geßner zu Zürich. In der Gesellschaft des letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke. Im 21sten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzneiwissenschaft, und ward bald gleich den ältern Aerzten zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag legen.

Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730—1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge; und fand im Bezirke seines Vaterlands die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein selten Phänomen ankündigten. Die königl. Schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1736 erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit drei jungen Kindern, und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte *Mariane zu verlieren*, die von den Folgen eines

gleich bei der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles starb. Siebzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der medicinische Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an demselben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparaten angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschaft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über die akademischen Vorlesungen Boerhave's. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hamberger in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfell und der Lunge befindlichen, und durch das wechselweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelassenen Luft zugeschrieben wird. Auch die Consultationen Boerhave's und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Hallers Bemerkungen brauchbar gemacht worden.

Indessen gab er seine Schweizerischen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammelter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren. Auf diese folgten seine *anatomischen Tabellen*, in denen besonders die Lage und Ver-

bindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Physiologie heraus.

Der berühmte Minister von Münchhausen that, aus Liebe zu den Wissenschaften, und aus Achtung für Hallers Verdienste, alles was er konnte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er bekam bald den Charakter als Leibarzt und königl. Hofrath; 1749 beschenkte ihn der König mit einem vom kais. Hofe ausgewirkten Adelsbrief; und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäußert hatte, ward er an desselben Stelle nach Oxford berufen. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten befördert worden. Von Seiten des Königs in Preußen erging ein gleicher Antrag an ihn, mit der Anerbietung sich seine Bedingungen selbst zu setzen wie's ihm beliebte. *)

Im Jahr 1745 ward er zu einem Mitgliede des großen Raths in Bern ernannt. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterland. Die feuchte Luft in Göttingen ward ihm von Tag zu Tag beschwerlicher.

---

*) Der König fand sie jedoch zu hoch, und die Unterhandlung zerschlug sich. „Die Conditionen, schrieb Sulzer an Bodmer im Nov. 1755, auf welche Haller nach Halle kommen wollte (Engagement auf zehn Jahre, dreitausend Thaler Besoldung, die Würde des Kanzlers, die Curatel der Universität, Freiheit alle Jahre zu reisen u. s. f.), sind dem König zu groß vorgekommen; also wird nichts aus der Sache." Briefe der Schweizer herausg. v. Körte S. 256.

Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderung des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den angenehmsten Genuß des Lebens ausmacht.

Im März 1753 trat er mit Einwilligung der Hannöver'schen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das Loos das Amt eines Ammanns, eine Vorbedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subject zu empfehlen. Nachher hat er das Amt eines Oberdirectors der Salzwerke zu Roche und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvogtei Aehlen bekleidet. Außerdem hat er dem Staat bei außerordentlichen Aufträgen, und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien, die wichtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegericht und nachher bei dem Oberappellationsgericht der Deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken.

Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverlässigsten Berichtigung von ihm erhalten. Bei seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muse in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwicklung des thierischen Keims in den Eiern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bei Erklärung *der Boerhavischen* Lehre, von einigen sehr genauen Beobach-

tungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheidenheit die Meinung des Herrn von Buffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Schwängerung, und überzeugte sich, daß der Embryo ursprünglich der Mutter eigen sey. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter den wesentlichen Urstoff des künftigen Vogels ausmache.

So stellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine und ihre Wiederherstellung nach zufälligem Bruch, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an.

Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Physiologie. Er war Willens sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nämlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Aussichten zu danken.

In der Organisation des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden seyn muß. Dieses Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedner kleinerer Theile besteht, und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte *Haller unter unzähligen anatomischen* Versuchen immer deut-

licher und überzeugender dar. Die Wirkungen desselbe
gen sich in Oscillationen des ersten sichtbaren Punktes in
Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eies; u
muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachs
und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der J
bilität der Fibern erkennen wollte, so gehört ihm doc
Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnun
den Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Nat
unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wi
Fibern, hat auch das Geblüt eine besondere Kraft zu
von dem Schöpfer erhalten. Diese gegenseitige Wirkun
klärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegun
Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle A
Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln
andrer Theile des Körpers so bestimmt sind, daß ihre
barkeit durch eigne Flüssigkeiten erweckt wird: wie in
Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden
den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durc
Feuchtigkeiten, die sich in denselben sammeln und vervollk
nen: so können wir uns von dem ganzen animalischen
werk einen Begriff machen. Mit eben so vieler Grün
keit hat Haller das Leibnitzische System von dem Urs
des gegenwärtigen Zustandes unsrer Erde, und die hie
vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiener, vorge
ten Gründe widerlegt.

Wer kennt nicht seine in der Manier Fenelons ge
benen Romane, die in alle Sprachen übersetzt sind, s
Usong, Alfred, Fabius und Cato? Auch seine Bemühu
die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Deismu
vertheidigen, verdienen allen Dank.

Ich schweige bloß deßwegen hier von seinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Ausländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, starker blühender Ausdruck, sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgange war Haller, unter Leuten die an Wissenschaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders was ihre Cultur und Producte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar eine große Belesenheit in Romanen und Schauspielen.

Er war von langer ansehnlicher Gestalt; seine Physiognomie war, theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die schon bemerkte Schwachheit des Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen fast unleserlichen Handschrift, mußten ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bei später Nacht, zu lesen und zu schreiben. Bei dem allen gelangte er an die siebenzig Jahre. Er starb den 12 December 1777.

Seine erste Gemahlin war Mariane, die älteste Tochter von Samuel Weiß, Herrn zu Mathod und La Mothe; von dieser Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die zweite war Elisabeth, eine Tochter des Hrn. Buchers, Mitglieds des engern Raths *und Venners* der Republik. Die dritte war

eine Tochter des berühmten Teichmeier zu Jena. Aus dieſer Ehe hinterließ er drei Söhne und drei Töchter.

Er war Erbherr zu Goumorns Le Jux und Eclaguens, Mitglied des großen Raths der Stadt und Republik Bern, ehedem Oberſalzdirector zu Roche und Landvogt zu Aehlen, Präſident der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen und der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern; der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Geſellſchaften Mitglied; königl. Großbrit. Leibarzt, Ritter des königl. Schwediſchen Ordens des Polarſterns, und Kurhannöver'ſcher Hofrath.

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die ſimpelſte Erzählung deſſen, was er gethan, die beſte Lobrede iſt, die man ihm halten kann: ſo war es der große Mann, deſſen Andenken dieſe Blätter gewidmet ſind. Sie ſind ein Auszug aus der Gedächtnißrede, die ihm von Herrn Bernhard Tſcharner gehalten worden. Das Bild, das uns darin von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, iſt freilich nur ein Schattenriß. Eine Plutarchiſche Biographie, mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geſchichtchen von ſeinem moraliſchen, bürgerlichen, häuslichen und literariſchen Leben würde etwas mehr ſeyn; würde ſich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchiſche Lebensbeſchreibung, was wäre ſie gegen eine von dem großen Manne ſelbſt, mit der Offenherzigkeit des alten Lucils:

ut omnis
votiva pateat veluti descripta tabella
vita Senis —

ohne Rückſicht auf die Welt bloß ſich ſelbſt erzählte phyſiologiſch-pſychologiſche Geſchichte ſeines Geiſtes und innern Lebens — wenn wir den Myſtikern dieſes Wort abborgen dürfen. Welch ein koſtbares Vermächtniß könnte ein ſolcher Mann der Nachwelt hinterlaſſen! Und wenn er den Muth gehabt hätte, ſo tief in ſich ſelbſt hinein zu ſchauen, als der Blick des Bewußtſeyns eindringt, und die Aufrichtigkeit, ſich ſo zu zeichnen, wie er ſich ſelbſt kannte: welch ein lehrendes Beiſpiel wäre eine Beſchreibung dieſer Art! — Doch vielleicht, ſagt Herder, wär' es nicht einmal gut und nützlich, das tiefſte Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen ſollen, jedem Thoren zu verrathen. Ich ſetze hinzu: auch die gebrechliche Seite eines vortrefflichen Menſchen, die Flecken, die ſein Glanz bedeckte, die geheimen Narben ſeiner Seele, die Gränzen ſeiner Tugenden u. ſ. w., jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nützlich ſeyn. Und am Ende, wo iſt der Sterbliche, dem es zukommt, in demjenigen, was wir an Menſchen Verdienſt und Tugend nennen, das Aechte und Reine genau von dem zu ſcheiden, was in dem allbewährenden Feuer einſt verzehrt, oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden geſtürzt werden wird?

2.

Heloiſe.

1781.

Wenn man auch diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es bloß zufälligerweiſe, und gleichſam ohne Vorſatz und Abſicht, *geworden ſind; die ohne* einige Rückſicht auf die

Welt, und ohne sich was davon träumen zu lassen, daß sie nach vielen Jahrhunderten noch gelesen, commentirt, übersetzt und nachgeahmt werden könnten, bloß aus Drang ihres Herzens, für sich selbst und für einen einzigen, der ihnen alles war, geschrieben haben: so verdient wohl die durch ihr Liebesbündniß mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn so berühmt gewordene Heloise um so mehr den ersten Platz unter denselben, als diese Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas sind, was durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wohl die Welt ein Paar Liebende gesehen wie dieses. Nie hat, seit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Duzend Verse berühmter geworden ist, als manche Poeten durch eben so viele Tausende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der Liebe so ganz überwältigt und besessen, alle Widersprüche dieser wundervollen Leidenschaft in ihrem Herzen so vereinigt — alles was sie Schönes und Erhabenes, alles was sie Zügelloses und Unsinniges hat, in so hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen, mit ihren Gefühlen so erschöpft — kurz so viel für Liebe gethan, so viel durch Liebe gelitten, so ganz für Liebe gelebt — und, bloß indem sie dem Strom ihres Herzens und dem lodernden Feuer ihrer Phantasie den Lauf ließ, die Liebe so vollkommen geschildert hätte, wie Heloise.

Ihre Briefe sind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenschaften in der unverfälschten Natur studirt — für den Philosophen, der in den Tiefen des menschlichen Herzens nach Wahrheit forschen will, sind sie kostbare Urkunden *aus dem Archive* der Menschheit. Auch von Seiten des Ge-

ſchmacks und des Talents zu ſchreiben, gebührt dieſen Briefen (mit gehöriger Nachſicht gegen das Jahrhundert *) worin ſie lebte) eine der erſten Stellen unter allem was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen iſt. Ihr Latein iſt freilich nicht das vom Jahrhundert Auguſts; **) aber indem ſich alles Feuer ihrer Seele darin ergoſſen hat, iſt es zu einem geſchmeidigen, bildſamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian ſelbſt hätte ihre Briefe mit Vergnügen leſen müſſen. Wenigſtens iſt gewiß, daß Abälard, der für den ſcharfſinnigſten Kopf und für einen der beredteſten Männer ſeiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks eben ſo weit als in der Inbrunſt der Liebe hinter ihr zurückbleibt.

Die Franzöſiſche Sprache war zu Philipps I Zeiten noch zu wenig cultivirt, ***) als daß ſie das Organ ſolcher Seelen

---

*) Die Zeiten Philipps I, Ludwigs VI und VII. Heloiſe ſtarb als erſte Aebtiſſin zu Paraklet im Jahre 1163.

**) Der durch ſeine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Buſſy-Rabutin mußte ſein Schul-Latein ziemlich vergeſſen haben, da er in einem ſeiner Briefe ſagte, er habe nie ſchöner Latein geſehen als Heloiſens. W.

***) L'espèce de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen Franzöſiſchen Sprache iſt) commençoit vers la fin du XI siècle à se polir et à s'enrichir; mais les Auteurs n'osoient encore s'en servir dans les ouvrages d'eloquence ni dans ceux d'agrement — ſagt der Graf von Treſſan in ſeinem Aufſatz über den Zuſtand der Franzöſiſchen Literatur im 12ten und 13ten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateiniſche in dieſen Zeiten die Sprache der Kleriſei; und Heloiſe und Abälard gehörten, als ſie einander ihre Briefe ſchrieben, beide zu *dieſem Stande.* W.

wie Heloiſens und Abälards hätte abgeben können. Die
teiniſche ſcheint damals noch die Lieblingsſprache der L
von Erziehung geweſen zu ſeyn; wenigſtens diejenige, in
cher geſchrieben wurde; und ſo ſchrieb auch Heloiſe in
Lateiniſchen, in welcher ſie, wie der Augenſchein zeigt,
große Fertigkeit hatte. Erſt unter der Regierung Phil
des Schönen unterwand ſich Jean de Meun, genannt C
nel, ihre Briefe in die vulgare Franzöſiſche Sprache zu t
ſetzen, die ſich durch Ruſticien von Puiſe, den erſten Co
lator der Romanen von König Artus und der Tafelru
und durch Wilhelm von Loris, den erſten Erfinder und
faſſer des berühmten Roman de la Rose, unter den vorge
den Regierungen ſchon ziemlich gebildet hatte. Es iſt
dieſer Clopinel, der ſich ungefähr 40 Jahre ſpäter einf
ließ, dieſes von dem ſinnreichen Loris unvollendet hinterla
romantiſche Gedicht zu vollenden, und darin ungefähr
ſo reuſſirte, als wenn ein Griechiſcher Oſtade die Venus
Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwohl nahm man's
mals nicht ſo genau, und Clopinel wurde von Ludwig
Schönen für die 18580 geſchmackloſen Verſe, worin e
halb entfaltete keuſche Roſe ſeines Vorgängers deflorirte,
Vater der Franzöſiſchen Literatur erklärt. Was aus H
ſens Briefen unter den groben und ſchmutzigen Fäuſten d
eben ſo geſchmackloſen als fruchtbaren Verſemachers gewo
ſeyn mag, kann man errathen, wenn man ihn aus ſ
Entwickelung des Romans von der Roſe kennen gelernt
Unter den neuern Franzöſiſchen Ueberſetzungen hat dieſ
den meiſten Beifall erhalten, welche der Graf von Buſſy
butin im Jahre 1687 bekannt machte. Malherbe führ
in einer Franzöſiſchen Grammatik, die er damals heraus
als ein Muſter der ſchönſten Sprache und der geſchmac

ſten Art zu überſetzen an. Heutiges Tages würde von dieſem Lobe ziemlich viel abgehen. Denn welcher noch ſo kleine Franzöſiſche Bel-Esprit würde ſich's nicht zur Schande rechnen, nicht beſſer zu ſchreiben, wie Buſſy-Rabutin geſchrieben hat? Ein gewiſſer Dubois, ein Autor, der eben ſo gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, in Holland Zuflucht ſuchten), kam, vermuthlich aus Finanzabſichten, auf den Einfall, die Liebesgeſchichte Abälards und Heloiſens zu einem kleinen hiſtoriſchen Roman umzuſchaffen. *) Dieſe Art von Novellen waren damals ſehr in der Mode, und der Roman dieſes Dubois, ſo platt er iſt, hat, Dank ſey den Namen Abälard und Heloiſe! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieſer Liebenden willen, welche Dubois ſeiner Novelle beifügte. Die beſte proſaiſche Ueberſetzung iſt diejenige, welche Dom Gervaiſe (ehemaliger, in der Folge ausgetretener, Abt von la Trappe) ſeiner, von der Sorbonne verdammten, Lebensbeſchreibung Abälards beigefügt hat.

Im Jahr 1714 publicirte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Proſa und Verſen, der das Publicum mit verſchiednen Stücken fürs Théâtre Italien, mit Récherches sur le Théâtre de France und mit einigen Romanen beſchenkt hat, und 1761 geſtorben iſt) eine verſificirte Ueberſetzung der Briefe Heloiſens und Abälards, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewohl es ihr an Feuer und Kraft — d. i. gerade am Weſentlichſten, fehlt. Popens Heloiſe an Abälard iſt weniger eine freie Ueberſetzung als ein Original, wodurch der Dichter ſich durch Leſung der Briefe

*) Histoire *des Amours d'Abeillard* et d Heloise. Haag 1695.

Heloiſens begeiſtert hat; natürlicher Weiſe hat er von den intereſſanteſten Stellen dieſer Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer ſeines Colorits, und die Schönheit ſeiner Sprache und Verſification. Der Beifall, den dieſe Compoſition, überall wo man Engliſch leſen kann, erhielt, weckte eine Menge Beaux-Esprits ſich zu Pope's Nebenbuhlern um Heloiſe aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieſer Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parey den Vorzug in der erotiſchen Dichtart ſtreitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir iſt keine Deutſche Ueberſetzung der Briefe Heloiſens bekannt, die neben dem Original, oder neben Popens oder Colardeau's Copien ſtehen könnte. Ich weiß nicht ob man eine wünſchen ſoll; aber ein Meiſterwerk, in welcher Art es ſey, iſt immer willkommen, wenn es einmal da iſt.

Bekanntlich hat in der Ueberſetzung der Pope'ſchen Heroide Bürger allen Mitbewerbern den Preis abgewonnen. Man vergleiche aber das Urtheil, welches Herder über Heloiſe und dieſes Pope'ſche Gedicht gefällt hat. Sämmtliche Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt Bd. 12 S. 107 fgg. Noch erinnere ich mich eines andern Aufſatzes von Herder hierüber in einem bei Vieweg erſchienenen Taſchenbuche, den ich jedoch in den ſämmtlichen Schriften jetzt nicht auffinden konnte.

3.

Hermes.*)

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

1776.

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach der poetischen Composition beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters dasteht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studirt. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen vorträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnütziges Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Aus diesem Gesichtspunkte, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher seyn, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones, als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beur-

*) Joh. Timotheus Hermes, Propst und Consistorialrath in Breslau, geb. 1738, *gest. 1821.*

theilen wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen We
ſondern mit der menſchlichen Natur vergleichen — ein
heit, die ſo viel wäre als ein neues Buch von eben ſo v
Bänden zu ſchreiben. Ich läugne hiermit nicht, daß der
faſſer Fähigkeiten genug gehabt hätte, ein Rival der Ric
ſon, Fielding, Marivaux oder Smollet zu werden; abe
wiß er wollte nicht, und durfte auch nicht; und wenn
ihm über dieſen Punkt ſein ganzes Recht anthun will, ſo
auch ſein Stand und ſeine Lage mit in Anſchlag ge
werden. Denn könnte nicht eben ſo leicht ein Kamel
ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde menſch
Natur und Weſens, menſchlicher Gefühle, Meinungen,
denſchaften und Sitten, nach allen ihren unendlich feinen
verwickelten Verhältniſſen und Verſchiedenheiten mit W
heit gezeichnet, zuſammengeſetzt, gehalten, beleuchtet und
gemalt, von einem Manne aufgeſtellt würde, der keinen f
Zug führen kann, ohne ſich den Sophiſtereien und Mi
tungen des Vorurtheils, der auflauernden Mißgunſt,
der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthäti
iſt, auszuſetzen? *)

*) Wie ſehr anders dieß nur zwanzig Jahre ſpäter war, be
Lafontaine, Haken u. A.

4.

Homer.

Ob er ein Baſtard geweſen?

Gegen Pope.

1781.

Homers Eltern waren den Alten eben ſo unbekannt als ſeine Vaterſtadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern geboren worden, ſtritten ſich verſchiedene Länder und Städte; und, wofern nicht alle mit gleichem Rechte, ſo bleibt wenigſtens die Sache zwiſchen Smyrna und Chios unentſchieden. Auf gleiche Weiſe werden ihm ſo viele Väter und Mütter gegeben, daß das einzige, was ſich Gewiſſes davon ſagen läßt, die Ungewißheit iſt, worin wir uns bis auf den heutigen Tag über ſeinen Stammbaum befinden. Wir wiſſen ſo viel als gar nichts von ſeinen Lebensumſtänden; aber wir haben das, wodurch ſein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden iſt, das wodurch er war was er war, das worin ſein Genius, ſein Herz, ſeine die ganze Menſchheit, ja (ſo weit es in ſeiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfaſſende Individualität ewig fortlebt, wir haben ſeine Werke — und in ſeinen Werken ihn ſelbſt: was kümmert uns alles übrige? Die umſtändlichſte Geſchichte würde uns nicht mehr von ſeinem Geiſt und Herzen ſehen laſſen, als wir in ſeinen Gedichten ſehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bei den Griechen, berühmten Perſonen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben. *Es iſt alſo leicht zu erachten*, daß man bei einem

Manne wie Homer — bei einem Dichter, deſſen Werke die Nachwelt für Eingebung der Muſen hielt, und dem zu Smyrna und Chios, als einem unter die Götter aufgenommenen Genius, eigene Tempel geweiht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umſtande, daß ihm bald Mercur zum Vater, bald — vermittelſt einer langen Genealogie von Göttern, Nymphen und Götterkindern — eine Enkelin von Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, iſt nichts gegen die Aechtheit ſeiner Geburt zu ſchließen. Alles was daraus folgt, iſt, daß ſeine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeſchreibungen Homers, die unter Herodots und Plutarchs Namen gehen — und beide darin übereinſtimmen, daß er ein Jungferkind, die Frucht eines ſtrafbaren Umganges eines gewiſſen Mäons mit ſeiner Nichte Krytheis, geweſen, und weil ſeine Mutter am Ufer des Fluſſes Meles von ihm entbunden worden, den Namen Meleſigenes erhalten habe — verdienen in allen Betrachtungen um ſo weniger Glauben, da beider Stücke Unächtheit von den Gelehrten längſt anerkannt iſt, und das erſte (nach Pope's Ausdruck) mehr dem Leben eines Schulmeiſters als eines Homers ähnlich ſieht, und würdiger iſt von einem Schulmeiſter als von dem Homer, der Geſchichtſchreiber, geſchrieben zu ſeyn. Im andern beruft ſich der Verfaſſer zwar auf das Zeugniß des Ephorus — eines Geſchichtſchreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beilegen, daß er viel Genauigkeit in ſeine Unterſuchungen des Alterthums gebracht habe! allein, da die Werke dieſes Ephorus, aus welchen wir uns der Beſchaffenheit ſeines Zeugniſſes vergewiſſern könnten, nicht mehr vorhanden ſind: was könnte uns bewegen, auf *ſeinen bloßen* Namen hin, eine Erzählung anzunehmen, welche

Re Titern des ehrwürdigſten unter den Dichtern mit Schande brandmalt; zumal da andere, eben ſo glaubwürdige Geſchichtſchreiber, in einem ſo weſentlichen Punkt als der Name der Mutter iſt, widerſprechen, und aus allen dieſen Widerſprüchen weiter nichts erhellet, als daß ſie an die Namen Polyraſte, Klymene, Themiſto, Cumetis und Krytheis gleich viel Recht habe, oder — daß wir — nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr eben ſo viel von der Sache wiſſen als vorher.

Bei allem dem ſcheint doch die Wirklichkeit einer Tradition, die auf Homers Geburt einen Schatten wirft, nicht geläugnet werden zu können. Aber könnte dieſe Tradition nicht aus der bloßen Ungewißheit ſeiner Herkunft und ſelbſt aus dem Streit ſo vieler Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koſte was es wolle, zu den Ihrigen zu zählen, entſtanden ſeyn? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Kuma) *) ein anſtändigeres Mittel, den Honter in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotnen Liebeshandel zwiſchen Mäon und ſeiner Nichte, finden können, ſo iſt es ſehr vermuthlich, daß ſie ſolchen vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indeſſen die Tradition von Homers unehelicher Geburt in hiſtoriſchen Zeugniſſen hat, ſo glaubt doch Pope in gewiſſen Stellen der Ilias ſelbſt einen deſto ſtärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienſtvollen Baſtarde mit dem erſten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewiſſe Vorneigung zu dieſer von den bürgerlichen Geſetzen wenig begünſtigten Claſſe von Er-

*) Nicht Cumä, wie Pope ſchreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Kuma, wovon hier die Rede iſt, war *eine kleine Stadt in Aeolis.*

denſöhnen an ihm zu bemerken; und findet ſich daher (wie er in der Anmerkung zum 93ſten Vers des 5ten Buchs ſeiner Iliade ſagt) nicht ungeneigt zu glauben, Homer möchte wohl ſelbſt einer aus ihrem Mittel, und alſo in dem Falle des Shakeſpeariſchen Therſites geweſen ſeyn, der zum Baſtard des Königs Priamus ſagt: ich bin auch ein Baſtard, ich bin allen Baſtarden gut. (Troilus und Croſſida, 5ter Act.)

Die Gelegenheit, bei welcher Pope dieſe Anmerkung macht, iſt die Stelle, wo Homer von der ſchönen Theano, Antenors Gemahlin, ſagt, daß ſie den Pedäus, wiewohl er ein unehelicher Sohn von ihrem Manne geweſen, mit eben ſo viel Sorgfalt im Hauſe erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder. Aber unglücklicher Weiſe iſt in dieſer ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünſtigte. Im Gegentheil, da er es der ſchönen Theano zu einem beſondern Verdienſt anzurechnen ſcheint, daß ſie ſo viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewohl er ein Baſtard war, ſo gibt er deutlich genug zu erkennen, daß ſie mehr gethan, als man von ihr hätte fordern können. Auch ſagt er nicht, daß ſie es aus beſonderer Achtung oder Neigung gegen die Baſtardiſe, ſondern ihrem Manne zu Ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich ſehe nicht, was in dieſem allem Parteiiſches für die Baſtarde ſeyn ſollte. Und geſetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieſes ſchönen Zugs von Theano's Charakter (es ſey nun, daß er ſolchen ſelbſt erdichtet, oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den hiſtoriſchen Stoff zu ſeinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beitragen wollen, andere tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern, und dadurch das Schick*ſal der armen* Unglücklichen, die ohne ihre Schuld unter der

othwendigen Strenge der bürgerlichen Geſetze leiden, zu er-
ichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wohl ſelbſt einer
on ihrem Orden geweſen ſeyn müſſe? Müßte denn derje-
ige, der die Chriſten zu einem menſchlichen, billigen und
nſtändigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum
othwendig, oder nur vermuthlich, ſelbſt ein Hebräer ſeyn?

Aber Pope führt zu Unterſtützung ſeiner Vermuthung
och eine Stelle aus dem achten Buch der Ilias an, wo,
einem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teu-
er, wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen
es Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme ſeinen Beifall
ibt, der unehelichen Geburt dieſes braven Jünglings as a
ind of Panegyrik upon him, erwähnen ſoll. Dieſer Pane-
yrik findet ſich freilich in Pope's Ueberſetzung, aber wahrlich
icht im Original. Man vergleiche beide. So ſpricht Pope's
gamemnon:

Oh youth for ever dear — the Monarch cry'd!
Thus always thus, thy early Worth be try'd!
Thy brave example shall retrieve our host,
Thy country's saviour and *thy fathers boast!*
Sprung from an alien's bed *thy Sire to grace,*
The vig'rous offspring of a stoln embrace,
Proud of his boy, he own'd the generous flame
And the brave son repays his cares with fame.

Sollte man nicht, wenn man dieſe glühende Stelle lieſt,
nd mit dem Original, wo beinahe kein Wort von dem allem
u ſehen iſt, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müſſen,
Pope ſey, in Abſicht auf den vorgeblichen phyſiſchen Vorzug
er unehelichen Kinder vor den ehelichen, mit der Ketzerei
es *berüchtigten Julius Cäſar* Vanini angeſteckt geweſen,

über deſſen bekannten Wunſch der gelehrte Warburton *) in einer Note zu des Baſtard Edmunds Rede in der zweiten Scene des erſten Acts vom König Lear in einen ſo heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Marwyk, einen natürlichen Sohn König Jacobs II. mit dieſem, zwar nicht in Homers, aber ganz in Vanini's Geiſte geſchriebenen, Lobe der Baſtarderei ein Compliment machen? Wenigſtens iſt der alte Dichter ganz unſchuldig daran: denn der läßt ſeinen Agamemnon nicht mehr als dieß ſagen:

Teuker, ſo würdigſt du dich des Telamoniſchen Namens!
Triff ſo ferner, du Lieber, und ſtreb' ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der dich von der Wiegen an aufzog,
Und, ungeachtet dich ihm nur eine Sklavin geboren,
Sorgſam, in ſeinem Palaſt, als ſeinen Sohn dich ernährte,
Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!

*) O! utinam extra legitimum et connubialem thorum essem procreatus! cf. Vanini de admirandis naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis, Dialogi. Dial. XLVIII. p. 320—22. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zuſammenhange ſelbſt leſen, um zu ſehen, daß Warburtons Eifer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freigeiſterei in dieſem Wunſche oder Traume (wie er ihn nennt) des armen Vanini iſt. Im Grunde ſagt er in dieſer ganzen Stelle nichts mehr, als was das erſte Kapitel im Triſtram Shandy, nur mit einer andern Wendung auch ſagt — und was, gewiſſermaßen, wahr und res facti iſt; wiewohl weder die Natur noch die ehelliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali thoro geborenen auch wirklich con amore gezeugt werden. Conferatur, si placet, *das dritte* Kapitel der Geſchichte des Philoſophen Danischmende.

Wo iſt hier nun der Schatten eines Gedankens von dem kraftvollen Sprößling einer verſtohlnen Umarmung, und von allen den ſchönen Tautologien, womit der neuere Dichter nicht genug auszuſprechen vermag, wie ſtolz der alte Telamon auf die Heldenthat iſt, einen ſo feinen Jungen aufgeſtellt zu haben? Wie ungleich iſt das alles der keuſchen Einfalt und jungfräulichen Beſcheidenheit der Homeriſchen Muſe! Weit entfernt, dem Teukros ſeine Unehelichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, gibt ihm Agamemnon deutlich das Gegentheil zu verſtehen: indem er ihm als etwas, wofür er ſeinem Vater ganz beſonders verbunden ſey, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sklavin oder eines Kebsweibs ſey (νοθον περ εοντα), in ſeinem königlichen Palaſt auferzogen; und es alſo um ſo mehr Pflicht für ihn ſey, ſich des Namens eines Telamoniden würdig und ſeinem abweſenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Commentar des Euſtathius anführt, hat es zwar inſoweit ſeine Richtigkeit, daß nichts Gewöhnlicher's in den heroiſchen Zeiten war, als daß die Griechiſchen Fürſten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallenen Sklavinnen (welche nicht ſelten ſelbſt Königstöchter waren) zu der ſehr zweideutigen Ehre ihres Bettes erhoben. So war z. B. Teukers Mutter, wiewohl ſie damals eine Sklavin Telamons war, nichts Geringeres als eine geborne Königin *), nämlich Heſione, die Tochter des Königs Laomedon und Schweſter des

*) So nennt ſich Teuker ſelbſt beim Sophokles (im Ajax V. 1324), da er ſich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon *wegen ſeiner Geburt macht*, vertheidigt.

Priamus. Aber wenn Eustathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehelichen und unehelichen Kinder vollkommen gleich gewesen, und jene vor diesen keine Vorzüge gehabt hätten, so geht er zu weit. Denn die unehelichen waren, ordentlicher Weise, nicht successionsfähig, sondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. — Doch scheint Schaufelberger in seiner Clavis Homerica p. 179 noch mehr auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er (wie man wenigstens aus seinen Ausdrücken schließen muß) behauptet: daß die uneheliche Geburt in den heroischen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden gewesen sey. Die Vorwürfe, die Agamemnon dem Teuker wegen seiner Geburt beim Sophokles macht, und auf welche sich S. zu Unterstützung seiner Meinung beruft, beweisen um so weniger, weil sie von einem Feinde, und in der höchsten Heftigkeit des Affects, ausgestoßen werden; auch beantwortet sie Teuker in einem so hohen Ton, daß es lächerlich gewesen seyn würde, wofern die unächte Geburt damals wirklich einem Fürstensohn schimpflicher gewesen wäre, als sie es noch heutiges Tages unter den gesittetsten Nationen Europens ist. Ja Agamemnons Vorwürfe selbst gehen nicht sowohl auf Teukers Unächtheit, als darauf, daß er der Sohn einer Sklavin, und, was in den Augen der stolzen Griechen noch verächtlicher war, einer Ausländerin gewesen. So wenig also dieser Beweis beweiset, so sehr scheint hingegen aus der ganzen Geschichte der heroischen Zeit das Gegentheil dessen, was man damit beweisen wollte, in die Augen zu fallen. Diese Zeiten wimmeln von Bastarden der Götter und der Heroen, und man sieht sie überall mit den ächten Söhnen, die Succession allein (und auch diese nicht immer) ausgenommen, *auf gleichem Fuß*. Homer selbst nennt den Teuker κασιγνητον

ἄναξ, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem Griechiſchen Heere in einerlei Claſſe ſtellt; und nichts kann begründeter ſeyn, als die Anmerkung des Euſtathius: daß er, in eben dem Augenblick, da er Teukern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich ſetze hinzu) da er ſolcher Männer, wie Teuker, ſo höchſt bedürftig war, ihm gewiß ſeine unächte Geburt nicht vorgerückt haben würde, wenn der Name Baſtard, nach den damaligen Begriffen und Sitten, ſchimpflich geweſen wäre. Allem Anſehen nach war es in der heroiſchen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtauſende ſpäter in den neuern ritterlichen Zeiten war. Die alten Ritterbücher copiren in dieſen, wie in vielen andern Stücken, getreulich die Sitten der Zeit, worin die Verfaſſer lebten. König Arthur und Amadis ſelbſt ſind nicht ächter geboren, als Teuker; und beinahe die ganze zahlreiche Deſcendenz des Amadis de Gaule bis ins fünfte und ſechste Glied kommt eher in die Welt als ihre Eltern copulirt ſind. Nicht nur damals trug Wilhelm der Eroberer kein Bedenken, einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Wilhelm, genannt der Baſtard, König von England u. ſ. w. — ſondern noch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert wimmelt's in den Franzöſiſchen, Engliſchen, Spaniſchen u. a. Geſchichten noch beinahe ſo ſehr von berühmten Baſtarden, die ſich dieſes Namens ganz und gar nicht ſchämten, als in der Heldengeſchichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dunois iſt unter dieſem Namen nicht bekannter, als unter der Benennung des Baſtards von Orleans. Und wem iſt nicht der Baſtard von Navarra, oder der Baſtard von Savoyen, in den Memoiren der Zeiten Franz I in Frankreich, unter dieſer Qualification öfter als unter ihren *eigentlichen* Ehrennamen vorgekommen?

Mit allem diesem also glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homers Werken zum Behuf der gemeinen Tradition von seiner vorgeblichen unächten Geburt anführt, mit nichten die mindeste Vorliebe oder sympathetische Zuneigung dieses Vaters der Dichtkunst für die Bastarde herzuleiten sey; und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünstigung dieser, nach Vanini's Meinung, ohnehin schon allzusehr begünstigten Kinder der Natur auflasten wollen, weiter nichts erweisen: als, daß er, auch in diesem Punkte, die Vorstellungsart und das Costume der Menschen und Zeiten, die er geschildert, getreulich dargestellt habe.

5.

Horaz.

Wielands Beitrag zur Schilderung desselben findet man in seiner Uebersetzung von Horazens Briefen Bd. 2. S. 153 fg.

6.

Ulrich von Hutten.

1776.

Vor allem laßt uns erst hören, was uns der ehrliche Dr. Heinrich Pantaleon in seinem „Teutscher Nation Heldenbuche" von unserm Hutten zu sagen hat!

„Huldrich ist aus der Edlen von Hutten geschlecht in Frankenland den 2ten tag Aprellen *) im 1488. jar erboren: dieses ist ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Herzogen zu Franken zu Keysers Heinrichs Zeiten, da man zahlt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu Feld gezogen, und sich gar wohl gehalten: es seind auch etliche aus inen härnach zu Bischöflicher würde, unnd Fürstlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von diesem Geschlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, ist er durch seiner elteren rath dem studieren fleißig obgelegen, und in allen freyenkünsten und guten Sprachen sehr gut zugenommen. Wie er auch ein hohen verstand hätt, so war er in Waffen sehr wohl geübet, unnd hätt großen lust frembde nationen zu besichtigen. Deßhelben er auch Keyser Maximilian in Venedischen kriegen beystand gethan, unnd sich dermassen gehalten, daß er von im zu Ritter geschlagen unnd sehr geliebet worden. Als aber hernach Dr. Luthers lehr durch seine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich sie auch angenommen, unnd wieder alle Wiedersecher nach seinem vermögen beschürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapst, auch etliche Fürsten unnd ständt geschrieben unnd geredt, Darumm er auch aus seinem Vatterland weychen müssen. Nach diesem hatt er mancherley Vers geschrieben, welche man hernach zusammen gelesen, und lassen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: also hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürsten zu Wittenberg gestellet, unnd in etlicher Thaten halb gestraffet: auff solliches hat er auch mit Erasmo etliche Gespen bekommen, unnd ist durch

*) Nach Andern am 20 oder 21 April.

seine vielfaltigen bücher bey den Teutschen in grosser authoritet gewesen. Wie er dergestalt fürgefaren, ist er mit den bösen blatteren beflecket, unnd in Züricher landschaft krank gelegen, da er auch zu end Augusti des 1523. jar gestorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit sonderbarem Epitaphiis unnd grabschrifften bezieret."

So weit Pantaleon. Folget nun unser Commentarius über diesen Text, wozu uns Melchior Adami in seinen Viti German. JCtorum et Politicorum hauptsächlich mit Materialien versehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse geboren, und machte seine ersten Studien zu Fuld, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg vor kurzem (im J. 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten, und mit der Neigung zum vagabunden Leben, oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilians I Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe saß. Sein erster Ausritt war in seinem zwanzigsten Jahr (1508) nach Italien in den berühmten venetianischen Krieg, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die schwindlichte Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten (von 1508—1517), in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, *wo er einstmal* auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in

den Fall kam, ſich ganz allein (denn ſeine Gefährten waren davon gelaufen) mit fünf Franzoſen, mit denen er zufälliger Weiſe Händel bekommen hatte, herumzuſchlagen. Ungeachtet er nun ſehr klein von Perſon war, und Fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie iſt, wehrte er ſich doch ſo verzweifelt, daß die Franzoſen endlich ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten. Mit etwas mehr Glück, und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen Einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige iſt, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Manne fehlt), würde er vielleicht in dieſem Kriege Gelegenheit gefunden haben, ſich mehr zu ſeinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schickſal ſcheint ihm nicht ſo gewogen geweſen zu ſeyn, wie die Natur; und ſein Aufenthalt in Italien (wo er, unter andern Fatalitäten, lange Zeit an einem böſen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß ſeinen Heldenmuth in Kriegsthaten als eine Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweiſen, denen nach der damaligen Weiſe Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als ſeinen Namen und Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preis gegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es ſo weit mit ihm, daß er ſich proviſionaliter ſeine Grabſchrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmal ſeiner Leiden und des immer unbefangenen und unbezwinglichſten Muthes iſt, womit er ſie ertrug.

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
Verum *alio bello concidi* et hoste alio.

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt superiora tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul,
Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von ſeinen Schickſalen während ſeiner zehnjährigen fahrenden Ritterſchaft von ſeinem zwanzigſten bis dreißigſten Jahre nichts weiter ſagen, als daß er während dieſer Zeit einen Theil ſeiner Katechiſchen Gedichte, und unter andern ſeinen Vir bonus (der brave Mann) und ſein Lobgedicht auf Deutſchland und die Deutſche Nation an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desſelben auf den heil. Stuhl zu Mainz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches ſeinem patriotiſchen Geiſt und Herzen noch mehr Ehre macht, als ſeinen poetiſchen Gaben und ſeiner Fertigkeit in der Sprache des alten Latiums.

Nach ſeiner Zurückkunft in Deutſchland (im J. 1517) fand er eine freundſchaftliche Aufnahme in dem gaſtfreien Hauſe des berühmten Konrad Peutingers in Augsburg; dieſes edelgeſinnten Freundes aller Talente und Verdienſte, dem (wie bekannt) ſeine eignen die Würde eines Raths Maximilians I und die vorzüglichſte Gunſt und Achtung dieſes vortrefflichſten Kaiſers erworben hatten; und auf Peutingers Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiſer Maximilian zur Belohnung ſeiner im Venezianiſchen Kriege bewieſenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geſchlagen, und zugleich mit dem poetiſchen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter Conſtantia, das ſchönſte und artigſte Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, *) den Kranz mit eignen

*) S. Huttens Praefatio des Tractats ad Principes Germaniae ut *bellum inferant.*

Händen gefochten hatte. — Von dieser Zeit ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutschland herum; eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof Kurfürstens Albrecht von Mainz, wo er sich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen besondern Freund, der damals bei Kurfürst Albrechten in Diensten war. Wie gut oder übel es unserm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Peutinger einen kleinen Geschmack geben. „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum besten. Und doch, was sollte einer nicht ertragen können, bei einem so guten Fürsten, wie Erzbischof Albrecht? der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthschaft; der Aufgeblasenheit der Höflinge, den großthuischen Versprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz vor alle dem Zeug das am Ende weiter nichts als blauer Dunst und Wind ist," u. s. w.

In eben diesem Jahr 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiser Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm; und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte die ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber, noch *irgend etwas* in der Welt konnte über seinen

guten Muth Meister werden. In einem solchen launigen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Cardinal Cajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wartung und Pflege bei Fuggern finden würde, als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzogs Ulrich war ihrem Ursprung nach eine Familien-Sache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassenen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall, Johann von Hutten, im Böblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat wie er sollte; und, weil er gleich keine andere Rache an Ulrichen von Würtemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn, und schrieb Invectiven, und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andre Dinge, alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Hutten'schen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich, durch den berühmten Schwäbischen Bund Herzog Ulrichs Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten: so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war des herrlichen Mannes Bruder zu seyn: wiewohl zu *einer Zeit, wo* es noch Männer gab, von dem Schlag, wo

(nach Shakespears Ausdruck) die Natur aufſtehen und ſagen möchte: das iſt ein Mann! Zwiſchen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtſchaft, die durch die Gleichheit ihrer Geſinnungen in bürgerlichen und Religionsſachen (denn auch der tapfere Sickingen war einer von Luthers erſten wärmſten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unſer Hutten ſtand an der Spitze dieſer guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was ſie, weil ſie Menſchen ſind, als ſie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um eigen Fell gefpielt wird) immer bereit und fertig ſtehen, ſich für die gute Sache des erſten beſten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahr 1517 verurſachte, keinen müßigen Zuſchauer abgegeben haben könne; und ſchwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft ſeyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That ſchrieb er gegen Leo X und ſeine Courtiſanos (wie er ſie nannte), und gegen alle, die ſich einer Sache, die (ſeinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menſchheit war, entgegenſetzten, eine Menge heftiger Broſchüren, in Latein und Deutſch, in Proſa und Verſen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; *) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit ſehr treffenden und beißenden Randgloſſen heraus; ſchrieb in Deut-

*) Zur Probe nur dieſen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! Ich ſchäme mich faſt, daß ich's wage, nach dieſem Wort noch etwas von dem Manne *zu ſagen, der eine Seele hatte*, die ſo fühlte. W.

ſcher Sprache eine hiſtoriſche Deduction über den ſteten Ungehorſam der Römiſchen Päpſte gegen den Kaiſer, worin er, da endlich auch von den Treuloſigkeiten Leo's X an Kaiſer Maximilian die Rede iſt, folgendes als die eignen Worte des Kaiſers anführt: „nun iſt dieſer Bapſt auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich ſagen, daß mir kein Bapſt ſo lange ich gelebt je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieſer ſoll der letzte ſeyn!" — kurz, er trieb's ſo arg, daß Leo X endlich dem Kurfürſten Albert von Mainz anſaun, er ſollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom ſchicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten mußte ſich verbergen und entweichen, um den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiſer Karls Hofe Schutz ſuchen; aber ſeine Freunde ſchrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete zur Unzeit brav zu ſeyn, wollte ſich nicht abſchrecken laſſen, bis ihn endlich einige friſch von Rom angelangte Freunde verſicherten, daß der Bapſt unverſöhnlich auf ihn erbittert ſey, und verſchiedenen Deutſchen Fürſten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe wie dem Erzbiſchof Albert. Ein öffentliches Verbot, Hutten's Schriften bei Strafe des Bannes zu leſen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des Römiſchen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Proceduren ließen ihm nun keine Zweifel mehr, was er von ſeinen Feinden zu gewarten habe, zumal da man (wie er in verſchiednen ſeiner Schriften verſichert) ſich kein Bedenken machte, ſogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um ſeiner, auf welche Weiſe es wäre, los zu werden. Er zog ſich alſo in das Schloß Ebernburg zurück und ſchrieb von dort aus Briefe an Kaiſer Karl V, an Albert von Mainz, Friedrich den Weiſen von Sachſen, und ein

lich an alle Stände des Reichs, worin er sich über das ihm von dem Römischen Hofe zugefügte Unrecht beschwert, seine Sache behauptet, und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich (schreibt er unter andern an Kurfürst Friedrichen von Sachsen) und frei werd' ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tod nicht; und nimmer soll man von Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex" u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und ewige Gegner der Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen sonderheitlich auch durch Deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle diese äußerst überspannte Wirsamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen sich, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er endlich, da sein Leben in Deutschland nirgends mehr sicher war, in einer kleinen Insel des Zürcher-Sees, Ufnau genannt, sich verbergen mußte; sondern auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, in wenig Jahren zu Trümmern; und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, von welchem Adami sehr richtig sagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum *und glückliche Umstände* seiner innern Kraft ent-

ſprochen hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Geſtalt umſchaffen müſſen.

Ulrich von Hutten war klein von Perſon, wiewohl von ſtarkem Bau; abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wollüſte, die er mit der geringſten Beugung ſeiner freien Seele, der mindeſten Gefälligkeit auf Unkoſten ſeines Charakters hätte erkaufen müſſen; von einem unternehmenden kühnen Geiſt, der allem Widerſtand trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten, unveränderlich ſtandhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in ſeinen Verbindungen; aber immer bereit, ſich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichſten Freund oder Beſchützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm ſeine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele geſetzt, die zuweilen in Anſtöße von Grauſamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück ſeiner Brüder und ſeines Vaterlandes; edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falſchheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen dieſen Tugenden eines ächten irrenden Ritters, einer der gelehrteſten, aufgeklärteſten und beredteſten Männer ſeiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn ſein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbſtgefühl begabt, die ihn in Drangſalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Menſch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth iſt, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Goethe ſeinem Götz von Berlichingen *parentirt:*

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert das dich von ſich ſtieß! Wehe der Nachkommenſchaft die dich verkennt!“

Dieſer Wielandiſche Aufſatz veranlaßte einen andern von Herder (ſämmtl. Werke zur Philoſ. und Geſch. Bd. 13 S. 76, früher in den zerſtreuten Blättern), mit welchem Wieland nicht in allen Punkten einſtimmte, wovon an einem andern Orte die Rede ſeyn wird. Die Nachſchrift von Herder, S. 100, redet von der Ausgabe der Werke Huttens, welche im J. 1783 Wagenſeil projectirt hatte. Von neuem hat ſie nun Herr Prof. Münch im Jahre 1822 übernommen: ſollte man, wofern die Leiſtung dem Vorſatz entſpricht, auch jetzt die Vollendung nicht hoffen können? Ich verweiſe in Anſehung dieſer Werke auf Herders Aufſatz, der einen zweiten, welchen Wieland wollte nachfolgen laſſen, unnöthig machte.

II.

1.

Jesuiten.

Ein Wort für dieselben.

1789.

Wie übel ich mich auch durch diese Ueberschrift bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort ist nun einmal heraus, und ich, dem vielleicht die Jesuiten selbst eine solche That nicht zugetraut hätten, erscheine hier öffentlich, nicht zwar um eine förmliche Apologie für sie zu schreiben — eine Unternehmung, deren Ausführung (wenn ich auch den Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anspruch machen kann — sondern bloß ein paar Worte für sie zu sprechen, um mein vielleicht zu zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es mir wenigstens probabel vorkommt, daß man doch hin und wieder auch etwas zu strenge mit ihnen verfahren seyn könnte.

Ich sehe freilich verschiedene sonst verständige und wackre *Männer, bei denen* es etwas Ausgemachtes scheint, daß man

dem gemeinſamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könnte; aber jeder hat in ſolchen Dingen ſeine Art zu ſehen; ich ſtreite mit niemand über die ſeinige, und verlange dafür auch nichts für die meinige — als Toleranz.

Das Inſtitut der Jeſuiten mag immerhin in ſich eine ſchädliche Tendenz haben; dieſer Orden mag ſich, durch ſeine gränzenloſen Anmaßungen, ſeine Herrſchſucht, ſeine Begierde alles in ſeinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habſucht verleiten können, ſo verhaßt gemacht haben, daß man alle ſeine glänzenden Vorzüge und Verdienſte um ſo eher vergeſſen hat; — davon ſoll jetzt die Rede nicht ſeyn: ich behaupte nur, daß den Jeſuiten kein Unrecht geſchehen müſſe, und wenn ſie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer ſelbſt an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

Mir, der ſich allem was Menſch heißt ſo nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendſten Erdenſohne, der vor dreitauſend Jahren in Cappadocia, Pontus oder Aſia gelebt hat, kann unrecht thun ſehen, ohne daß ſich meine Eingeweide bewegen — mir kann es alſo um ſo eher zu verzeihen ſeyn, wenn ich nicht ſtark genug bin, daß ich einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder — Jeſuiten ſeyn, kann Unrecht thun ſehen, ohne in Verſuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieſer etwas Donquixotiſchen Neigung, allen Bedrängten zu Hülfe zu eilen, im vorliegenden Falle dispenſirt zu halten. Die Jeſuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines *Wiſſens, nie einen* Freund unter ihnen gehabt, und

bin, außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Connexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen, und gestehe ihnen unverhohlen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur ausmacht — um nichts Unhöfliches zu sagen. Aber eben um alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so vielen andern Secten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch am schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann als in dem Schauspiele, „die Jesuiten," geschehen ist, in Beziehung auf welches ich bloß nach der Wirkung, die es auf mich und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein Paar unschuldige Fragen zu thun habe.

Wie kommt es denn, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein *Tropf ist, sich durch* ein Paar süße Wörtchen und Blicke der

hänen Antonia Visconti verführen zu laſſen, den Jeſuiten
a Freiheit zu ſetzen, wiewohl wir wiſſen, daß dieſer ſie nur
nwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu
haffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermals
ur für die Jeſuiten? Warum hätte uns der Verfaſſer keinen
chlimmern Dienſt thun können, als wenn er den Böſewicht
Montenegro auf dem Schaffot hätte ſterben laſſen? Und warum
ſt der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz
wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor
er päpſtlichen Bulle in Montenegro's aufgehobener Hand zu
Boden ſtürzen, und unſre lieben Jeſuiten wieder in Freiheit
ehen? — Wäre alſo (wie man doch wohl aus allerlei Urſachen
enken ſollte) des Verfaſſers Abſicht geweſen, uns gegen die
Jeſuiten, die er in Montenegro's Perſon beinahe zu einge-
leiſchten Teufeln macht, mit Abſcheu zu erfüllen, ſo müßte
nan geſtehen, daß es ihm nicht ſonderlich damit gelungen
wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausge-
ommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariſer Bürger bei
Iradons Judith:

Je pleure helas! ce pauvre Holoferne
Si mechamment mis à mort par Judith!

Ob es nun Herrn Hagemeiſters Meinung war, daß wir
o viel Antheil an den Jeſuiten nehmen und durch ihre Be-
reiung und Rettung ſo glücklich gemacht werden ſollten, muß
r ſelbſt am beſten wiſſen.

Doch es ſoll hier nicht von gefabelten Jeſuiten, ſondern
ur von einigen Vorwürfen die Rede ſeyn, die den wirklichen
Jeſuiten gemacht wurden, und worin ihnen meiner geringen
Einſicht *nach ein wenig zu viel* geſchieht. Es iſt eine ſo

ſimple Sache, daß gleich gutgeſinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als Eine Seite haben und in mehr als Einem Lichte betrachtet werden können, verſchieden denken. Alſo, ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem Jeſuitiſchen Generalcapitel, worin P. Lainez zum erſten Succeſſor des heil. Ignatius Loyola erwählt wurde, feſtgeſtellte Grundſatz „eine den Zeiten angemeſſene Theologie zu lehren," iſt, meines Erachtens, an ſich ein ganz unſchuldiger, ja ſogar ein löblicher Grundſatz. Zwar inſofern er unbeſtimmt iſt, könnte er freilich einen geheimen Sinn haben: indeſſen iſt er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politiſchen und ſittlichen Veränderungen der Menſchen nach Sinnlichkeit und Eigennutz, zur Richtſchnur der Religion zu wählen." Ob die Jeſuiten dieſes letztere wirklich gethan haben, iſt eine andere Frage, in die ich mich einzulaſſen keinen Beruf fühle! genug, daß jener Grundſatz ſie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und iſt es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrteſten und erleuchtetſten Theologen der Proteſtanten in unſern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie iſt eine Art von Doctrin, wo wenigſtens ſehr viel auf Vorſtellungsart und Methode ankommt. Beide ändern ſich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menſchen, andere Verfaſſungen, Verhältniſſe, Lagen und Bedürfniſſe, machen es daher ſogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemeſſene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen iſt (und den Jeſuiten war ſehr viel daran gelegen), Wirkung durch ſie zu thun. Ich dächte daher, ſie hätten dieſes Beſchluſſes wegen, der ihrem Verſtand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, viel *mehr* Beifall als Tadel verdient. Wurde nicht ſchon St. Paul *Allen Alles?* und wußte er nicht zu Athen, zu Epheſus und

überall sich und seinen Vortrag sehr klüglich in Zeit- und Localumstände zu fügen?

Haben die Jesuiten das St. Augustinische Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? — Haben sie Waffen für den Deismus geschmiedet? — Ich wasche meine Hände davon; alles was ich hierüber sagen kann, ist: daß ich weder der erste, noch der zweite oder dritte seyn werde, der einen Stein deßwegen gegen sie aufhebt. Sie mögen wohl allerdings einen kleinen Semi-Pelagianischen Schelm im Nacken haben: aber ich, der mit sich selbst zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu seyn (wenn ich es nicht etwa gar schon bin, ohne es zu wissen?), möchte ihnen deßwegen keinen Proceß an den Hals werfen.

Daß die evangelische Moral durch den Probabilismus aus der Welt geschafft werde, ist ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Jansenisten haben es freilich schon mehr als hundert Jahre hindurch gesagt, und mehr Bücher darüber geschrieben, als ich lesen möchte — denn das einzige lesbare, Pascals lettres provinciales, habe ich wohl mehr als einmal mit Vergnügen gelesen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Augustin dadurch bekehrt worden zu seyn. — Also, gesagt und bewiesen haben sie es freilich oft genug: aber haben es die Jesuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweisen fehlen lassen? — Ich kenne nur Eine Moral, mit welcher die evangelische in keinem Widerspruche stehen kann und darf. Aber wiewohl diese einzige Moral sehr deutliche und feste allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat: so kann sie doch nicht verhindern, daß es, bei der Anwendung derselben auf besondere und einzelne Fälle, sehr oft auf Probabilität ankommt, ohne die man gar nicht durchs Leben kommen könnte. *Es ist vor Epiktet* und Sokrates so gewesen, und

wird wohl so bleiben, so lange Menschen keine Götter sind. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wohl mitunter sehr gröblich, gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder von jeher mehr oder weniger gethan haben und noch zu thun pflegen — so haben sie Unrecht daran gethan: aber demungeachtet getraue ich mir, wenn es seyn müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben, als andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin,

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber demungeachtet gut protestantische Dr. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sey, ohne einen stärkern Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buchs wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon langè, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Maria à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, die der Gesellschaft Jesu, dieser Andacht zu seinem Herzen wegen, so gerade aufgehalset wird, etwas hart, und, wenn ich's sagen darf, ein wenig intolerant zu seyn. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht *hat, seinem Gott* zu dienen so gut er's versteht, und daß

es also nicht ganz billig ist, ihn in seiner Andacht (wie albern sie uns auch vorkommen mag) zu stören, und noch unbilliger, ihn deßwegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm, seiner Meinung nach, großes Unrecht geschieht.

3) Zweifle ich sehr, daß nicht nur die Societät Jesu in corpore, sondern selbst der heißeste und brennendste unter ihren Schwärmern, sich's jemals sollte haben einfallen lassen, das Herz Jesu, insofern es ein Muskel ist, der das Blut einnimmt und ausgibt, zum Gegenstande seiner Anbetung zu machen. Wie mystisch oder wie sinnlich aber auch (nach Beschaffenheit und Receptivität der Subjecte) die von ihnen so eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jesu gewesen seyn mag, oder noch ist, so dünkt mich doch

4) es komme ihnen dabei alles zu Statten, was ihre Glaubensgenossen, von uralten Zeiten her, zum Behuf der Andacht zu Crucifixen, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. s. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen lassen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe seyen, womit diese Art von Andacht gerechtfertigt zu werden pflegt, versteht sich von selbst. Aber dieß kann ich doch wohl, ohne irgend eine gläubige oder ungläubige Seele zu ärgern, sagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole, und alle die andern heiligen Eremiten von Port-Royal, mit ihren Brüdern und Schwestern im Jansenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jesu anbeten durften; wenn die Neapolitaner sogar das heil. Blut ihres Monsignor San Gennaro (der doch gegen den Gottmenschen nur ein armer Wurm war) anbeten, und nicht nur der Herr Bischof Scipione Ricci, sondern wahrlich alle *zwölf Apostel* und siebenzig Jünger in Perspa

bei dem Neapolitaniſchen Volke übel ankämen, wenn ſie nur ein Wort von Abgötterei bei dieſer Gelegenheit fallen laſſen wollten: warum wird nun gerade von dieſem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aeſten und Zweigen ſo reichen Baumes, wie der Glaube des Chriſtkatholiſchen Volks iſt, ſo viel Aufhebens gemacht? Warum ſollte das Herz Jeſu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben, als ein Dorn aus ſeiner Krone, ein Splitter von ſeinem Kreuze, eine Windel aus ſeiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu ſagen) warum wird den Jeſuiten in einer Kirche, worin es ſeit uralten Zeiten von Viſionen, Wundern und täuſchenden Gegenſtänden einer myſtiſch-ſinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein ſo großes Verbrechen aus ihrer Maria à la Coque und ihrer Devotion zum Herzen Jeſu gemacht? Warum ſollte ſich Chriſtus nicht ebenſowohl mit Maria à la Coque als mit der heiligen Katharina von Siena, oder der heiligen Maria von Genova geiſtlich haben vermählen dürfen? Warum ſollten die Jeſuiten nicht eben ſo gut, als ſo manche andere Orden in ähnlichen Fällen, berechtigt ſeyn, eine auf die Viſionen der mehr belobten Nonne (und alſo auf eine Art von Thatſachen, die in der katholiſchen Kirche doch wohl nie nach Humiſchen oder Diderotiſchen Grundſätzen geprüft worden ſind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Gläubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jeſuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, conſequent zu ſeyn. Es iſt, wo nicht der Zweck, doch gewiß eines der vornehmſten Mittel ihres großen Zwecks, die ſinnliche Andacht auf alle mögliche Weiſe zu befördern, weil ſie die lebendigſte und wirkſamſte iſt. Iſt aber nicht etwa der ganze Gottesdienſt der Kirche, deren *ſtärkſte* Stütze ſie ſo lange geweſen ſind, auf die möglichſte

rweckung und Nährung ſinnlicher und bildlicher Andacht ein-
richtet und abgezweckt? Oder iſt die ganze werthe Chriſten-
eit, ſeit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und
apitolinus durch die Majora im Römiſchen Senate ſeiner
ottheit und dießfallſigen Poſſeſſion von undenklichen Zeiten
er entſetzt wurde, nicht immer gewohnt geweſen, das uner-
rſchliche, undenkbare und unnennbare Weſen, um es à portée
er armen ſinnlichen Menſchen zu ſetzen, unter körperlichen
eſtalten, Symbolen und Hieroglyphen aller Arten zu ver-
hren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche
innesart ſich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien
einer Brüder und Schweſtern auf dem Erdboden (nur allein
Menſchenopfer und Dominicaniſche Glaubensfeſte ausgenom-
en) ſehr wohl vertragen kann: und daß es mir um ein
roßes Theil leichter ankommt, den Jeſuiten die Andacht
um Herzen Jeſu als — die Pulververſchwörung *) zu ver-
eihen: wiewohl ſich freilich auch dieſe durch die herrliche
Narime, „Coge eos intrare“ (nöthige ſie hereinzukommen)
echtfertigen läßt, von welcher die Jeſuiten wenigſtens nicht
ie Erfinder ſind.

Die Veranlaſſung zu dieſer Erklärung gab Wielanden
in Aufſatz des Raths Jagemann: Hiſtoriſche Nachrichten von

*) Da der König von England Jakob I den Erwartungen der Päpſt-
lichen nicht entſprach, ſo überredeten Jeſuiten im J. 1605 einige
Schwärmer, daß Vertilgung der Ketzer ein verdienſtliches Werk ſey,
und ſo wurde der Plan entworfen, den König und die verſammel-
ten Parlamente in die Luft zu ſprengen. Alles war vorbereitet,
der 5 November zur Ausführung beſtimmt, und der hölliſche Plan
würde gelungen ſeyn, wenn nicht einer der Verſchwornen einem
Freund im Oberhauſe eine Warnung gegeben hätte, die zur Ent-
deckung *führte*.

der ſogenannten Andacht zum Herzen Jeſu (2. Merk. 1789. Bd. 1. S. 173), woraus ich hier das zum Verſtändniß Nöthige kurz angeben will. Es könnte wohl in unſern Tagen an Intereſſe gewonnen haben.

Als Erfinder wird genannt der Armenianer, Thomas Goodwin, Präſident des Magdalenen-Collegiums zu Orford unter Cromwell, um welchen er ſich verdient gemacht hatte, weßhalb er unter Karl II ſeine Stelle verlor. Das Buch dieſes theoſophiſchen, ſchwärmeriſchen Schriftſtellers, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris 1649, ſoll die Quelle jener Andacht ſeyn.

An der Ausbreitung arbeitete der Jeſuit La Colombiere, Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin. Als Mittel diente ihm eine Nonne, Marie à la Coque, zu Paray le Monial in Bourgogne, im Kloſter de la Visitation, von welcher Languet, nachmaliger Erzbiſchof zu Sens, 1729 eine ausführliche Lebensbeſchreibung herausgegeben hat. In einer Viſion verlangte der Heiland ihr Herz. Sie bot es ihm dar: er nahm es ihr ſichtbarlich aus der Bruſt, ſchloß es in das ſeine, und gab es ihr zum Unterpfand ſeiner Liebe wieder mit den Worten: hinfür ſollſt du die Geliebte meines Herzens ſeyn. Im Jahr 1674 erſchien ihr göttlicher Bräutigam wieder, zeigte ihr ſein liebevolles Herz, und ſprach: er wäre entſchloſſen in dieſen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle ſeiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuſchütten, die ſich einer beſondern Verehrung ſeines Herzens widmen würden; und befahl ihr, dem P. La Colombiere, ſeinem Knechte, zu ſagen, daß er ſeinem Herzen ein jährliches Feſt ſtiften, dieſe Andacht nach allen Kräften ausbreiten, und allen denen, die ſich derſelben ergeben würden, *die Sicherheit* ihrer Prädeſtination zur Seligkeit verkündigen

ſollte. — Dieß geſchah, und es fehlte nicht an Prophezeyungen und Wunderwerken, welche die ſchnellere Ausbreitung befördern halfen. — Der Toscaniſche Biſchof Scipione Ricci erließ 1781 einen Hirtenbrief dagegen, würde aber, wenn er das Unglück gehabt hätte, unter einem nicht ſo vernünftigen Fürſten zu ſtehen, den Verfolgungen und Verleumdungen unterlegen haben. In Italien erſchienen nachmals mehrere Schriften dagegen, in Frankreich aber von Jean Felix Henri de Fumel, Biſchof von Lodeve, eine Vertheidigung unter dem Titel: Le Culte de l'amour de Dieu, ou la Dévotion du sacré Cœur de Jesus-Christ, welche merkwürdig iſt wegen des Bekenntniſſes, das Herz Jeſu ſey heutzutage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät — — unter dem Namen des Herzens Jeſu würden Häuſer erbauet und Brüderſchaften errichtet. Dieſe verbreiteten und vervielfältigten ſich von Tage zu Tage mehr, und gäben dem Heiligthum Prieſter und Leviten, und den Städten und Dörfern Miſſionäre und Apoſtel. — — Betrachtungen hierüber anzuſtellen überläßt der Herausgeber den Leſern ſelbſt.

2.

Joinville.

Des Johann, Sire von Joinville Lebensbeſchreibung des heil. Ludwigs — iſt den Geſchichtſchreibern als Quelle, aber doch wohl den wenigſten Gelehrten aus dem Original bekannt.

Dieſer Sire von Joinville ſtellte zu ſeiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneſchall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfrieds von Bouillon, und er ſelbſt war, von ſeiner Mutter her, mit Kaiſer Friedrich II verwandt. Er widmete ſich dem König Ludwig IX aus Neigung, war ſein Kämmerer, begleitete ihn auf ſeinem Kreuzzug nach Paläſtina, überlebte ihn aber beinahe um 50 Jahre, indem er erſt unter Philipp dem Langen im Jahre 1318, mehr als 90 Jahre alt, verſtarb. Die letzte Erbtochter ſeiner Deſcendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte ſich mit Ferri von Lothringen, Herrn von Guiſe, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guiſe und Elbeuf, abſtammten. Die Herrſchaft Joinville wurde im Jahre 1522 zu einem Fürſtenthum erhoben.

Man hat keine Ausgabe des Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandſchrift unverändert beibehalten wäre; wiewohl man ſich bei der neueſten Ausgabe älterer Handſchriften bedient hat, als bei den vorhergehenden. Es iſt in zwei Theile abgetheilt, wovon der erſte und kürzeſte bloß einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten den heil. Ludwig betreffend, der andere aber ſeine Geſchichte, von ſeiner Volljährigkeit an bis an ſeinen Tod, und hauptſächlich von dem Kreuzzug, den der Verfaſſer ſelbſt mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andere löbliche Tugenden dieſes guten Königs, der die Ehre der Apotheoſirung, auch als König, wenigſtens ſo gut verdient hat, als der beſte von den Römiſchen Auguſten, bekannt genug ſind: ſo will ich nur einige Anekdoten ausziehen, die den Geiſt, die Sitten und die Vorſtellungsart der damaligen Zeiten mit ſtarken Zügen *zeichnen.*

1) Das folgende Geſchichtchen erzählt der Sire von Joinville aus ſeines guten Königs eignem Munde. Es wurde einſt in der Abtei zu Clugny (deren Abt damals nebſt dem zu St. Denys einer der mächtigſten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Disputation zwiſchen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angeſtellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand ſich auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII Zeiten, der ſich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenſtock lehnte, und an der Art, wie man bei dieſer Disputation zu Werke ging, kein ſonderliches Wohlgefallen zu tragen ſchien. Er hörte eine Weile um ſo ungeduldiger zu, je weniger er, allem Anſehen nach, davon verſtehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort ſprechen zu dürfen; und da er ſolche erhalten, ſagte er: man ſollte ihm von dieſen Juden denjenigen, der für den Gelehrteſten unter ihnen paſſirte, herbringen, und ſchwur bei ſeinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raiſon bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meiſter, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unſern Herrn Jeſum Chriſt erſt unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß ſie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß ſie die Mutter Gottes iſt?“ — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dieß alles nicht glaube. Was? ſagte der alte Ritter, indem er ſeinen Krückenſtock aufhub: du glaubſt es nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit ſchlug er den Juden ſo derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden ſahen, daß die Disputation einen ſolchen Schwung nahm, liefen ſie hinzu, *luden den Rabbiner* mit einem tüchtigen Loch

im Kopf auf ihre Schultern, und liefen davon, ſo daß der theologiſche Kampf zwiſchen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und ſprach: Sire, ihr habt da eine Thorheit begangen, daß ihr ſo zugeſchlagen habt! „Ei was, antwortete der Ritter, ihr habt noch eine größere begangen, daß ihr eine ſolche Disputation angeſtellt.“ — Die Art des alten Ritters, ſeine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich ritter-, oder, wenn man lieber will, ein wenig pferdemäßig; aber in ſeiner kurzen Antwort iſt doch mehr Sinn, als in des Abts von Clugny ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen ſeiner Freigebigkeit le Large zubenamt; und wirklich hatte der gute Fürſt ſo ſchöne Kirchen und Klöſter geſtiftet, und mit allen Arten von Wirkungen ſeiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verſchenken ſeine Schätze ſo erſchöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maître Clerc, wie man damals ſagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernſtande) und ſogar ein Leibeigner ſeines Fürſten war. Da er dieſen Secretär vorzüglich liebte, ſo nahm ſich dieſer zuweilen die Freiheit, ſeinem Herrn wegen ſeiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewohl immer fruchtloſe, Vorſtellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche ging, warf ſich ihm ein armer Ritter zu Füßen, und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet ſo gnädig ſeyn, und mir ſo viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die Ihr da ſehet, ausſtatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln. *Arthaud* von Nogent, der hinter dem Grafen ſtund, ſprach

zum Ritter: Sire, Ihr thut unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der dieß hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthand um, und sprach: Sire Villain, Ihr spart die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch, und schenk Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch geschenkt seyn, und ich leiste Euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit fünfhundert Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzuge nach Palästina begleitete; wo gleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des Aegyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „*Als die Königin das* Unglück ihres Gemahls er-

fuhr, gerieth ſie (um die Anekdote ſo viel möglich mit
ville's eignen Worten zu erzählen) in eine ſo heftige U
an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schla
mer vorkam, ſie ſehe die Kammer voller Saracenen, d
erwürgen wollten; und ſchrie unaufhörlich: Hülfe, F
wo doch keine Seele bei ihr war, als ein alter mehr als
undachtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer L
frucht kein Unfall zuſtoße, die ganze Nacht am Fuße
Bettes wachen mußte. Und ſo oft die Königin ſchrie,
er ſie bei den Händen, und ſagte: Madame, beruhigt
es iſt niemand da als ich, fürchtet nichts! Und kurz z
ehe die gute Dame niederkam, hieß ſie alle Anweſende
der Kammer gehn, außer den beſagten alten Ritter. D
die Königin auf die Kniee vor ihm und bat ihn, daß e
die Gabe verwilligen möchte, um die ſie ihn bitten w
und der Ritter ſagte ihr's bei ſeinem Eid. Da ſpra
ihm die Königin: Herr Ritter, ich bitte Euch, bei der eid
Zuſage, die Ihr mir gethan habt, wenn die Saracenen
Stadt einnehmen, daß Ihr mir den Kopf abſchlaget, el
mich in ihre Gewalt bekommen können. Und der Ritter
wortete ihr: „er wolle es willig und gerne thun, un
ihm ſchon ſelbſt in die Gedanken gekommen, es ſo zu m
wenn ſich der Fall begeben ſollte.“ Züge von dieſer S
die in den hiſtoriſchen Urkunden dieſer Zeit nicht ſelten
beweiſen, daß die Verfaſſer der alten Ritterromane die
Geſinnungen, ſo ſie ihren Helden und Heldinnen geben,
aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt ſich wohl, zur
der Menſchheit, zuverſichtlich behaupten, daß kein D
fähig iſt eine ſo ſchöne Geſinnung oder Handlung zu erſi
die nicht eine wirkliche Perſon irgendwo wirklich gehabt
gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erſtaunlichen Dumpfheit und Leichtgläubigkeit der damaligen bravſten Leute. Joinville ſpricht vom Nil, deſſen ſonderbare Eigenſchaften vor andern Flüſſen in der Welt in den Augen unſrer wackern Franken ein gar ſeltſames Wunder waren; und erzählt, mit der treuherzigſten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdiſchen Paradies. „Und wenn der Fluß (ſo fährt er fort) in Aegypten eintritt, ſo gibt es da im Lande eine Menge Leute, die ſich auf dieß Geſchäft verſtehen, etwa wie die Fiſcher auf unſern Flüſſen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden ſie ſolche voll Gewürze, als da ſind, Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloëholz und viele andere gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft; und ſagt man, daß dieſe Sachen alle aus dem irdiſchen Paradieſe kommen, wo der Wind ſie von den ſchönen Bäumen abwirft, die im irdiſchen Paradieſe ſind; eben ſo wie der Wind in unſern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und alles was nun davon ins Waſſer fällt, das führt das Waſſer fort, und die Kaufleute ſammeln's und verkaufen's uns um ſchwer Geld." — Es iſt (wie Herr v. Paulmy anmerkt) ſehr wahrſcheinlich, daß die Aegyptiſchen, Arabiſchen und Indianiſchen Kaufleute unſern Europäern dieſes Mährchen aufhefteten, um den Specereien, welche ſie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen deſto größern Werth zu geben, und ihnen die wahre Quelle, woraus ſie dieſe Reichthümer ſchöpften, zu verbergen.

5) In eben dieſem Geſchmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Geſandtſchaft, die der Chan der Tatarn an den heiligen Ludwig geſchickt haben ſoll, um ihn um ſeine *Freundſchaft zu bitten*, und ihm ſeine Neigung zum

christkatholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwe
sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft h
gangen seyn mag; aber daß der gute König dabei bet
worden ist, ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die
für Ernst, und schickte dem Chan hinwieder eine Ehrengel
schaft in den Personen zweier Bettelmönche, eines Fra
caners und eines Dominicaners, welche drei Jahre mit
Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß
des Bruder Wilhelm Rubruquis, des einen von diesen
samen Ambassadoren eigener (aus der allgemeinen Gesc
aller Reisen bekannten) Relation berichtigt werden, und
eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer ei
den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden
chischen Excellenzen überbrachten dem Chan im Namen
Herrn unter andern ein kostbares Zelt von Scharlach
Form einer Capelle, in welches (nach Joinville's eignen
ten) der ganze christliche Glaube gestickt war, unter ank
wie der Engel Gabriel der heil. Jungfrau erscheint, un
unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Pa
Auferstehung u. s. w. nebst einer vollständigen Garnitur
Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden M
erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat
eine mit einem Crucifix, der andere mit einem Marier
in der Hand, und proponirten dem Chan, im Namen
guten Bruders des König Ludwigs IX — ein Christ zu
den; und, um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, st
ten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regin
Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom T
schen, als man an des Chans Hofe von ihrem Latein ver
Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes
verständniß, und die Anreden der Abgesandten, so wi

Antworten der Tatarn, wahre Coq-à-l'ane. Denn der Tatariſche Kaiſer (vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Dſchengiſchan) nahm das alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch dieſe Wunderthiere von Abgeſandten leiſten laſſe. Er ſchien ſehr vergnügt darüber zu ſeyn, ließ die Herren nach Tatariſcher Weiſe mit ſaurer Pferdemilch bedienen, und ſchickte ſie mit einem Geſchenke von verſchiedenen ſchönen Pferden, und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. Tatariſche Hoheit ſich den Titel eines Sohnes Gottes, und oberſten Chan und Selbſtherrſcher über alle Könige und Herren des Erdbodens gibt, und dem heil. Ludwig befiehlt, ſich in allem, dem Glauben und den Geſetzen des großen Dſchengiſchan zu fügen, wenn er Theil an ſeiner Huld und Freundſchaft haben wollte. Die beiden Mönche brachten dieſen Brief zurück, und verſicherten den König Ludwig, daß der Chan ſie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts Leichter's ſeyn würde, als die ganze Tatarei zum chriſtlichen Glauben zu bekehren, und dem heil. Stuhle zu unterwerfen — inſofern nur der König und der Papſt in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruguis in der Einfalt ſeines Herzens entworfen hatte, und die zum wenigſten eben ſo klug ausgedacht waren, als die ganze Ambaſſade.

3.

Iſokrates.

Vor der Ueberſetzung von deſſen panegyriſcher
ferte Wieland eine Einleitung und Grundriß de
Attiſchen Muſeum Bd. 1, S. 1 fgg.

1) Das folgende Geſchichtchen erzählt der Sire von Joinville aus ſeines guten Königs eignem Munde. Es wurde einſt in der Abtei zu Clugny (deren Abt damals nebſt dem zu St. Denys einer der mächtigſten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Disputation zwiſchen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angeſtellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand ſich auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII Zeiten, der ſich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenſtock lehnte, und an der Art, wie man bei dieſer Disputation zu Werke ging, kein ſonderliches Wohlgefallen zu tragen ſchien. Er hörte eine Weile um ſo ungeduldiger zu, je weniger er, allem Anſehen nach, davon verſtehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort ſprechen zu dürfen; und da er ſolche erhalten, ſagte er: man ſollte ihm von dieſen Juden denjenigen, der für den Gelehrteſten unter ihnen paſſirte, herbringen, und ſchwur bei ſeinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raiſon bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meiſter, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unſern Herrn Jeſum Chriſt erſt unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß ſie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß ſie die Mutter Gottes iſt?“ — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dieß alles nicht glaube. Was? ſagte der alte Ritter, indem er ſeinen Krückenſtock aufhub: du glaubſt es nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit ſchlug er den Juden ſo derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden ſahen, daß die Disputation einen ſolchen Schwung nahm, liefen ſie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch

Dichter iſt zu entſchuldigen, wenn er ſich, durch dieſe
von Pegaſus, und Himmelanfliegen, und ungefeilten
nägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er ſeine
nicht eben ſo polirt, als er ſich zu thun verbunden erl
wird, ſobald er ein anderes Bild wählt, und ſeine
anſtatt zu einem Flügelpferde, zu einer Malerin oder
nerin macht. Die poetiſche Begeiſterung (denn die iſ
wohl unter dem Pegaſus gemeint) weiß allerdings von
Feile, und kann ſie zu nichts brauchen. Auch läge den
ter, der ſich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den
und purpurfarbenen Ziegen, welche Sancho am Himme
ſen ſah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am
Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr
der ärmſte Kritikaſter weiß, daß Pegaſus, der keine
als Luftreiſen macht, gar nicht beſchlagen iſt; und de
grammatiſt kann es daher niemand übel nehmen, we
das ungeſtüme Geſchrei des Kritikaſters und die gan
zählung für ein ſehr apokryphiſches Geſchichtchen hält.
wie dem auch ſeyn mag, der begeiſterte Dichter ſchr
einer Sprache, die nicht er erfunden oder regulirt hat,
dern worin er ſich nach den Geſetzen und dem Gebrauc
ſchon lange vor ihm waren, richten muß; er ſchreibt ir
ſen, die, aller ſeiner Begeiſterung ungeachtet, alle Vollko
hetten der Enrhythmie, des Wohlklangs, des ſchönen F
und der übrigen dem Gegenſtande beſonders anpa
Eigenſchaften der Verſification haben müſſen, oder abſe
ſind — und, was noch mehr iſt, er bleibt, wie raſc
Pegaſus mit ihm davon fliegen mag, den Geſetzen d
ſunden Denkens und richtigen Zuſammenſetzens ſeine
denken, d. i. der Logik ſo gut unterworfen als ob er zu
ginge. *Die Moral* dieſes Sinngedichts, wenn es ander

zum Ritter: Sire, Ihr thut unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der dieß hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthaud um, und sprach: Sire Villain, Ihr spart die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch, und schenk Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch geschenkt seyn, und ich leiste Euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit fünfhundert Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzuge nach Palästina begleitete; wogleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des Aegyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren würde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls er-

L.

1.

Louise Labé,

genannt la belle Cordière.

Sappho, Corinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten Anziehendes und Bezaubberndes hat: wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft *haben, Glauben* verdienen, so war Luise Labé die Sappho und

orinna, die Aſpaſia und Leontium ihrer Zeit in Einer Per=
n; aber eine für unſre Wißbegierde unangenehme Aehnlich=
it dieſer wundervollen Lyonerin mit ihren Griechiſchen Vor=
ängerinnen iſt, daß wir eben ſo wenig Umſtändliches und
efriedigendes von ihrem Leben wiſſen als von jenem. In
rmangelung deſſen hat der neueſte Herausgeber ihrer Werke,
nd der vom Parnasse des Dames, dieſen Mangel näherer
iſtoriſcher Nachrichten aus ſeiner Imagination zu erſetzen
eſucht, und uns unter dem Namen einer Lebensbeſchreibung
r ſchönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman
geben, den wir vielleicht in der Bibliothèque des Romans
eren Vorrathskammern ziemlich erſchöpft zu ſeyn beginnen),
nverſehens zu einem förmlichen Werkchen dieſer Art ausge=
alt finden werden. Das Zuverläſſigſte was man von ihr
eiß, beſteht in folgendem.

Luiſe Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 1527
boren. Von dem Stande und den Glücksumſtänden ihrer
ltern iſt nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt
bé, heißt, iſt alles was man von ihm weiß; das übrige
ruht auf Vermuthungen, die meiſtens von der Art, wie er
erzog, und zuerſt in der Welt producirte, hergenommen,
er um ſo ungewiſſer ſind, da es eben ſowohl möglich iſt,
ß er an dieſem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt
ben mag. Indeſſen muß ihre Erziehung ſo außerordentlich
weſen ſeyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn ſchon
ihrem funfzehnten Jahre fanden ſich alle Gaben der Mi=
va in ihr vereinigt. Sie ſang, ſie ſpielte die Laute, ſie
ſtand Griechiſch und Latein, Italiäniſch und Spaniſch; ſie
kte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd her=
tummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie dieſe, die
gd und *alle männlichen* und kriegeriſchen Uebungen — kurz

Luiſe Labé war, in einem Alter wo unſre meiſten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu ſpielen, ein Wunder ihres Geſchlechts. Die Gewährsleute für dieß alles ſind theils die Verfaſſer der Lobgedichte, die man ihren Werken beigefügt findet, theils ſie ſelbſt in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin ſie ſich herabläßt, dieſelben um billige Nachſicht gegen die Leidenſchaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,
Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma folle jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recenſirt ſie verſchiedne Arten von Laſtern, womit der größte Theil der Sterblichen behaftet ſey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes née
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon œil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild das ſie von der Unſchuld und gutherzigen Beſchaffenheit ihres Charakters macht, verdient um ſo

mehr für wahr gehalten zu werden, da dieß der gewöhnliche Charakter der Seelen iſt, über welche die Liebe die meiſte Gewalt hat. Denn dieſe (wie ſie offenherzig geſteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten; und zwar in einem Alter, wo ſie unerfahren genug war, ſich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen ſie ſich einzig gewidmet, vor Amors Nachſtellungen ſicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vù lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante ou la haute Marfise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Marset le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Arioſts (wie er in Italien heißt) war um dieſe Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von ſeiner erſten Bekanntmachung an bei ſeiner eignen Nation war — das Buch, das jedermann las und wieder las — ſo viel *auch die Kritiker daran auszuſetzen hatten*, und ſo

sehr die weisen Herren, die sich's für Schande hielten, Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des arm menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es d Lesen dieses so reizvollen poetischen Ritterbuchs, was in jungen Luise Labé den allzukühnen Gedanken entzündete, H Heldinnen Arioſts nachzueifern. Genug sie waffnete sich m Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer d Dauphin, nachmals König Heinrich II, wohnte der Belagerun von Perpignan bei, und machte unter dem Namen des Ca tän Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. D Franzosen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sit und Gebräuchen ihrer ehmaligen Ritterzeiten; Franz I u der Dauphin Heinrich waren beide stark im Geschmack d irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castilianischen ins Fra zösische übersetzt, die Lieblingslecture des Hofes und der Nati wurden, schienen dem Geist der Chevalerie ein neues Le zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieß der jungen Luise einem Abenteuer zu statten, welches uns lächerlich und häusisch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wir that, und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten A theil zu gereichen, in den Augen der galanten und courl Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so b dernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in J eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin b in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kre Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpigna Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, d Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als d den Fußstapfen der Marsisen und Bradamanten viele

zu ſammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht ſo glücklich ab als man gehofft hatte, und Capitän Louis kehrte, wieder in Luiſe Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, ſtatt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieſer Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem ſie ihre Schriften mit einer Art von apologetiſcher Zueignungsſchrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionoise, herausgab, iſt nichts Zuverläſſiges von ihr bekannt; aber ſowohl aus der Unterſchrift Loyſe Labé, als aus dem ganzen Ton dieſer Zueignung, und dem Umſtande, daß die poetiſchen Stücke dieſer Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli beſtehen, iſt zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erſt nach dieſem Zeitpunkt erfolgt ſey. Dieſer Mann hatte ſich in ſeiner Profeſſion ſo emporgeſchwungen, daß er ſie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorſtellen konnte, der ein ſehr anſehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er beſaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf ſeiner Manufactur und Handlung, ſo daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis dieſen Tag den Namen de la belle Cordière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er ſich unſre Lyoneſiſche Sappho beilegte, ſchon ein bejahrter Mann geweſen ſeyn, und den Troſt, eine ſo liebenswürdige Gemahlin zu beſitzen, nicht viele Jahre genoſſen haben. Denn, da er ohne Kinder verſtarb, hinterließ er ihr, unter Subſtitution ſeiner Neffen, den Beſitz *ſeines ganzen Vermögens*; ſie ſelbſt aber ſtarb im

März 1586 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds zu profitiren, [redacted] sich's zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieß war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen,"

sich einen Begriff machen kann, wie Aspasia verleumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowohl ihre eigenen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hierzu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber daß in diesen oder *jenen etwas* sey, das die schändliche Qualificirung Courtisane *Lionoise*, womit Bayle unsre Lyonische Sappho auf das bloße

Zeugniß des Du Verdier *) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Urſachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der ſchönen Seilerin ſelbſt geleſen, noch (wie es ſcheint) andre gleichzeitige Geſchichtſchreiber, **) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, ſeiner ſonſt gewöhnlichen kritiſchen Billigkeit in dem Artikel dieſer Dame gänzlich vergeſſen zu haben, ſchwerlich freigeſprochen werden.

Es iſt wahr, die Gedichte der Loyſe Labé athmen faſt alle eine Leidenſchaft, die ſie nicht bloß poetiſcher Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entſchuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Marguerite von Navarra ungeachtet ihrer ſehr freien Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend ſeyn konnte, ſo ſehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyſe Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenſchaft für einen einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtiſane machen könnte. Auch iſt der ganze Ton ihrer Zueignungsſchrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hauſe und unbeſcholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß ſie ſich bei Publication ihrer Gedichte nichts Böſes bewußt war, und, außer dem Tadel der Kunſtrichter, keine andre Gefahr dabei

*) In ſeiner Bibliothèque Françoise, die zu Lyon im Jahre 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unſerer Dichterin, welche Bayle ganz abgeſchrieben hat, ſind nicht anſtändig genug, um hier wiederholt zu werden. W.

**) Z. B. Guillaume Paradin in ſeiner Histoire de Lyon 1573. Fol. L. III. chap. 29. François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliothèque Françoise 1584. Fol. p. 281.

zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, das sich z. B. so loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabée,
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d'euvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre.)
u. s. w.

allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors Pfeil angeschossen und also nicht recht bei Verstande war; zweitens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich copiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten *nicht das* Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein *aus Ronsards* und Marots Gedichten, und aus Brantome's

ſe, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man
llem dieſem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller
plicität und Bonhomie, die wir bei ihm auch immer
uſetzen mögen) doch ein angeſehener und reicher Bürger
Lyon war, unſre Dichterin erſt nach der Bekanntmachung
: Werke heirathete, und daß er ſie bei ſeinem Abſterben
Erbin ſeines ganzen Vermögens einſetzte: ſo dünkt uns,
3 beweiſe daß ihr Charakter damals noch unbeſcholten,
dieſes daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden
ſen ſey.

Die ſämmtlichen angeführten Gründe ſind vielleicht nicht
genug, die ſchöne Seilerin von allem Verdachte zu be-
n. Liebenswürdig, zärtlich, paſſionirt, durch ihre Denkart
die gewöhnlichen Formen ihres Geſchlechts weggeſetzt,
von Anbetern in Proſe und Verſen umgeben, welche
icht nicht alle geneigt waren, wie Petrarca nur zu lieben,
Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können
eibt es immer ſehr möglich, daß ſie das was man damals le
de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht
, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünſtigtern
pirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia;
wenn ihr ja von dieſer Seite etwas Menſchliches begegnet
ſollte, ſo iſt ſehr glaublich, daß ſie wenigſtens den Ge-
ı des Wohlſtandes getreu geblieben, und daß Du Verdier,
er allzu leichtſinnigen Art, wie er von ihren Sitten ſpricht,
durch einſeitige Berichte von ihren Feinden und Miß-
igen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch
zu ihrer Vertheidigung zu leſen Luſt hat, den ver-
n wir auf ihre Lebensbeſchreibung vor der neuen Aus-
ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am ge-
teſten *ſcheinen, der Nachwelt* von dem Charakter dieſes

liebenswürdigen Geſchöpfes eine günſtige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt iſt, ſind drei Elegien, vierundzwanzig Sonnette und eine proſaiſche Compoſition, Débat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen beſteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieſes Werkchen iſt nach damaliger Art mit Witz und Geiſt geſchrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platons Sympoſium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu ſagen beliebt, es ſey die einzige Komödie aus dem ſechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 ſich ſo ſelten gemacht, daß in Lyon ſelbſt nur noch zwei Exemplar davon aufzutreiben waren, ſo hat eine Geſellſchaft von Gens de Lettres daſelbſt eine neue veranſtaltet, die im Jahr 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen iſt, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poétes à la louange de Loyse Labé (worunter auch eine ſehr artige Griechiſche Ode iſt) zweihundertſechsunddreißig Octavſeiten einnimmt.

2.

Linguet.*)

Deſſen Annalen und Lavaters phyſiognomiſche Fragmente.

1779.

Linguet hat durch ſeine Beredſamkeit als Sachwalter und als Schriftſteller — durch ſeine Neigung, beinahe über alles in der Welt anderer Meinung zu ſeyn als andre Leute — und durch ſeine Händel mit der ehrſamen Innung der Parlamentsadvocaten zu Paris, die ihn aus ihrem ſogenannten Tableau ausgewiſcht haben, und mit dem Parlament ſelbſt, bei welchem er gegen dieſe Vergewaltigung vergebens Schutz geſucht — ſeinen Namen ſeit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem ganz fremd ſeyn könnte.

Von ſeiner ſchimmernden Seite geſehen, ſcheint er einer der letzten Sterne zu ſeyn, welche die zunehmende Verfinſterung des Franzöſiſchen literariſchen Himmels ſichtbarer machen. Seine Talente ſind mannichfaltig, ſeine Kenntniſſe ausgebreitet (wiewohl eben deßwegen faſt immer ſeicht und

*) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims 1736, und guillotinirt am 17 Jun. 1794, richtete als Parlamentsadvocat zu Paris die Aufmerkſamkeit auf ſich durch ſeine Vertheidigungsſchriften für den Grafen von Morangies, deſſen Proceß gegen die Erben der Wittwe Veron zu den allermerkwürdigſten gehört. Durch die Heftigkeit in ſeinen Vorträgen zog er ſich den Haß des Parlaments zu, und er wurde von der Advocatur entfernt, worauf er als eine Art von Märtyrer auftrat. Er war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller. S. Erſch gel. Frankr.

unzuverläſſig), und in der berüchtigten Kunſt, die an Sokrates und Plato ſo unverſöhnliche Gegner hatte, der Kunſt, eine ſchlimme Sache beſſer zu machen, iſt er vielleicht der erſte Meiſter unſrer Zeit.

Es iſt beinahe unmöglich, daß die Profeſſion, die er vormals, mit einem Erfolg der vielleicht die Hauptquelle ſeines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem ſo lebhaften Geiſte nicht einen beſondern Schwung gegeben haben ſollte, der ihn als Schriftſteller aus den meiſten ſeiner Sprach- und Zeitgenoſſen ausheben mußte. Ich meine hier nicht ſowohl die Gewohnheit, Declamationen für Raiſonnements zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger, je nachdem ihre Sache ſchlechter oder beſſer war, beigewohnt hat, worin er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Geſellen hat, die niemals Sachwalter geweſen ſind: ich meine vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bei denen er ſich zum voraus eines allgemeinen Widerſpruchs verſehen kann — Sätze zu beſtreiten, die mit dem Bilde und der Ueberſchrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerſpruch angenommenen Meinungen geſtempelt waren; gegen Perſonen, die ſchon Jahrhunderte lang im Beſitz der allgemeinen Hochachtung geweſen, den Advocatum Diaboli zu ſpielen — und andere gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längſt als unheilbar aufgegeben hatte. Dieſe Art von Verdienſt ſcheint Linguet als Sachwalter und als Schriftſteller hauptſächlich ambitionirt zu haben; und man muß geſtehen, daß man verzweifelte Händel nicht ſcharfſinniger und mit einer täuſchenderen Beredſamkeit vertheidigen kann, als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, iſt ihm ſo ſehr zur Natur geworden, daß ſie auch, *nachdem ihn die* Verfolgungen ſeiner Widerſacher zu einer ſo-

genannten freiwilligen Entfernung aus ſeinem Vaterlande getrieben, *) noch immer die Seele ſeiner ganzen Thätigkeit iſt. Linguet blieb mitten in London immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redſelige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucans Cato, der einzige von ſeiner Partei zu ſeyn hoffen kann; nur mit dem Unterſchied, daß er, anſtatt daß er ehmals ſeine Talente mehr in Vertheidigung ſchlimmer Privatſachen übte, ſich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menſchheit, und zum allgemeinen Contradictor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weiſe unbillige Anſprüche an ſie zu machen, oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten ſcheinen.

Dieß iſt, däucht mich, der vortheilhafteſte Geſichtspunkt, woraus ſeine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Erfolge fortgeſetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle **) betrachtet werden können; ein periodiſches Werk, deſſen Anſprüche nichts Geringeres, als alle göttlichen und menſchlichen Dinge umfaſſen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zuſagen ſollte, einen alles überſchauenden Verſtand, und (da Linguet ſich deſſen ganz allein unterfing) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntniſſen und Einſichten vorausſetzt, den man kaum der anſehnlichſten gelehrten Geſellſchaft, zuſammengenommen, zutrauen dürfte.

Bei einer ſolchen Unternehmung möchte man wohl ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

*) Er kehrte dahin erſt 1790 zurück.

**) Nach einiger Unterbrechung fing er ſie im J. 1790 zu Paris *wieder an.*

Aber ein so rüstiger Kämpfer, wie Linguet, erschrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl seiner Kräfte ist, was ihn so außerordentlich zuversichtlich macht, so muß man gestehen, kein anderer hat jemals den Namen eines philosophischen Hercules mehr verdient; und er ist, trotz aller Verfolgungen der Rabulisten, Encyklopädisten, Oekonomisten und Akademisten zu Paris, der beneidenswürdigste aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton seiner Annalen nichts anders glauben, als daß dieser Mann sich selbst für das große Organ halten müsse, durch welches die Vernunft ihre Götterſprüche ertönen lasse. Nie hat irgend ein Schriftsteller zugleich mit mehr anscheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in sich selbst und mit weniger Achtung für andere geschrieben; und es sey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geschäftsträger des menschlichen Geschlechts, oder (welches der Charakter ist, worin er sich am meisten zu gefallen scheint) als Oberrichter über die Völker und Fürsten des Erdkreises — die ihm aus seinem kosmopolitischen Augenpunkt als so viele einzelne auf unserm Erdenkloſe herumkrabbelnde Weltbürgerlein erscheinen — auftreten sieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: so weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll — ob den Mann, der in der süßen Trunkenheit seines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der seinigen hält? — oder die theure Leserschaar, die sich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man sich nur, mit anhaltender Dreistigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigstens (wie die Taschenspieler und Geisterbanner vom gemeinen

Volke) mit einer Art von grauenhaftem Reſpect als ein Wundermann angeſehen zu werden, um den ſich alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu ſchauen ſich getraut, weil man ſich vor eben dieſer Zaubermacht fürchtet, von der man ſich ſo gerne beluſtigen läßt.

Etwas dieſem Aehnliches muß es doch wohl ſeyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftſteller, wie Linguet, das Compliment machen konnten: „man finde in jedem Artikel ſeiner politiſchen Annalen die Gründlichkeit des Raiſonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verſchönert, und was ihnen den größten Werth gebe, ſey der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrſche.“ Der weiſe Verfaſſer des Schreibens, das ſich mit dieſem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieſer Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieſes blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von ſo weitem Umfange wäre, als der Geſchmack an der ſachwalteriſchen Wohlredenheit ſeines Vortrags; und noch ſchlimmer, wenn ſich dieß blinde Vertrauen bis auf die Urtheile und Meinungen über Dinge erſtreckte, wovon Linguet oft nicht den mindeſten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, ſeine Meinung davon zu ſagen. Wir können nicht ſo klein von dem Verſtande des größern Theils ſeiner Leſer denken, um zu befürchten, daß er einen ſo ſchädlichen Vortheil jemals über ſie erhalten werde. Indeſſen iſt doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuverſichtlichkeit ſeines Tons viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieſer Ton (wie es das Anſehen *gewinnt) auch unter* uns Nachahmer fände, die

durch den Succeß einiger Franzoſen aufgemuntert, ſic
bekannte Trägheit unſers Publicums auf ähnliche Ar
Nutze machen wollten.

Verſuchen wir alſo mit Linguet im Namen der Wal
ein wenig abzurechnen, und an einigen von den unzäl
Beiſpielen, wovon ſeine Blätter wimmeln, zu zeigen, wi
man Urſache habe, bei denjenigen auf ſeiner Hut zu ſeyı
am meiſten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der 2
heit machen.

Niemand hat ſich ſelbſt je ein wichtigeres Air ge
als Linguet. Das ſogenannte Avertiſſement vor dem v
Bande ſeiner Annalen enthält auf allen Blättern P
davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei dieſem M
alles Phraſeologie und Wendung und ſelbſtbeliebige Ar
die Sachen vorzuſtellen iſt, und da ſeine Sprache ihm
mehr als irgend eine andre thun könnte, die größter
quemlichkeiten darbeut: ſo weiß er beinahe einem jeden
zug, den er thut, das Anſehen eines Verdienſtes zu
und ſogar die ekelhaften Ergießungen ſeiner Galle
Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre
literariſchen Widerſacher, adelt er zu Verdienſten, die er
Staat erweist, und „ſein Herz genießt dabei le plai
faire le Bien Public. Das iſt nun freilich ein Tic, d
mit dem geringſten Friſeur und Tanzmeiſter ſeiner N
gemein hat; aber man überſieht auch an einem Friſeur, wa
einem Manne, der ſich für einen Philoſophen gibt, nicht über
kann. Immerhin mag jener ſeine Locke, um einen Verſuc
ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen; *)
lächelt, und damit iſt's wie zuvor. Aber wenn der So

*) Yoriks Reiſen.

der Schwätzer, der philoſophiſche Taſchenſpieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes ſagt: „mein der Wahrheit geheiligtes Werk ſoll in dem Brunnen gedruckt werden, worin die Verlehrtheit der Menſchen, dieſe Tochter des Himmels, ſich zu verbergen genöthigt hat:“ ſo weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide ſo ſpricht, die Achſeln zucken; oder was man der Unverſchämtheit thun ſoll, die der Welt durch ſolche Phraſes Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich iſt, wollen wir glauben, daß der ſo ganz über allen Begriff gehende Thraſonismus dieſes Mannes ein Fehler ſeines Verſtandes, oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit ſey, deren er ſich ſelbſt nicht mehr bewußt iſt; und daß es ihm dabei wie jenem alten Gadriga gehe, der ſeine Lüge ſo lange erzählt hatte, bis er ſie endlich ſelbſt glaubte. Und wirklich ſcheint dieß der Fall zu ſeyn, ſobald er von ſich ſelbſt ſpricht, welches ihm ſo oft begegnet, daß ein großer Theil ſeiner Annalen bloß mit dem Wind, den er von ſich ſelbſt macht, aufgeblaſen iſt. Es iſt ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der ſchon etliche Jahre gewohnt iſt, das ganze Europa zum Confident ſeiner kleinen Privatangelegenheiten, ſeiner kleinen Zwiſtigkeiten und Fehden mit Pariſiſchen Advocaten und Schöngeiſtern, und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von ſeinen Feinden erlitten haben ſoll, gemacht hat, ſich endlich in die Illuſion hineinſchwatzt, ſich für einen ſehr wichtigen Mann zu halten, und allen ſeinen kleinen Schickſalen und Zufällen in ſeiner Einbildungskraft das Anſehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt ſich z. B. erklären, wie es zugegangen ſey, daß er in ſeiner Hoffnung, in der Schweiz *eine Freiſtatt für den* Druck ſeiner Annalen zu finden,

sich betrogen gefunden habe. Wäre Linguet ein bescheidener Mann, so würde er mit dieser Begebenheit (wenn er j glaubte, daß die Welt davon unterrichtet seyn müsse) i etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde sich begnügt haben zu sagen: man habe zu Genf, oder Bern, ode wo er sonst um die Freiheit seine Marktschreiersbude auf zuschlagen nachgesucht haben mag, aus politischen Rücksichte Bedenken getragen, ihm solche zu gestatten. Damit wär' e gut gewesen, und kein Mensch würde ein Mehreres davon z wissen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr so vie Weltkenntniß gehabt, um sich das Wahre von der Sache vor zustellen — als zum Exempel: daß die Vorsteher jener Hel vetischen Republiken weder den Herrn Linguet noch sein Annalen für wichtig genug gehalten, sich um ihrentwille auch nur der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen, di daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nu so viele öffentliche Corps und Gesellschaften in Frankreich auf heftigste angegriffen werden, sondern selbst über Nationen Könige, Fürsten und öffentliche Welthändel mit Cynische Freiheit ins Gelag hineinräsonnirt wird — wenn, sage ich Blätter dieses Schlags öffentlich aus einer Helvetische Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich eine solch Vorstellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unsers Sachwalter der Wahrheit und des menschlichen Geschlechts. Er mußt also der Sache einen erhabenern Schwung geben. „Ma betrachtet (sagt er) in der Schweiz meine Feder als eine elektrischen Conductor, welcher fähig wäre den Blitz allent halben hinzuziehen, wo man es wagen würde sie zu fixiren Es schien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille all Ministerialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieser furchtbare Büchse der Pandora Aufenthalt gäbe, zusammenstürzen, und

die Gegend in den Abgrund verſenken würden, welche unvorſichtig genug wäre, einem neuen Titanen Zuflucht zu geſtatten.“ — Es fällt ſtark in die Augen, daß alle dieſe Perſiflage die guten Helvetier lächerlich machen ſoll. Und freilich, wenn ſie fähig geweſen wären, ein Männchen wie Linguet, für einen neuen Titanen und ſein Portefeuille für die Büchſe der Pandora anzuſehen, ſo würden ſie bald aufhören fähig zu ſeyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Teſtament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Linguet ſoll uns nicht bereden, ſo unwürdig von ehrwürdigen und weiſen Männern zu denken. Der elektriſche Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchſe der Pandora, und der himmelſtürmende Titan ſind bloße Meteore ſeiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeiſterei; und vergebens hofft er, in ganz Europa einen Kopf ſchwach genug zu finden, um ihm durch ſo ſchülerhafte Rhetoriſſchen ſo unendlich kleine Gegenſtände wichtiger zu machen, als ſie an ſich ſelbſt ſind. Der geringſte Menſch kann durch die geringſte Handlung, unter gewiſſen Umſtänden, die Aufmerkſamkeit des wichtigſten Mannes, ja die öffentliche Aufmerkſamkeit erregen: aber deßwegen ſoll er nicht ſo albern ſeyn, ſich gleich einzubilden, daß er darum ſelbſt ein wichtiger Mann ſey.

Doch man möchte dem Herrn Linguet ſeine Eitelkeit immer hingehen laſſen, wenn ſie nicht die Mutter einer Inſolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß ſind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes beſtehen zu können. Sehen wir zur Probe nur die Anmerkung in dem Vorbericht zum 4ten Theil der politiſch-literariſchen Annalen an.

unzuverläſſig), und in der berüchtigten Kunſt, die an Sokrates und Plato ſo unverſöhnliche Gegner hatte, der Kunſt, eine ſchlimme Sache beſſer zu machen, iſt er vielleicht der erſte Meiſter unſrer Zeit.

Es iſt beinahe unmöglich, daß die Profeſſion, die er vormals, mit einem Erfolg der vielleicht die Hauptquelle ſeines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem ſo lebhaften Geiſte nicht einen beſondern Schwung gegeben haben ſollte, der ihn als Schriftſteller aus den meiſten ſeiner Sprach- und Zeitgenoſſen ausheben mußte. Ich meine hier nicht ſowohl die Gewohnheit, Declamationen für Raiſonnements zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger, je nachdem ihre Sache ſchlechter oder beſſer war, beigewohnt hat, worin er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Geſellen hat, die niemals Sachwalter geweſen ſind: ich meine vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bei denen er ſich zum voraus eines allgemeinen Widerſpruchs verſehen kann — Sätze zu beſtreiten, die mit dem Bilde und der Ueberſchrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerſpruch angenommenen Meinungen geſtempelt waren; gegen Perſonen, die ſchon Jahrhunderte lang im Beſitz der allgemeinen Hochachtung geweſen, den Advocatum Diaboli zu ſpielen — und andere gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längſt als unheilbar aufgegeben hatte. Dieſe Art von Verdienſt ſcheint Linguet als Sachwalter und als Schriftſteller hauptſächlich ambitionirt zu haben; und man muß geſtehen, daß man verzweifelte Händel nicht ſcharfſinniger und mit einer täuſchenderen Beredſamkeit vertheidigen kann, als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, iſt ihm ſo ſehr zur Natur geworden, daß ſie auch, nachdem ihn die Verfolgungen ſeiner Widerſacher zu einer ſo-

genannten freiwilligen Entfernung aus ſeinem Vaterlande getrieben, *) noch immer die Seele ſeiner ganzen Thätigkeit iſt. Linguet blieb mitten in London immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redſelige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucans Cato, der einzige von ſeiner Partei zu ſeyn hoffen kann; nur mit dem Unterſchied, daß er, anſtatt daß er ehmals ſeine Talente mehr in Vertheidigung ſchlimmer Privatſachen übte, ſich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menſchheit, und zum allgemeinen Contradictor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weiſe unbillige Anſprüche an ſie zu machen, oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten ſcheinen.

Dieß iſt, däucht mich, der vortheilhafteſte Geſichtspunkt, woraus ſeine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Erfolge fortgeſetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle **) betrachtet werden können; ein periodiſches Werk, deſſen Anſprüche nichts Geringeres, als alle göttlichen und menſchlichen Dinge umfaſſen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zuſagen ſollte, einen alles überſchauenden Verſtand, und (da Linguet ſich deſſen ganz allein unterfing) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntniſſen und Einſichten vorausſetzt, den man kaum der anſehnlichſten gelehrten Geſellſchaft, zuſammengenommen, zutrauen dürfte.

Bei einer ſolchen Unternehmung möchte man wohl ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

*) Er kehrte dahin erſt 1790 zurück.

**) Nach einiger Unterbrechung fing er ſie im J. 1790 zu Paris wieder an.

Aber ein ſo rüſtiger Kämpfer, wie Linguet, erſchrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl ſeiner Kräfte iſt, was ihn ſo außerordentlich zuverſichtlich macht, ſo muß man geſtehen, kein anderer hat jemals den Namen eines philoſophiſchen Hercules mehr verdient; und er iſt, trotz aller Verfolgungen der Rabuliſten, Encyklopädiſten, Oekonomiſten und Akademiſten zu Paris, der beneidenswürdigſte aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton ſeiner Annalen nichts anders glauben, als daß dieſer Mann ſich ſelbſt für das große Organ halten müſſe, durch welches die Vernunft ihre Götterſprüche ertönen laſſe. Nie hat irgend ein Schriftſteller zugleich mit mehr anſcheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in ſich ſelbſt und mit weniger Achtung für andere geſchrieben; und es ſey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geſchäftsträger des menſchlichen Geſchlechts, oder (welches der Charakter iſt, worin er ſich am meiſten zu gefallen ſcheint) als Oberrichter über die Völker und Fürſten des Erdkreiſes — die ihm aus ſeinem kosmopolitiſchen Augenpunkt als ſo viele einzelne auf unſerm Erdenkloſe herumkrabbelnde Weltbürgerlein erſcheinen — auftreten ſieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: ſo weiß man nicht, was man am meiſten bewundern ſoll — ob den Mann, der in der ſüßen Trunkenheit ſeines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der ſeinigen hält? — oder die theure Leſerſchaar, die ſich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man ſich nur, mit anhaltender Dreiſtigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigſtens (wie die Taſchenſpieler und Geiſterbanner vom gemeinen

Volke) mit einer Art von grauenhaftem Reſpect als ein Wundermann angeſehen zu werden, um den ſich alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu ſchauen ſich getraut, weil man ſich vor eben dieſer Zaubermacht fürchtet, von der man ſich ſo gerne beluſtigen läßt.

Etwas dieſem Aehnliches muß es doch wohl ſeyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftſteller, wie Linguet, das Compliment machen konnten: „man finde in jedem Artikel ſeiner politiſchen Annalen die Gründlichkeit des Raiſonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verſchönert, und was ihnen den größten Werth gebe, ſey der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrſche.“ Der weiſe Verfaſſer des Schreibens, das ſich mit dieſem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieſer Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieſes blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von ſo weitem Umfange wäre, als der Geſchmack an der ſachwalteriſchen Wohlredenheit ſeines Vortrags; und noch ſchlimmer, wenn ſich dieß blinde Vertrauen bis auf die Urtheile und Meinungen über Dinge erſtreckte, wovon Linguet oft nicht den mindeſten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, ſeine Meinung davon zu ſagen. Wir können nicht ſo klein von dem Verſtande des größern Theils ſeiner Leſer denken, um zu befürchten, daß er einen ſo ſchädlichen Vortheil jemals über ſie erhalten werde. Indeſſen iſt doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuverſichtlichkeit ſeines Tons viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieſer Ton (wie es das Anſehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die,

durch den Succeß einiger Franzoſen aufgemuntert, ſich die bekannte Trägheit unſers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Verſuchen wir alſo mit Linguet im Namen der Wahrheit ein wenig abzurechnen, und an einigen von den unzähligen Beiſpielen, wovon ſeine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie ſehr man Urſache habe, bei denjenigen auf ſeiner Hut zu ſeyn, die am meiſten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat ſich ſelbſt je ein wichtigeres Air gegeben als Linguet. Das ſogenannte Avertiſſement vor dem vierten Bande ſeiner Annalen enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei dieſem Manne alles Phraſeologie und Wendung und ſelbſtbeliebige Art ſich die Sachen vorzuſtellen iſt, und da ſeine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andre thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut: ſo weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Anſehen eines Verdienſtes zu geben, und ſogar die ekelhaften Ergießungen ſeiner Galle über Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre ſeiner literariſchen Widerſacher, adelt er zu Verdienſten, die er dem Staat erweist, und „ſein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public. Das iſt nun freilich ein Tic, den er mit dem geringſten Friſeur und Tanzmeiſter ſeiner Nation gemein hat; aber man überſieht auch an einem Friſeur, was man einem Manne, der ſich für einen Philoſophen gibt, nicht überſehen kann. Immerhin mag jener ſeine Locke, um einen Verſuch über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen; *) man lächelt, und damit iſt's wie zuvor. Aber wenn der Sophiſt,

*) Yoriks Reiſen.

der Schwätzer, der philoſophiſche Taſchenſpieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes ſagt: „mein der Wahrheit geheiligtes Werk ſoll in dem Brunnen gedruckt werden, worin die Verkehrtheit der Menſchen, dieſe Tochter des Himmels, ſich zu verbergen genöthigt hat:“ ſo weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide ſo ſpricht, die Achſeln zucken; oder was man der Unverſchämtheit thun ſoll, die der Welt durch ſolche Phraſes Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich iſt, wollen wir glauben, daß der ſo ganz über allen Begriff gehende Thraſonismus dieſes Mannes ein Fehler ſeines Verſtandes, oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit ſey, deren er ſich ſelbſt nicht mehr bewußt iſt; und daß es ihm dabei wie jenem alten Gabriga gehe, der ſeine Lüge ſo lange erzählt hatte, bis er ſie endlich ſelbſt glaubte. Und wirklich ſcheint dieß der Fall zu ſeyn, ſobald er von ſich ſelbſt ſpricht, welches ihm ſo oft begegnet, daß ein großer Theil ſeiner Annalen bloß mit dem Wind, den er von ſich ſelbſt macht, aufgeblaſen iſt. Es iſt ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der ſchon etliche Jahre gewohnt iſt, das ganze Europa zum Confident ſeiner kleinen Privatangelegenheiten, ſeiner kleinen Zwiſtigkeiten und Fehden mit Pariſiſchen Advocaten und Schöngeiſtern, und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von ſeinen Feinden erlitten haben ſoll, gemacht hat, ſich endlich in die Illuſion hineinſchwatzt, ſich für einen ſehr wichtigen Mann zu halten, und allen ſeinen kleinen Schickſalen und Zufällen in ſeiner Einbildungskraft das Anſehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt ſich z. B. erklären, wie es zugegangen ſey, daß er in ſeiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freiſtatt für den Druck ſeiner Annalen zu finden,

ſich betrogen gefunden habe. Wäre Linguet ein beſcheidener Mann, ſo würde er mit dieſer Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet ſeyn müſſe) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde ſich begnügt haben zu ſagen: man habe zu Genf, oder Bern, oder wo er ſonſt um die Freiheit ſeine Marktſchreiersbude aufzuſchlagen nachgeſucht haben mag, aus politiſchen Rückſichten Bedenken getragen, ihm ſolche zu geſtatten. Damit wär' es gut geweſen, und kein Menſch würde ein Mehreres davon zu wiſſen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr ſo viel Weltkenntniß gehabt, um ſich das Wahre von der Sache vorzuſtellen — als zum Exempel: daß die Vorſteher jener Helvetiſchen Republiken weder den Herrn Linguet noch ſeine Annalen für wichtig genug gehalten, ſich um ihrentwillen auch nur der geringſten Unannehmlichkeit auszuſetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur ſo viele öffentliche Corps und Geſellſchaften in Frankreich aufs heftigſte angegriffen werden, ſondern ſelbſt über Nationen, Könige, Fürſten und öffentliche Welthändel mit Cyniſcher Freiheit ins Gelag hineinräſonnirt wird — wenn, ſage ich, Blätter dieſes Schlags öffentlich aus einer Helvetiſchen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich eine ſolche Vorſtellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unſers Sachwalters der Wahrheit und des menſchlichen Geſchlechts. Er mußte alſo der Sache einen erhabenern Schwung geben. „Man betrachtet (ſagt er) in der Schweiz meine Feder als einen elektriſchen Conductor, welcher fähig wäre den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde ſie zu fixiren. Es ſchien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Miniſterialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieſer furchtbaren Büchſe der Pandora Aufenthalt gäbe, zuſammenſtürzen, und

die Gegend in den Abgrund verſenken würden, welche unvorſichtig genug wäre, einem neuen Titanen Zuflucht zu geſtatten.“ — Es fällt ſtark in die Augen, daß alle dieſe Perſiflage die guten Helvetier lächerlich machen ſoll. Und freilich, wenn ſie fähig geweſen wären, ein Männchen wie Linguet, für einen neuen Titanen und ſein Portefeuille für die Büchſe der Pandora anzuſehen, ſo würden ſie bald aufhören fähig zu ſeyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Teſtament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Linguet ſoll uns nicht bereden, ſo unwürdig von ehrwürdigen und weiſen Männern zu denken. Der elektriſche Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchſe der Pandora, und der himmelſtürmende Titan ſind bloße Meteore ſeiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeiſterei; und vergebens hofft er, in ganz Europa einen Kopf ſchwach genug zu finden, um ihm durch ſo ſchülerhafte Rhetors-Kniffchen ſo unendlich kleine Gegenſtände wichtiger zu machen, als ſie an ſich ſelbſt ſind. Der geringſte Menſch kann durch die geringſte Handlung, unter gewiſſen Umſtänden, die Aufmerkſamkeit des wichtigſten Mannes, ja die öffentliche Aufmerkſamkeit erregen: aber deßwegen ſoll er nicht ſo albern ſeyn, ſich gleich einzubilden, daß er darum ſelbſt ein wichtiger Mann ſey.

Doch man möchte dem Herrn Linguet ſeine Eitelkeit immer hingehen laſſen, wenn ſie nicht die Mutter einer Inſolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß ſind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes beſtehen zu können. Sehen wir zur Probe nur die Anmerkung in dem Vorbericht zum 4ten Theil der politiſch-literariſchen Annalen an.

Linguet, der in dieſem Vorbericht Dalembert und Marmontel noch ſchlimmer als jemals mitſpielt, hatte (dem Anſehen nach, bloß um ſich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) geſagt: die Figur Dalemberts könnte Bildhauern zu einem Modell von Majeſtät dienen. Und nun die Note zu dieſem Text. — „Ich kann nicht umhin (ſagt Herr L.) dem Herrn Dalembert bei dieſer Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt, und die ihm unfehlbar ſehr ſchmeicheln muß. Ich weiß nicht was für ein Docteur Allemand *) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Phyſiognomien geſchrieben; er offenbart die Kunſt, aus den Lineamenten des Geſichts die Talente, den innern Werth (le mérite), kurz, die Seele und das Herz eines Menſchen herauszufinden. Er verſichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf deſſen Naſe, und in deſſen Zügen man nicht die Grundlage ſeiner Reputation finde. Er citirt den Herrn Dalembert als ein Beiſpiel. Wahr iſt's, er geſteht, er habe nie den Troſt gehabt, ihn zu ſehen; aber nach ſeinen geſtochnen Bildniſſen, die er ſehr ſtudirt hat, verſichert der Herr Doctor, ſehr wohl bemerkt zu haben, daß dieſe Naſe und dieſe Züge keinem gemeinen Menſchen zugehören. — Ich brauche keinem Deutſchen Leſer zu ſagen, daß die Rede hier von Lavater ſeyn ſoll. Aber wer muß der Menſch ſeyn, der in dieſem impertinenten Ton von Perſiflage von einem Manne wie Lavater, und von einem Werk, wie die Phyſio-

*) Ich laſſe dieß Docteur Allemand wie es iſt, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in Franzöſiſchen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand aſſociirt ſind, nicht Deutſch gemacht werden kann. Ein gewiſſer Deutſcher Schulmeiſter oder Pedant — würde vielleicht dem, was die Herren Franzoſen durch je ne sais quel *Docteur Allemand* ſagen wollen, am nächſten kommen.

gnomiſchen Fragmente ſind, ſchwatzen kann? Seit wann iſt Lavater ein Docteur, oder ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein Recht, einen durch ſeinen bürgerlichen und ſittlichen Charakter ehrwürdigen Geiſtlichen und Pfarrer in der erſten Stadt von Helvetien, als je ne sais quel Docteur Allemand zu tractiren? Glaubt er, daß ihm das beſſer anſtehe, als wenn irgend ein Deutſcher Erabvocat und Annaliſt den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, je ne sais quel prêtre Français nennen wollte? Beſonders wenn nach einſtimmigem Urtheil der ganzen Nation dieſer Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich iſt klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf deſſen Unkoſten er den ihm verhaßten Dalembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt, von dem er in einem Ton ſpricht, der nur dem albernſten Product eines Imbécille angemeſſen ſeyn kann. Es iſt klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon geſehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutſch genug, um es zu verſtehen. Aber entſchuldigt ihn dieſe Unwiſſenheit? Was ſoll man von einem Manne denken, der Annales littéraires du XVIII Siècle ſchreibt, Annalen, deren Umfang ſich über ganz Europa erſtrecken ſoll, und dem ſo wenig daran liegt, ſich von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften außerhalb ſeiner eignen kleinen Cirkelchen beſſer zu unterrichten? Der von Lavatern und ſeinem Werke verächtlich ſpricht, und nicht einmal weiß, wer Lavater iſt, und was das Werk auf ſich hat, das er durch die unverſtändigſte Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stund es nicht bei ihm, beſſer unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigſtens bei ſeinem Aufenthalt in der Schweiz die beſte Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Linguet *auch in der Schweiz* ſeine Gegner und Verkleinerer

hat. Aber ſo Gott will, iſt doch wohl keiner von ihnen ſo ungerecht, und ſo arm an Geiſt, ihm nicht wenigſtens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und ſeinem phyſiognomiſchen Werke den Werth einer Menge großer und tiefſinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgränzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menſchlichen Erkenntniß iſt, einzugeſtehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der geringſten Erkundigung wenigſtens ſo viel erfahren können, daß Lavaters Werk nicht das Hirngeſpenſt eines Träumers, ſondern das mühevolle Unternehmen eines Naturforſchers iſt? Daß er die Phyſiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin die Chiromantie, oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, ſondern wie ein weiſer Mann behandelt hat, der ein neues und faſt unermeßliches Feld der Naturgeſchichte zu bearbeiten anfängt: und dem die Nachwelt, was ſie auch von dieſen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen ſeiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß ſeinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. ſ. w., weder verſagen kann noch verſagen wird? Unſtreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lauſanne Leute gegeben, die ihm das alles geſagt hätten, wenn er ſich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert ſich der größte Theil der ſich ſelbſt genugſamen Franzöſiſchen Literatoren um die Verdienſte der Deutſchen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugeſtehen, nicht zu wiſſen, was ihn, ſeiner Meinung nach, nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits alles was lernenswerth iſt zu wiſſen glaubt. Aber nur ſoll er alsdann auch von dem ſchweigen, was er nicht *weiß*! — Oder ſollte er etwa die Verachtung, die er der *Deutſchen* und Helvetiſchen Nation durch dieſe abſchätzige Art

n einem ihrer anerkannten größten Männer zu ſprechen,
durch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns ſagte: „ich
b' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zuſtand
: Wiſſenſchaften bei euch, und wie viel oder wenig eure
lehrten gethan haben, zu bekümmern?" — Doch wir wollen
n einzigen möglichen Fall ſetzen, der Herrn Linguet zu
igem Vorwand gereichen könnte: daß er das Wenige, was
von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von ſeinem
os Traité sur les Physionomies gehört hat, von irgend
em irrenden Französchen, Barbier oder Friſeur, mit dem
in einer Auberge bekannt worden, aufgeſchnappt habe.
tſchuldigt ihn das? Für tauſend junge wandernde Herrchen
ner Nation möcht' es genug ſeyn. Aber wahrlich, der
ann, der ſich für den noch allein übrig gebliebenen Pro=
ten und Prieſter der Wahrheit ausgibt; der Mann, der
ie Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin ſich dieſe
chter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle
genblicke auf ſeine Unparteilichkeit und Exactitude pocht,
) den nämlichen Aufſatz, worin er ſolche Proben
on gibt, mit den Worten beſchließt: je ne me piquerai
s du tout prouver par le raisonnement que je suis exact,
me contenterai de l'être — dieſer Mann muß gewichtigere
ranten ſeiner Urtheile haben als Barbiergeſellen, oder
leicht einen Journaliſten, der nicht beſſer urtheilt als jene.
n einem ſolchen iſt die Welt berechtigt mehr zu fordern.
). ſollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zu=
ien, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poé-
tu et obscur Périodiste Allemand tractirt zu werden, ſo
ß ich die Ehre haben ihm zu ſagen: daß noch eine einzige
he preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der
zen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich iſt, ſeine Sen=

dung zum Apoſtolat der Wahrheit in Europa ſehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müſſen wir nicht vergeſſen, daß der Schriftſteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annaliſt des achtzehnten Jahrhunderts iſt, der dem Dictionnaire Encyclopédique ſein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui serait infinement dangereuse si elle n'etait ridicule, qualificirt; der die ganze Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wegen einer Preisaufgabe, die er nicht verſteht oder nicht verſtehen will, wie einen Haufen blödſinniger Knaben, die nicht wiſſen was ſie wollen — die Fürſten Germaniens wie eben ſo viel kleine Junkern — und einen der größten Menſchen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs geſpielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundert und achtzehn Hausknechten ihrer fünfe auf einmal aus dem Felde ſchlug, behandelt. — Einem Schriftſteller von dieſem Schlage muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten laſſen; oder woher ſollte ſonſt die Geduld kommen, womit man alle ſeine Incartaden, gegen ganze Nationen, wie gegen einzelne Perſonen, und ſein politiſches Radotage über Welthändel, von denen ſeine Unwiſſenheit ihm alles Recht ſeine Meinung zu ſagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique ſo wenig Achtung zeigt, iſt freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen Deutſchen Gelehrten anſtändig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinſchrieb, bloß darum zu thun, Dalembert einen Streich zu verſetzen. Daß es ſich nun juſt fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mitgetroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich

wollte; aber da es doch ein Mittel zu ſeinem Zweck war, ſo ſchien es ihm wenigſtens eine ſehr kleine Peccadille. Denn er verſündigte ſich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert Franzöſiſchen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das ſich zu einem Franzöſiſchen Bel-Esprit ungefähr verhält, wie die alten Karaiben zu den Spaniern ihren Bezwingern; und wo ſich alſo noch fragen läßt, ob man ſich überall an ihnen verſündigen könne? —

3.

Juſtus Lipſius.*)

1777.

Ein Mann, der unter den Philologen und Philoſophen des ſechzehnten Jahrhunderts einen der erſten Plätze behauptet hat, und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt niemanden mehr daran gelegen iſt, ſein und vieler andern ſeinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu unterſuchen.

Ich habe ſein Bildniß nach demjenigen in Bullards Akademie, das für ein Original gelten kann, copiren laſſen **), und empfehle es den Phyſiognomikern ſowohl als den Pathognomikern, um zu ſehen und zu forſchen, ob und inwiefern aus dieſem Kopfe, dieſer Stirne, dieſen Augen, dieſer Naſe, dieſem Munde, dieſem Umriß des Geſichts, dieſen Zügen,

*) Geboren unweit Brüſſel im Jahre 1547, geſtorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Vor *dem vierten Bande* des Merkurs von 1777.

Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificiren und bestätigen lasse, daß dieser Justus Lipsius

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt,*) so daß er z. B. sich einst, in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus, bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte, und bereit sey, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müßiggang liebender Mann gewesen, und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Philosophie wieder herzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Bemühungen, die Moralphilosophie dieser Secte wiederherzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom ächten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehemals der Römische Senator Favonius vom Cato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war.

4) Daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion, über alles Beispiel, unbeständig**), im Alter hingegen, in

*) Aus genauerer Vergleichung seiner Physiognomie, seines Lebens und seiner Schriften, möchte sich wohl ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen. W.

**) Er war Römischkatholisch geboren und erzogen. In seinem 25sten Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den

inem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, evot gewesen, und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben, bei denen er ehemals erzogen worden, nd für die er immer die größte Verehrung hegte; auch es ndlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wun=ern unserer lieben Frau zu Hall, und das andere von den Bundern und Gnaden unsrer lieben Frau zu Sichem ge=hrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devotion errscht, der den glaubseligsten aller Carmeliter und Capu=ner beschämen könnte. *)

6) Daß er, ungeachtet der großen Humanität, die seine reunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn ls einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit hre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte,

---

überzeugten Lutheraner; ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück, und war wieder Römischkatholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professor=stelle mit ansehnlicher Besoldung an, und machte den Calviniſten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Ver=theidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Re=ligionsdissentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab, und sein übriges Leben durch der Römischen Kirche eifrigst beigethan blieb. Das Erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbe=ständig war, ein Buch de Constantia schrieb. W.

*) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker. Vid. Cicero de Natura Deor. wo Vellejus den Stoikern verschiedne Complimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste *in diesem Artikel macht.* W.

und zu der er ſelbſt ſich bekannte, von den Spaniern auf grauſamſte verfolgt wurde, den Muth gehabt zu behaupten man müſſe in Einem Staat nur Eine Religion dulden, un es ſey erlaubt, mit Feuer und Schwert gegen die öffentliche Bekenner einer andern zu wüthen*) — und endlich

7) daß er, bei aller von ihm gerühmten ungemeinen B ſcheidenheit, gleichwohl ein ſo hohes Gefühl ſeines werthe Selbſts und eine ſo ungeheure Meinung von ſeinen Ve dienſten und Thaten geheget, um der heiligen Jungfrau d Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher g ſchrieben, mit folgender ungemein modeſten Unterſchrift, z widmen:

Hanc, DIVA, pennam, interpretem mentis meae,
per alta spacia quae volavit aetheris,
per ima quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
operata semper, ausa**) quae Constantiam
describere et vulgare; quae Civilia,
quae Militaria atque Poliorcetica,
quae, Roma, magnitudinem adstruxit tuam,
variaque luce scripta prisci saeculi
affecit et perfudit: hanc pennam tibi
nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS,
nam numine istaec inchoata sunt tuo,
et numine istaec absoluta sunt tuo etc.

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpu intereat, ſind die eignen erbaulichen Worte unſers chriſtliche Seneca in ſeiner Civili Doctrina I. IV. c. 5. einem ſeiner elendeſte Bücher. W.

**) Da ſteht einmal das Wort am rechten Orte! W.

Dieſe Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetſch,
ſie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
die, der Wiſſenſchaft, der Klug- und Weisheit immer
dienſtbar, die Beſtändigkeit zu ſchildern ſich erkühnte,
die des Friedens- und des Kriegs-Regierungskünſte
ſchrieb, und deine Größe kund that, altes Rom,
und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthumes
Nachlaß überſtrahlte; dieſe Feder, Göttin,
weihet itzt, wie billig, dir dein Lipſius;
denn durch deinen hohen Beiſtand ward dieß alles
einſt begonnen, und zu Stande kam's durch deinen Beiſtand u. ſ. w.

Als eine Zugabe zu all dieſem wünſchte ich beſonders
n den Phyſiognomikern zu vernehmen, ob ſie aus dieſem
:ſichte nicht auch ſehen könnten, daß Lipſius die Muſik
ht leiden konnte, hingegen ein großer Blumiſt, und ſo ſehr
Liebhaber von Hunden war, daß er einſt ihrer drei (was
einen Gelehrten und Stoiker immer genug iſt) auf einmal
te, Mopſus, Mopſulus und Saphir genannt, von deren
isheit, Tugend und großen Verdienſten er in einem ſeiner
ieſe (Centur. I. 44.) nicht genug Rühmens machen kann.
: Pathognomiker aber möchte ich fragen: ob ſie es dem
nne, deſſen Stirne ſo voll weiſer Falten iſt, wohl anſehen,
er in ſeiner erſten Jugend einer von denen geweſen qui
ios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal
einer ſo zahlreichen Nachkommenſchaft von Kindern, ſeines
dächtniſſes und ſeiner Schreibfinger, nicht ſo viel procrea-
: Kraft habe zuſammenbringen können, um in einem viel-
rigen Eheſtande auch nur ein einzigmal den Vaternamen
verdienen. *Dieſer gedoppelte* Umſtand mag nun in ſeiner

Phyſiognomie geſchrieben ſtehen oder nicht, wahr iſt er jeden Fall.

Mit allen dieſen Eigenſchaften nun machte Juſtus ſius, nebſt Caſaubonus und Scaliger, das gelehrte Tri virat ſeiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal l gemacht iſt, betrogen zu werden, weil ſie betrogen wer will — der Senat von Antwerpen ehrte ſein Gedächtniß einer ehernen Bildſäule und folgender Aufſchrift:

Si simplex animi candor, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te propius, Lipsi, se aequabit Olympo,
Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieſer Apotheoſe kann, Zeit und Luſt hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagitta nachſchlagen, wo einige namhafte Anomalien und g Menſchlichkeiten dieſes Halbgottes ſattſam verificirt ſind Ich bin weit entfernt einem guten Menſchen übel zu nehr daß er auch an Schwachheit ein Menſch iſt — nur dieß ſch mir billig, daß, wer ſich ſelbſt erhöhet, erniedriget we und daß überhaupt die Zeitgenoſſen es der Nachwelt ü laſſen, den Werth eines jeden aus dem, was von ihm ü iſt, zu beſtimmen.

4.

Lucian von Samoſata.

Ueber Lucians Lebensumſtände, Charakter und Schr ſ. B. 1. S. III. fgg. von Wielands Ueberſetzung der ſäm lichen Werke Lucians von Samoſata in 6 Bänden. 1788.

5.

Lucius von Paträ.

S. in Wielands Lucian, Bd. 4. S. 296.

6.

Lucretius.

S. den Artikel Ueberſetzungen.

7.

Luſſan.

1800.

Mademoiſelle de Luſſan, die Verfaſſerin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftſtellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV, dem goldnen Alter der Franzöſiſchen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren, und lebte bis ins Jahr 1758. Da ſie ſich ihrer Mutter, die unter dem Namen la Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, ſo war es immer ſehr glücklich für ſie, daß ihr das Publicum, in der Ungewißheit, den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV weder eine geiſtliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, niemand zutraute, daß er ſich in der Folge als einen der größten Feldherren *und* Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Daſeyn nahm, daß Mademoiſelle de Luſſan mit dieſem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geiſtesgaben entwickelte, und den Grund zu den ſittlichen Eigenſchaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundſchaft edler Menſchen, ſelbſt unter Perſonen vom höchſten Range verſchafften; eine Freundſchaft, die man um ſo ſicherer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs ſchreiben kann, weil die Natur mit andern perſönlichen Reizen äußerſt karg gegen ſie geweſen war. In ihrem fünfundzwanzigſten Jahre hatte ſie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Biſchof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieſer Prälat, der ſich durch ſeine Abhandlung über den Urſprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieſer Art von Werken der Phantaſie und des Geſchmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent ſeiner jungen Freundin ausfindig; und er ſoll es geweſen ſeyn, der ſie aufgemuntert, ſich dieſer Art von Compoſition zu widmen, worin die berühmte Gräfin La Fayette eine neue Bahn eröffnet, und in Zayden und der Prinzeſſin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgeſtellt hatte. Der erſte Verſuch unſerer Dichterin, die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieſer intereſſante und wohlgeſchriebene Roman erwarb, verbunden mit dem Umſtande, daß ſie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte ſie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarſten Schriftſtellerinnen ihrer Nation.

Unter allen ihren Werken ſind die Anecdotes de la Cour

de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum erstenmal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten; und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten, und die noch jetzt — da so viele vortreffliche Französische und Engländische Producte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen, die ältern nach und nach verdrängt haben — sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmährchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaublichen Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von La Fayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenede und der Scudery geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Lucians und Apulejus' wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine den so vortheilhafte Gelegenheit, dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen, als der Einfall, einige liebenswürdige Thessalische Schäferfamilien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschafft, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk (zumal wenn es als ein Werk Griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte), mag auszustellen haben:

immer kann ihm das Verdienſt einer reichen Einbildungskra
ſinnreicher Erfindung und verſtändiger Behandlung der Suje
einer lebhaften, wiewohl etwas zu weitläufigen und zu v
dramatiſirten Erzählung, intereſſanter Situationen, an
nehmer Gemälde, und, was in meinen Augen nicht wen
iſt, einer reinen und in den gemeinſten Verhältniſſen d
Lebens anwendbaren Moral nicht abgeſprochen werden. W
die Verfaſſerin kannte, ſtimmt darin überein, daß ſie ei
ſchöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menſchlichke
und Großmuth, ein Herz, das der wärmſten Freundſcha
und der edelſten Handlungen fähig war, beſeſſen habe. Dieſe
Herz, dieſe Seele hat ſich auch ihren Werken mitgetheil
und athmet vorzüglich in dieſen Erzählungen, die zu ihre
Zeit mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und ſeh
oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neu
Ueberſetzung,*) als eine angenehm unterhaltende, unſchuldig
und lehrreiche Lecture, beſonders für junge Perſonen de
ſchönen Geſchlechtes um ſo zuverſichtlicher empfehlen kann
da es, bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeit
tödtenden Romanen, noch immer ſo ſehr an ſolchen fehlt
die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verſtandes, ihre
Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

*) Unter dem Titel: Theſſaliſche Zauber- und Geiſtermährchen, au
dem Franzöſ. der Madem. von Luſſan, überſ. v. J. S. G. S (chorcht)
Zittau und Leipzig bei Schöps 1800.

M.

1.

Machiavelli.

1790.

Daß Macchiavell die Fürſten, oder vielmehr die Deſpoten Tyrannen, in ſeinem übelberüchtigten Principe nichts s gelehrt habe, wird auch ohne Chriſtian Hofmanns iavellus ante Machiavellum und andere ähnliche Schriften n zu haben, von niemand, der nicht erſt ehegeſtern in Belt gekommen iſt, in Zweifel gezogen werden. Aber ob hiavell dieſen ſeinen Regentenſpiegel im Ernſt, als einen rſpiegel, um darin zu ſehen was ſie ſeyn ſollten, oder als eine ziemlich getreue Darſtellung deſſen, was die eſten und ſchlimmſten unter ihnen von jeher wirklich en, und insbeſondere, als eine in die Geſtalt einer aften Theorie verſteckte Satyre auf die Mediceiſche lie, aufgeſtellt habe, darüber ſind die beſten Köpfe von r Zeit her bis auf dieſen Tag verſchiedner Meinung ge=. Unter den letztern iſt auch der große Bacon von lam, der *(in ſeinem unſterblichen Werke* de Dign. et

Augm. Scientiar. L. VII. c. 2) kein Bedenken trägt zu sagen man sey Macchiavellen und seinesgleichen Schriftstellern Dank schuldig, daß sie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Macchiavells Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwieder so viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern, Minos, Rhadamanthus und Aeakus, selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beiden zu thun. In der That, außerdem daß in Macchiavells ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bittrer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtschaffner Mann seyn könne. — Dieses Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzurasche einseitige Urtheil eines Freundes, *) so viel an mir ist, wieder gut zu machen, und die ehrwürdigen Manes eines Bodins, Jac. Thomasius und Friedrich II zu versöhnen die es doch wohl mit einigem Recht übel finden könnten durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

*) Der es für Abderitisch erklärt hatte, daß man das für rein Theorie Macchiavelli's gehalten habe, was Satyre gewesen sey ein Urtheil, das in neuester Zeit für ausgemacht angenommen wird. Man vergleiche, was hierüber in Idelers Handbuch der Italienischen Sprache und Literatur Bd. 1. S. 82 fgg. mitgetheilt ist. Im Junusstück des Deutsch. Mercurs vom Jahre 1792 lieferte Jagemann eine Vertheidigung des Macchiavelli.

2.

Mäcenas.

Wielands Schilderung desſelben ſ. in ſeiner Ueberſetzung der Briefe des Horaz Bd. 1. S. 1 fgg.

3.

Mährchen.

1786.

Unter allen Schriftſtellern hat der Fabeln- und Mährchendichter den weiteſten Kreis. Alle Alter, Geſchlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beſchäftigte und müßige Perſonen, verſammeln ſich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten, und hören mit Vergnügen was ſie unglaublich finden.

Die Geſchichte der Völker fängt mit redenden Thieren und Theophanien an: Götter und Halbgötter in Menſchengeſtalt, Genien und Feen, Zauberer und Zauberinnen, Centauren und Cyklopen, Rieſen und Zwerge, ſpielen die erſte Rolle in den älteſten Zeiten der Nationen: jede hat ihre Mythologie, ihren Vorrath uralter Mährchen, die mit ihrer eigenen Vorſtellungs- und Lebensweiſe, mit ihrer Geſchichte, Religion, klimatiſchen, ſittlichen und bürgerlichen Verfaſſung ſo ſtark verwebt iſt, daß keine Zeitfolge ſie ganz daraus vertilgen kann.

Fabeln waren die erſte Lehrart, Allegorie die älteſte Hülle der Philoſophie, *Mährchen* der Stoff der älteſten und größten

Dichter. Kamtſchadalen und Griechen, Perſianer und Isländer kommen in dieſem Punkt zuſammen. Die Literatur der roheſten Völker geht von Mährchen aus: und ein großer, vielleicht der angenehmſte und beliebteſte Theil der Literatur der cultivirteſten beſteht aus Mährchen.

Als Perrault ſeine Contes de ma Mère l'Oye den Kindern und dem Hofe Ludwigs XIV vorerzählte, that er ungefähr das nämliche, was Homers Ulyſſes oder Odyſſeus, da er dem König Alkinous und ſeiner Gemahlin und ihrem fröhlichen Hofgeſinde ſeine Mährchen von der ſchönen Circe, von dem Popanze Polyphemus, von ſeiner Reiſe ins Elyſium, und von ſeinem Aufenthalt bei der Fee Kalypſo in der Zauberinſel Ogygia vorlog.

Es ſcheint ſeltſam, daß zwei ſo widerſprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zum Wahren, dem Menſchen gleich natürlich, gleich weſentlich ſeyn ſollten; und doch iſt es nicht anders. In das Wie und Warum wollen wir uns jetzt nicht einlaſſen: genug, daß es ſo iſt, und daß die Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn ſie gut erzählt werden, dieſe beiden Neigungen zugleich vergnügen und eben darin der Grund des ſonderbaren Reizes liegt, den ſie für alle Zuhörer oder Leſer haben.

Ich ſage, wenn ſie gut erzählt werden; und verſtehe darunter vornehmlich die Gabe, theils das Wunderbare mit dem Natürlichen ſo zu verweben, daß beide für die Imagination ein täuſchendes Ganzes werden: theils das Herz und die Leidenſchaften der Leſer ſo unvermerkt zu gewinnen und in das Spiel zu ziehen, daß ſie, des Unglaublichen und ſogar des Ungereimten der Begebenheiten und der Maſchinen ungeachtet, an den handelnden oder leidenden Perſonen des

Stücks Antheil nehmen, Liebe oder Haß, Furcht oder Hoffnung, für ſie empfinden, und bei aller Ueberzeugung, daß ſie nur ein Mährchen leſen, ſich doch kaum enthalten können, insgeheim zu wünſchen, und (wenigſtens ſo lange ſie leſen) beinahe zu glauben, daß es wahr ſey.

Dieſe Wirkung nicht bloß auf Kinder und gemeines Volk, ſondern auch auf Perſonen von Erziehung und Geſchmack zu thun, dieß iſt es, was den guten Erzähler von dem ſchlechten unterſcheidet.

In allen Dingen iſt, wie Pindar ſagt, derjenige Meiſter, der es durch die Natur iſt: indeſſen gibt es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Kunſt zu ihrer Vollkommenheit gebracht wurde; und jede Kunſt hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheimniſſe. Unſtreitig gilt dieß auch von der Gabe und Kunſt Mährchen zu erzählen: jene iſt nicht ſo gemein, dieſe nicht ſo leicht als ſich wohl viele einbilden mögen.

Seitdem Galland mit den berühmten Arabiſchen Mährchen, und die Gräfin d'Aulnoy mit ihren Feen-Mährchen den allgemeinen Geſchmack der leſenden Welt für dieſe Art von Gemüths-Ergötzung, ſo zu ſagen ausfindig gemacht haben, war nichts natürlicher, als daß nun eine Menge Arbeiter, mit mehr oder weniger Witz, Geſchmack, Menſchen- und Sittenkenntniß und Geſchicklichkeit in der Kunſt des Vortrags, oder auch manche mit gar nichts von allem dieſem, ein ſo fruchtbares Feld der ſchönen Literatur in die Wette anbauten; und daß dieſer Wetteifer nach und nach Mährchen von allen möglichen Gattungen in unendlicher Menge hervorbrachte.

Einige gute Köpfe fanden, daß man über die Gränzen der *Damen d'Aulnoy und* Murat hinausgehen, und auch

Mährchen für eine Claſſe von Leuten ſchreiben könne, welche ſchwerer zu unterhalten ſind als Kinder, oder Perſonen, die in gewiſſen Stunden ſich gerne zu Kindern machen laſſen. Man fand, daß Witz und Laune, ja ſogar Philoſophie und ſelbſt Philoſophie von der eſoteriſchen Art, ſich mit dieſer populären, von aller Prätenſion ſo weit entfernten Dichtart ſehr wohl vertrage; und daß ſie eine ſehr gute Art ſey, gewiſſe Wahrheiten, die ſich nicht gerne ohne Schleier zeigen, in die Geſellſchaft einzuführen: oder ſolche, die in einem ernſthaften Gewande etwas Abſchreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die Menſchen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß ſeine Arzneien durch Beimiſchung irgend eines angenehmen Saftes oder geiſtigen Liqueurs angenehm zu machen wiſſen; und man unterrichtet und beſſert ſie nie gewiſſer, als wenn man das Anſehen hat ſie bloß beluſtigen zu wollen.

Dieſem Grundſatze zufolge könnte die Dichtart, von welcher hier die Rede iſt, gewiſſermaßen eine Lehrart Sokratiſcher Weisheit werden: auch fehlet es nicht, beſonders im Engliſchen, an mehr und minder glücklichen Verſuchen in dieſer Art.

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß das Fach der wunderbaren Erzählungen durch Leute, die ſich bloß deßwegen damit abgeben, weil ſie glaubten, daß jedermann Verſtand genug habe ein Mährchen zu machen, mit einer Anzahl ſchaler Producte und ſchlechter Nachahmungen nicht guter Originale überladen, und dadurch bei verſtändigen Perſonen verächtlich worden iſt. Selbſt unter den Mährchen, die eine Art von entſchiedener Reputation haben, und wovon eine Sammlung von 36 Bänden, unter dem Namen Le Cabinet des Fées, ou

Collection choisie de Contes des Fées et autres contes merveilleux, zu Paris herausgekommen iſt, befinden ſich nicht wenige, die keinen Platz in einer auserleſenen Sammlung zu verdienen ſcheinen, und die entweder durch Monotonie, gemeine Erfindung und zu wenig Kunſt in der Compoſition unintereſſant, oder durch Mangel an Imagination, Witz und Salz ungenießbar ſind.

Producte dieſer Art müſſen Werke des Geſchmackes ſeyn, oder ſie ſind nichts. Ammen-Mährchen, im Ammen-Ton erzählt, mögen ſich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen; aber gedruckt müſſen ſie nicht werden.

Nach Verſchiedenheit der Gattung findet Abwechslung in der Manier des Vortrags ſtatt. Einige erfordern ihres Inhalts wegen ein ernſthafteres, andere ein munteres und lachendes Colorit; einige ſind mehr auf Rührung des Herzens, andre mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andre mehr auf Beluſtigung des Witzes abgeſehen; einige laſſen mehr feine Züge von Menſchenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen ſich durch Anſpielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem ſogleich in die Augen fallenden materiellen Sinn (wenn ich ſo ſagen kann) einen geiſtigen unterlegt, welchen der Leſer ſelbſt zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen bloß in dem naiven Mährchenton erzählt ſeyn.

Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfaſſer, durch irgend eine falſche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es ſcheint einer der feinſten Kunſtgriffe in dieſer Gattung von Dichterei zu ſeyn, daß man die Genien und Feen als Weſen einer höhern Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, *deren Natur*, Wirkungsart und Geſchichte für uns

immer etwas Räthſelhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unſre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, das man wohl Schickſal nennt, in die ihrige eingeflochten, und wir, ohne zu wiſſen wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schickſal ihnen Gutes erweiſet. Zu einem Beiſpiele kann die Art und Weiſe dienen, wie im goldnen Zweig ſowohl die Entwicklung als das Wunderbare behandelt worden iſt. *)

4.

Magnetismus.

1787.

Das bekannte Dictum des Shakſpeariſchen Hamlets — „mein guter Horazio, es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon ſich unſer philoſophiſches Compendium nichts träumen läßt" — gehört unter die Gedankenformen, die ein jeder mit leichter Mühe ſeinem Verſtande anpaſſen kann, und womit man, ohne viel dabei zu denken, ſehr viel geſagt zu haben glaubt, wiewohl man, im Grunde, nichts damit geſagt hat, als die gemeine, unläugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebſt dem Abſtractions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlich kleinen albernen Thierchens, Menſch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenſtaub,

---

*) Im erſten Bande des Dſchinniſtan oder auserleſene Feen- und Geiſter-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu überſetzt und umgearbeitet. Winterthur bei Steiner u. C. 1786. Aus Wielands Vorrede dazu ſind die obigen Bemerkungen ausgezogen.

Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meiſter ſpielt, ſind nicht das Maß alles deſſen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen ſeinesgleichen herumſchwimmt, möglich und wirklich iſt — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennetz aufgehangen hat, iſt ſehr vieles unbekannt und unverſtändlich, was in beſagtem Tempel zu ſehen und zu hören iſt. Gewiß keine mathematiſche Wahrheit iſt evidenter als dieſe: aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was ſoll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet unſre Kenntniſſe von der Natur, ihren Kräften, Geſetzen und Wirkungen, vergleichungsweiſe mit dem, was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künſtlich bewaffneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begriff vom Weltall geben, gegen welchen die erhabenſten Begriffe eines Platon, Ariſtoteles, Philolaus u. ſ. w. nur kindiſche Vorſtellungen waren — daß, dieſem allen ungeachtet, unſer Wiſſen bloßes Stückwerk iſt, und daß wir von den Erſcheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer Oekonomie und dem Inwendigen des unermeßlichen Schauſpiels, das vor unſern Sinnen ſteht und unſern Verſtand in Erſtaunen ſetzt, ſo viel als gar nichts wiſſen? — Wer zweifelt daran? Gewiß die am wenigſten, die am meiſten wiſſen, und in dem engen Geſichtskreiſe, den die Natur uns zugeſtanden hat, am ſchärfſten und deutlichſten ſehen! — Aber dieß folgt nicht aus jenem Satze; es iſt der Satz ſelbſt mit andern Worten. — Oder ſoll etwa daraus folgen, daß wir nichts für gewiß behaupten ſollen, was wir *nicht gewiß wiſſen*? nichts als unmöglich läugnen

ſollen, deſſen Unmöglichkeit wir nicht beweiſen können? über nichts urtheilen ſollen, was wir nicht verſtehen? — Wahrlich, wenn dieſe Vernunftgeſetze erſt von Hamlet geprediget werden müſſen, deſſen Stimme wird bei einer Umfrage über neue Wundererſcheinungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt von keinem großen Gewichte ſeyn!

Doch ich will es gelten laſſen, daß man einer gewiſſen blödſinnigen und maſchinenmäßigen Art von Menſchen, denen alles Neue Ketzerei, und gleichwohl beinahe alles was andere wiſſen neu iſt, durch dieſen Spruch in etwas anſchaulich machen wolle, wie kindiſch es ſey, wenn ſie Thatſachen läugnen, weil ſie unbegreiflich ſind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verſchließen, weil ſie ihren vorgefaßten Meinungen widerſprechen. — Aber, wenn heute oder morgen einer von Yoriks Lying Travellers von einer Reiſe um oder durch die Welt zurückkäme, und erzählte uns:

„er habe, auf irgend einer Inſel des ſtillen Meers, Menſchen angetroffen, die ſo ſchnellfüßig wären, daß ſie, um einen Haſen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande ſperren müßten, weil ſie ſonſt, ohne dieſe Précaution, den Haſen immer überlaufen würden" —

oder:

„er habe einen Braminen Namens Padmanaba kennen gelernt, der das Geheimniß beſitze, alle blauen Augen, vermittelſt eines gewiſſen Saftes, womit er ſie beſtreiche, ſo zu organiſiren, daß ſie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurch ſchauen könnten" —

oder wenn irgend ein Franzöſiſcher Luftſchiffer bekannt machte:

„er ſey in den Mond aufgeſtiegen, habe dort mit dem König Endymion ſoupirt, und alles daſelbſt genau ſo be-

funden, wie es Lucian im zweiten Buche ſeiner wahrhaften Geſchichten beſchrieben habe" —

Und wenn dieſe Herren, etwa aus der geheimen Abſicht, unſern Verſtand zum voraus auf ihre Seite zu bringen, und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verſchaffen, ſich auf Hamlets Spruch berufen, und dadurch auf einmal allen Unglaubigen und Zweiflern den Mund geſtopft zu haben glauben wollten: dann hätten ſie offenbar Unrecht. Denn daraus, daß wir ſehr vieles nicht wiſſen, und viele Erſcheinungen, die wir mit Augen ſehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das Geringſte für die Wahrheit eines vorgeblichen Factums, das dem gemeinen Menſchenverſtand auffallend, und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen von Glaubigem und Unglaubigem im Widerſpruch iſt.

Aber geſetzt nun, es geſchehen ſolche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem was von jeher sensus communis geweſen iſt, zuwiderlaufende Thatſachen vor unſern Augen; — wäre es recht und wohlgethan, wenn der Philoſoph (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unſrer Zeit) ſeine Finger dabei auf den Mund legte und ſchwiege? — oder ſollte es nicht weit beſſer ſeyn, wenn beſagter Philoſoph gerade das Gegentheil thäte, und ſeinen Mund nur erſt recht weit öffnete, um ſeine zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigten Nebenmenſchen bei einem ſolchen Factum vor ſolchen Uebereilungen zu warnen, und ſie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz iſolirten und alſo völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar ſich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber deſto aufmerkſamer und geſchäftiger ſey, vor allen Dingen ſich von der Wirklichkeit *und von allen* Umſtänden dieſer Begebenheiten,

durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern?

Wir lesen seit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine außerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerksamkeit des verständigen Publicums würdig ist, und wovon ich hier nur das Wesentlichste im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angesehenen Familie in der Reichsstadt Bremen lag seit länger als drei Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Convulsionen fast ohne Hoffnung darnieder. Zwei Aerzte, Dr. Wienhold und Dr. Olbers die als Männer von aufgeklärter Denkungsart und großen praktischen Talenten in ihrer Kunst bekannt sind — besorgten diese Kranke. Alle Hülfsmittel, welche die Arzneiwissenschaft in solchen Fällen darbietet, alles was der angestrengteste Fleiß der beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Lavater, der eben um diese Zeit in Bremen war, sah die Patientin, rieth das Magnetisiren an, und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte. Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren *) vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulationen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch gingen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche, tägliche, oder um den andern Tag vorkommende Oeffnung erfolgte, und das Monatliche (das sonst acht Täge dauerte und mäßig war) in der nächsten Periode sehr stark

*) Wer dieses Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weise dieser Manipulationen, wird in der Geschichtserzählung nicht *bemerkt.*

wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren exaltirten Zustand überging, wie der aus der Beschreibung Lavaters (als welcher die Probe mit dieser sogenannten Desorganisation oder magnétisme animal, oder wie man es sonst nennen will, im vorigen Jahre an seiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) bekannt ist." Nunmehr erst (sagt Herr Dr. Bicker) wurde Herr Dr. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte. *)

Nun traf sich's, daß Herr Dr. Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer sehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Cur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergebens gebraucht wurden. Man beschloß, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen ohne Wirkung; darauf aber stellten sich während des Manipulirens convulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein. Nachdem beide Aerze durch eine Menge mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unläugbarer Thatsachen sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie dem Herrn Dr. Bicker ihre Entdeckung mit, und machten ihn zum Augenzeugen dieser bewunderungswürdigen Erscheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaub-

*) D. i. änderte seine Meinung, nachdem er das, was geschah, mit Augen gesehen hatte, und glaubte seinen Augen, daß er das, was er sah, *wirklich sehe*. Oder haben diese Worte einen andern Sinn? —

würdigkeit und Wahrheitsliebe seiner Herren Collegen nichts entgegensetzen konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte.

Und was sahen und bemerkten nun diese drei Aerzte an beiden Kranken? Hier ist alles, was in dem Schreiben des Herrn Dr. Bicker an Herrn Hofrath Baldinger davon zu lesen ist.

1) „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr oder minder convulsivische Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich schwache Puls erhebt sich, wird geschwinder, und schlägt über 90mal in einer Minute; das Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwerlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkürlich zu, und sie sind unvermögend sie zu öffnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer und sie schlafen ein. Es stellt sich darauf eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die, während des Schlafs, immer fortwährt; beide Kranke haben, seit der Magnetismus auf sie gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die sie vorher niemals ohne Klystiere und eröffnende Mittel bekamen; bei der ersten Kranken hat es auch sehr stark auf das Monatliche gewirkt; bei der zweiten aber noch nicht."

So weit ist die Erzählung des Herrn Dr. Bicker rein historisch, und in dem einfachen Ton einer medicinischen Krankheits- und Curgeschichte abgefaßt. Wie sehr wird jeder Wissensbegierige, der in einer in der That so bewundernswürdigen Erscheinung so viel möglich mit eigenen Augen sehen möchte, bedauern, daß der Herr Doctor diese Erzählungsart nicht auch im Folgenden, wo es um die Hauptsache zu thun ist, beibehalten hat! Denn gewiß macht diese Veränderung des Tons, und daß uns, anstatt bloßer umständlicher *einzelner* Thatsachen, größtentheils nur Resultate derselben,

der das Allgemeine, was die Beobachter aus dem Gesehe-
en und Gehörten abstrahirt und geschlossen haben, gegeben
ird, für uns andere, die wir nicht gesehen haben und doch
lauben sollen (bei aller möglichen Hochachtung für die aufge-
ärten und unbefangenen Aerzte, die so glücklich gewesen
nd, selbst zu sehen), einen sehr beträchtlichen Unterschied. —
ich fahre fort den Herrn Dr. B. selbst reden zu lassen.

„Die zweite Wirkung des magnetischen Manipulirens ist
er ekstatische Zustand der Seele und des Divinationsver-
ögens, welches die Kranken zu besitzen glauben, und wel-
es sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigene
rankheit wirklich zu besitzen scheinen. Hierbei muß ich mit
avater ausrufen: „es gibt viele Dinge in der Natur, wobei
er Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen
uß. Können wir doch oft die gewöhnlichsten und alltäg-
chsten Erscheinungen in der Natur nicht demonstriren.“ *) —
Dieser ekstatische Zustand ist unstreitig wunderbar zu nen-
en, weil er, nach unserer Meinung, allen uns bekannten
sychologischen Erfahrungen widerspricht. Die Personen ha-
en das vollkommenste Bewußtseyn, die deutlichsten Vorstel-
ungen, das treuste Gedächtniß, ziehen aus den Reden An-
erer die feinsten Schlüsse, antworten auf die ihnen vorge-
gten Fragen mit dem größten Scharfsinn, Beurtheilung

*) Niemand wird auch so unvernünftig seyn, von den gelehrten Augenzeugen dieser Magnetisationsgeschichte eine Demonstration des Zusammenhangs zwischen Wirkungen und Ursachen zu fordern. Man wünscht bloß umständliche Erzählung richtig beobachteter Thatsachen, um sich erst von der wahren Begebenheit der letztern überzeugen zu können. Den Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es *noch immer Zeit.*

und Präciſion; *) beſtimmen mit der genaueſten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Anſehung ihrer Krankheit oder Beſſerung oft erſt in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; beſtimmen die Arzneimittel, die bei ihnen angewandt werden ſollen. Oft wählen ſie auch unter den ihnen vorgeſchlagenen Mitteln diejenigen, die ſich für ihren Zuſtand am beſten ſchicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen ſcheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, ſo ſind es doch insgemein ſehr wirkſame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß ſie ihnen wohl bekommen. Wir getrauen uns nicht zu urtheilen, ob dieſe während der Ekſtaſe beobachtete Kenntniß der Seele durch eine höhere und gleichſam prophetiſche Kraft herbeigebracht werde.**) Genug, daß

---

*) Wie ſehr würde ſich Herr Dr. B. auch nur durch ein einziges Beiſpiel von jeder dieſer Verſicherungen und Urtheile das denkende Publicum verbindlich gemacht haben! Natürlicher Weiſe wünſcht man auch zu wiſſen, auf welche Gegenſtände und wie weit ſich dieſe erſtaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bei dieſen magnetiſirten Perſonen erſtrecke. Die meiſten Menſchen haben in ihrem natürlichen wachenden Zuſtande ein ſo unvollkommnes Bewußtſeyn, ſo undeutliche Vorſtellungen, ſo wenig Scharfſinn und Präciſion im Urtheilen, und ziehen oft ſo grobfädige Schlüſſe aus dem was Andere ſagen, daß dieſer neuentdeckte erſtaunliche Vorzug eines magnetiſirten hyſteriſchen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menſchen einem jeden auffallen muß. Die Sache iſt wahrlich von zu großer Wichtigkeit, als daß ſie nicht in das möglichſte Licht geſetzt zu werden verdienen ſollte.

**) Wie ſollten aufgeklärte Männer ſich eines ſo voreiligen Urtheils ſchuldig machen können? Aber nicht jedermann iſt ſo beſcheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die ſich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch eben ſo unbegreifliche und unverſtändliche, aber allen Ohren wohlbekannte Worte zu erklären, *und dadurch* (auch wohl gegen ihre Abſicht) Unheil in der Welt

wir sehen und beobachten, die Wahrheit sagen können und wollen. Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase, sind die Organe der Sinne (das Gesicht ausgenommen) auf das höchste verfeinert. Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den psychologischen Bemerkungen bald vergessen hätte) *) wissen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von allem was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung im Umgange mit dem männlichen Geschlechte zurückhält, oder die Ergießungen ihrer Seele **) unterdrückt. Ihr Divinationsvermögen von abwesenden oder zukünftigen, ganz außer ihrer Sphäre liegenden, Dingen ist nicht so bestimmt, nicht so zuverlässig, begründet sich (nach ihrem eigenen Geständniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trifft es nicht selten richtig ein. — Die wichtigste Folge dieser besondern Cur ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe und Convulsionen (außer

zu stiften. Es ist daher um so nöthiger, daß Begebenheiten, die so leicht in großen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht gestellt werden, das nichts Zweifelhaftes, Zweideutiges und Unbeleuchtetes übrig läßt.

*) Und was doch gleichwohl eine sehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erscheinung ist!

**) Wer wird nicht auch hier mit mir wünschen, daß uns Herr Dr. B. theils um der Sache selbst willen, theils zu Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses, detaillirte Beispiele solcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung gereinigter Seelenergießungen gegen Personen unseres Geschlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publicum so viel gesagt hat, warum *sollte man ihm nicht alles* sagen dürfen?

den kurzen convulsiviſchen Erſchütterungen, die ſie noch während des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen) aufgehört, und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dieß iſt bis jetzt, und ſo viel ich wenigſtens weiß, alles, was von dieſer, durch Lavaters Rath und ſelbſt gegebenes Beiſpiel veranlaßten wundervollen Desorganiſationsgeſchichte dem Publicum bekannt gemacht worden iſt. Ich geſtehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliothèque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich iſt, welche unglaublicher wäre als das, was uns hier von den Wirkungen der magnetiſchen Manipulation auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewirkten magnetiſchen Schlaf *), von der in dieſem Zauberſchlaf ſich äußernden höchſten Verfeinerung der Sinne, Exaltation der Seelenkräfte, Divinationsgabe, mediciniſch-praktiſcher Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der beſten Heilungsart derſelben u. ſ. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, dieſe angeblichen Thatſachen, als Wirkungen der magnetiſchen Manipulation betrachtet, gehören mit zu der Erzählung der lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Beſtreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer ſehen können" in Eine Claſſe **), und ich finde es nicht unglaublicher, daß Blanchard (wenn es ihm einmal

*) Von den Franzöſiſchen Magnétiseurs auch Somnambulisme magnétique genannt.

**) Wem dieß beim erſten Anblick etwa zu viel geſagt ſcheinen möchte, den erſuche ich, ſich aus dem eilften Stücke der Berl. Monatsſchrift von 1785 S. 431 zu erinnern, daß der Marquis von Puſegur zu Straßburg auch dieſes Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewiſſe von ihm magnetiſirte Perſonen durch dicke Mauern *haben ſehen* können.

einfallen ſollte in den Mond zu ſchiffen) mit dem König Endymion ſoupiren werde: als daß Mademoiſelle N. N. in Kraft gewiſſer, durch eine mit ihr in Rapport ſtehende Perſon, an ihrem Leibe vorgenommener magnetiſcher Handhabungen, die Wundergabe erhalte, im Schlafe zuſammenhängend zu reden, mit den Fingern zu ſehen, ihr eigener Arzt zu werden und zu diviniren.

Aber hier ſind drei Aerzte, die ſich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieſer Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die im beſtätigten Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtſchaffenheit und Kenntniß ihrer Kunſt ſtehen — kurz, in deren Glaubwürdigkeit, in Abſicht deſſen, was ſie geſehen und beobachtet haben, nicht der geringſte Zweifel ſtatt findet. Dieß gibt der Sache doch wohl eine andere Geſtalt? — Wir wollen ſehen!

Geſetzt, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt iſt, erzählte mir: er ſelbſt ſey mit noch drei oder vier andern, mir ebenſo bekannten, rechtſchaffnen, verſtändigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge davon geweſen, daß ein gewiſſer Geiſteranner, auf ſein, des Erzählers, Verlangen, unſern vor drei Jahren verſtorbenen Freund N. N. citirt habe; der Verſtorbene ſey wirklich unter einem gewaltigen Donnerſchlag, wovon alle Lichter im Zimmer ausgelöſcht worden, in glänzender Geſtalt zur Thür hereingekommen, habe ſich mitten in den Kreis geſtellt, ſey von ihm erkannt worden, habe auf ſeine Fragen Antwort gegeben, und ſey mit abermaligem Donner und Blitz wieder verſchwunden: — was wird dieſe Erzählung meines Freundes für eine Wirkung auf meinen Verſtand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und ſchweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich alſo die Erſcheinung unſers verſtorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten, und mich mit Hamlets Spruch: „Es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden u. ſ. w.“ darüber tröſten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am allerwenigſten!

Und warum das?

Die Antwort muß, ſollte ich denken, jedem vernünftigen Menſchen auf der Zunge liegen: „Weil ich, wenn ich dieſe einzige Erſcheinungsgeſchichte glaube, alle Geiſter- und Geſpenſter- und Wunderlegenden, die von Anbeginn der Welt an bis zu den Wundern des lauſichten Bettlers Labré erzählt und geglaubt worden ſind, für eben ſo wahre Begebenheiten halten müßte: — denn all dieſe Wundergeſchichten, von denen die Mönchschroniken und Legenden wimmeln, ſind durch glaubwürdige, angeſehene, zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derſelben ſind, trotz ihrer Unwahrheit, ſogar gerichtlich erwieſen worden.“ „Ich ſage noch mehr: wenn ich dieſe einzige Erſcheinungsgeſchichte glaubte, ſo wäre ich, um conſequent und mit mir ſelbſt einſtimmig zu ſeyn, genöthiget, alle Begebenheiten, die in allen Feenmährchen und Amadiſen der Welt erzählt werden, für ſehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu ſeyn, nichts als anſehnliche, in gutem Ruf und Leumund ſtehende, Augenzeugen fehlten, die man, ohne ſich böſe Händel zuzuziehen, weder Lügen ſtrafen, noch ohne Unhöflichkeit beſchuldigen könnte, daß ſie ſich durch falſchen Schein, künſtliche *Maſchinerie*, oder ein zwiſchen den ſichtbaren und ver-

borgenen Acteurs der Komödie verabredetes Spiel hätten täuschen lassen. — Wenn ich nun aber dieses unermeßliche Chaos von Wundergeschichten und Wundermährchen theils für wahr, theils für möglich und an sich selbst glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menschenverstande werden?"

Was bliebe mir also in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten: daß er mir alle Umstände der besagten Geisterbeschwörung bis zu Ende, mit allen ihren Causalitäten und Modalitäten, so genau als möglich erzählen möchte; und wenn dieß von ihm und den übrigen Augenzeugen geschehen wäre, zu versuchen, ob sich nicht die ganze Erscheinung, ohne eine abgeschiedene Seele, aus sehr natürlichen Ursachen sehr natürlich und begreiflich erklären lasse? — Ich würde zu meinem Freunde sagen: „Lieber Freund, ich habe eine große Meinung von deinem Verstande, und ich traue deiner Redlichkeit wie mir selbst: aber du bist doch nichts weiter als ein Mensch wie ich auch, der trotz seinem Verstand und Willen der Täuschung auf unzählige Arten und Weisen unterworfen ist. Ich glaube, daß du gesehen hast, was du gesehen hast; aber ich glaube nicht was du nicht gesehen hast, und vielleicht nicht sehen konntest. Ich glaube deinen Augen: aber ich traue weder deiner Imagination, noch den Trugschlüssen, die sich vielleicht deinen wirklichen Beobachtungen unvermerkt unterschoben haben. Du kannst manches gut beobachtet haben: aber es ist auch möglich, daß manches, und gerade das, worin der Aufschluß des ganzen Räthsels liegt, deiner Bemerkung entgangen ist. Es ist gar zu leicht, in Dingen dieser Art — wo unsere angeborene Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuschung mehr Raum gibt als wir uns selbst zutrauen — getäuscht zu werden."

Man mache die Anwendung des vorausgesetzten Falles, insofern es passend ist, auf die vorliegende Desorganisationsgeschichte; aber man lasse mich nicht mehr sagen als ich sagen will und wirklich sage. Alle in diese Geschichte verwickelten Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erstenmal und öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegengekommen; aber die Verschiedenheit unserer Vorstellungsart, und was davon abhängt, ist natürlicherweise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Orts, kann eben so wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen oder im Schlafe schärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavaters und seiner Gemahlin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Marcard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten und den beiden magnetischen Schläferinnen vermuthe ich, daß ihnen allen in dieser Sache — etwas Menschliches widerfahren sey. Es ist hier, meiner Meinung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobei das Facit nicht herauskommt was herauskommen sollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch so lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir so lange suchen, bis wir ihn finden.

Doch was rede ich schon davon, wo der Rechnungsfehler *stecke? Alles* Suchen würde vergebens seyn, so lange man

uns nicht alle Data an die Hand gibt, welche zu einer vollständigen Kenntniß des Factums nothwendig sind. Ein jeder, der das Schreiben des Herrn Dr. Bicker im Hannöverischen Magazine selbst durchgelesen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geschrieben ist, wahrnehmen: aber an der Vollständigkeit der Erzählung fehlt noch vieles. Ich begreife sehr wohl, daß Umstände und Verhältnisse dem Erzähler einer außerordentlichen Begebenheit, die sich in einer angesehenen Familie des Ortes seines Aufenthalts (zumal wenn dieser Ort eine der ersten Reichsstädte ist) zugetragen hat, in mehr als Einer Rücksicht Gränzen setzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig: daß man dem Publicum von dieser Sache entweder gar nichts hätte sagen sollen, oder daß man sich mit Rechtschaffenheit schwerlich wird entbrechen können, ihm alles zu sagen. So scheint z. B. dasjenige, was von der Leibes- und Seelenbeschaffenheit der beiden Patientinnen, besonders der ältesten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu seyn, um alles Licht, das man zu haben wünschen muß, über die Fragen zu geben: inwiefern diese sonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zustande gegründet, und was die nähere oder nächste Veranlassung dazu gewesen? Ob und wiefern etwa ihre besondern Lebensumstände, Situationen, Verhältnisse, Lecturen, Leidenschaften u. dgl. mehr oder weniger Einfluß auf die Krankheit sowohl als die magnetische Cur gehabt haben könnten? — Ferner scheint es nicht Vorwitz, sondern Erforderniß der Sache zu seyn, wenn jeder Leser deutlich unterrichtet zu seyn wünscht: worin die magnetische Manipulation, die an den beiden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich bestanden habe? Von wem solche vorgenommen worden? ob von einer Manns- oder Frauensperson? *wie oft? wie lange* jedesmal? In welchem

Rapport die manipulirende Person mit der Patientin gestanden und noch stehe? Ob man versichert sey, daß sich nicht irgend eine, an sich unschuldige, geheime Leidenschaft — etwas das sich bei einem schönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich voraussetzen läßt — in die Sache gemischt habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menschlichen Geschlechts gebührt, und die Delicatesse, womit eine Sache zu behandeln ist, worin ein paar schätzbare junge Personen dieses Geschlechtes so nahe betroffen sind, stärker fühlen als ich: aber diese Sache ist nun einmal, durch die Publicität, die man ihr gegeben hat, eine Angelegenheit aller derjenigen geworden, denen das Interesse der Menschheit nicht gleichgültig ist; conventionelle Rücksichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen, und es ist billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geständniß des Herrn Dr. Bicker) sich diese jungen Damen in ihrem magnetischen Zustande so leicht hinwegsetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu versagen, die einiges Licht über diese räthselhafte Geschichte verbreiten können.

Ueberhaupt scheint es unumgänglich zu seyn, daß alles, was in dem Briefe des Herrn Dr. B. von den seltsamen und unerklärbaren Wirkungen der magnetischen Manipulation auf beide Patientinnen nur im Allgemeinen gesagt worden ist, mit mehreren ausführlich erzählten Beispielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche, vom Anfang der magnetischen Cur an, den Erfolg derselben so genau beobachtet haben, ein Journal über ihre Beobachtungen und Bemerkungen geführt, dessen vollständige Bekanntmachung die *meisten* Fragen, die bei Lesung des Schreibens an Herrn

Hofrath Baldinger in einem aufmerksamen Leser entstehen müssen, beantworten würde. Ich sehe nicht, was wohldenkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, sich dieses Verdienst um die Welt zu machen.

Die Quelle der meisten falschen Rechnungen, die unser Verstand beim Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Untersuchung zu früh für geendigt annimmt, und also aus unvollständigen Datis eben so getrost schließt, als ob man aufs vollständigste von allem unterrichtet wäre. Ich gestehe gern, daß gelehrte und scharfsinnige Männer seltner in diesen Fehler fallen als andere; aber auch dem Weisesten kann etwas Menschliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Ursache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken, und schreiben sie also einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zu. Aber was war die Ursache dieser widernatürlichen Reizbarkeit bei einem wohlgebildeten, schönen, geistvollen, vortrefflich erzogenen und cultivirten Mädchen? Diese Ursache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunst der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, sollte man nicht beinahe genöthiget seyn zu vermuthen, daß irgend eine moralische oder physisch-moralische Angelegenheit die Ursache des besagten widernatürlichen Zustandes ihres Nervensystems gewesen sey? Könnte diese nicht auf die eine oder andere Art mit der magnetischen Manipulation in Verbindung stehen, und wenn wir zur Einsicht in diese so natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Mysterien zugelassen werden könnten, am Ende auch der glückliche Erfolg der Cur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens *wird zwar ein heftiger* Schrecken als die nächste

Urſache angegeben; aber nicht geſagt, was dieſen Schrecken veranlaßt habe: da doch (weil dieſes ganze Schreiben auf Information des Publicums abgezielt iſt) unſere Unwiſſenheit über dieſen Punkt nicht gleichgültig ſcheint. Uebrigens iſt auch dieſe junge Perſon „ſchön und wohlgeſtaltet, zwar nicht ſo lebhaft von Imagination, nicht ſo ausgebildet als die erſte, aber ein ſanftes gutes Mädchen, das bei einem weniger vollkommenen Gegenbilde (als die erſte iſt) auch bei dieſer Erſcheinung ſehr glänzen würde.“ — Dieſe Verſchiedenheit der Temperamente und Anlagen bei dieſen beiden Perſonen macht zwar (wie Herr Dr. B. ſagt) keine Veränderung in den phyſiſchen Wirkungen des Magnetismus, welche bei beiden gleich ſind: aber die pſychologiſchen Phänomene ſind ſehr verſchieden, und das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erſcheinen bei der erſten Patientin in ſo viel höherm Glanze als ihre natürlichen Anlagen und deren Ausbildung unterſchieden ſind. — Dieſe Beobachtung (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Facta und Beiſpiele, wovon ſie nur das Reſultat iſt, zu ſehen wünſchen muß) ſcheint meiner Vermuthung, daß in dieſer ganzen Wundergeſchichte alles ſehr natürlich, und vielleicht das meiſte (wo nicht alles) ſehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu ſtatten zu kommen. Aber freilich wirft uns die gleich darauf folgende Verſicherung: „daß die Aerzte auch bei der zweiten Patientin im magnetiſchen Schlafe Kenntniſſe, Scharfſinn, Urtheilskraft bemerken, die ſie im wachenden Zuſtande nicht äußern konnte“ — in unſere vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenſchaft, die, es ſey nun daß ſie nur noch unbeſtimmtes und unbefriedigtes Naturbedürfniß, oder auf einen beſondern Gegenſtand gerichtet ſey, unter gewiſſen Umſtänden, eine gewiſſe Verfeinerung und Schärfung der *Sinne, ein lebhafteres* Spiel der Einbildungskraft, und ſelbſt

einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte, auf eine ganz natürliche Art (wiewohl freilich nicht bei allen Menschen ohne Unterschied) bewirkt. Mit acht und mehr Wochen langem magnetischen Manipuliren verbunden, sollte diese, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, sehr mysteriöse Leidenschaft, zumal wenn sie durch Umstände genöthiget wäre geheim zu bleiben, in diesem Stücke sehr große und sonderbare Wirkungen hervorbringen können. Aber Kenntnisse, Kenntnisse die man im wachenden Zustande nicht äußern konnte, mitzutheilen (ich nehme die einzigen aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem sie von der verbotenen Frucht gegessen hatte), diese Wirkung läßt sich aus jener Leidenschaft nicht erklären. Dieses Wunder thut also die magnetische Manipulation! — Und wenn diese Kenntnisse der Person, welche sie im magnetischen Schlafe äußert, wirklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, sondern durch die magnetische Behandlung gleichsam eingerieben oder eingekrabbelt worden sind; — so hat freilich alles, was man seit so manchem Jahrtausend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menschen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch Mesmer und Puisegur eine neue Epoche der Menschheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigste aller Entdeckungen, die jemals gemacht worden; und, da sie (um mich des Franklinischen Ausdrucks zu bedienen), da sie schon in der Kindheit solche große Dinge thut: so kann man sich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgestaltung der menschlichen Dinge, und eine Erhöhung und Vervollkommnung unserer Natur und unseres Zustandes versprechen, wovon gemeine Menschen sich, selbst jetzt, da dieser novus saeculorum ordo vor unsern Augen zu entstehen *anfängt, noch keine* Vorstellung machen können.

Noch wage ich's freilich nicht, dieſen zauberiſchen Hoffnungen, und den herrlichen Ausſichten, die ſie ins Unendliche vor mir aufſchließen, mich ſo ſchwärmeriſch zu überlaſſen, als vielleicht vor dreißig Jahren geſchehen ſeyn könnte. Es könnte noch zu früh ſeyn über neue Entdeckungen zu triumphiren, da alles noch ſo dunkel iſt, und unter dem Schleier des Geheimniſſes verborgen liegt! Noch ſind Unterſuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzuſtellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulöſen, die gar zu leicht Schwierigkeiten und Hinderniſſe finden könnten, woran unſere ganze Hoffnung ſcheitern dürfte. Indeſſen wollen wir den Muth nicht ſinken laſſen. Die Sache verdient, von allen Philoſophen, Naturforſchern, Aerzten und Menſchenkennern, mit der größten Aufmerkſamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beſte der Menſchheit iſt auf die eine oder andere Art gleich ſtark dabei intereſſirt, der animaliſche Magnetismus mag nun am Ende triumphiren oder zu Schanden werden. Aber daß eines von beiden geſchehe, iſt, ſo wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte, vernünftige und (mit Erlaubniß zu ſagen) egoiſtiſche Theil der Menſchen hat ſich bisher immer zu gleichgültig bei ſolchen Gelegenheiten verhalten. Man hat ſich begnügt, über alles, was in den Kreis der verborgenen Philoſophie, Alchymie, Magie, Theoſophie und Theurgie gehört, über Geiſtererſcheinungen und Teufelbannerei, über Talismane und Zauberſpiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weiſen, über St. Germain, Caglioſtro, Bleton, Mesmer, Puiſegur, und über den ewigen Juden (der hoffentlich auch bald wieder auftreten und ſeine Rolle ſpielen wird) zu lachen und zu ſpotten. Man hat denjenigen, die ſich mit ſolchen Dingen abgeben, oder an ſolche Menſchen glauben, ihren rechten Na-

men zu geben gemeint, wenn man ſie Energumenen, Schwärmer, Narren oder Charlatane und Beutelſchneider betitelte; übrigens aber die Thatſachen, auf welche ſie ſich beriefen, als keiner Aufmerkſamkeit würdig, nur zu oft ununterſucht und unberichtigt gelaſſen. — Und eben daher iſt es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich geweſen iſt, einen entſcheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner iſt als jemals — wo die Wiſſenſchaften einen Punkt der Höhe erreicht haben, auf dem ſie noch nie geſtanden, und wo, dieſem ungeachtet, ja vermuthlich eben deßwegen, Wunderglaube, Geiſterfeherei und Magie von neuem in Anſehen kommen, und deſto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hoffnung iſt, ohne gründliche Wiſſenſchaft, auf bequemen Schleichwegen, noch mehr, als uns jene jemals verſprechen kann, zu erlangen, den Schlüſſel des geheimſten Cabinets der Natur zu finden, und von der Geiſter- und Körperwelt auf einmal Meiſter zu werden; — und in einer Zeit, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer ſich das Wort gegeben zu haben ſcheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menſchen zu thun, und wo die ordentlichen Menſchen ſo außerordentlich geneigt und aufgelegt ſind, ſolche Wirkungen nicht nur zu leiden, ſondern ſo viel an ihnen iſt, durch Erhitzung ihrer Imagination und Anſtrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias Fraudes, noch zu befördern: in einer ſolchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geſchehen, ohne daß ſogleich, wie wenn ſich eine Bête de Gevaudan ſehen ließe, Lärm gemacht, und nicht eher abgelaſſen werde, bis das Wunderthier geſchoſſen oder *gefangen iſt*, und ſich dann ergibt, daß es —

nichts als ein etwas größerer Wolf, oder doch ein Wolf wie andere Wölfe ist.

5.

Margaretha von Valois,

Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

1781.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I, ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatz die Rede *seyn wird.*

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII (Vater des Volks genannt) ſehr ſorgfältig erzogen, hatte von ihrer erſten Jugend an eine beſondere Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und (was nicht immer mit dieſer Neigung verbunden iſt) vorzügliche Gaben, ſich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit Gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geſchäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerſtreuungen eines Hofes, der damals der galanteſte und glänzendſte in Europa war, noch immer einſame Stunden, worin ſie ein Talent üben konnte, an welchem ſie Vergnügen fand, und welches, in der Sage einer Chriſtina von Piſan, vermuthlich die Hauptbeſchäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon beſtehen in einer Sammlung von Poeſien und in ihren bekannten proſaiſchen Erzählungen. Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem ſeltſamen aber dem Geſchmack der damaligen Zeit angemeſſenen Titel: Marguerites *) de la Marguerite des Princesses, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie beſtehen aus geiſtlichen Liedern, vier ſogenannten Myſterien, einem paar dialogirten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegoriſchen Erzählung, die Satyrn und die Nymphen der Diana betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. dgl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Mélang. Tom. VII. p. 102), der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et

*) Der Herr Kammerdiener ſpielt mit dem Namen Margarite, der eine Perle oder ein Gänſeblümchen, was man lieber will, bedeuten kann. W.

bienfaits findet, und alles, was man etwa daran aus
könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B.
bar an dem Ridicule de ces Pièces dévotes ſchuld ſey — 1
ſeine Richtigkeit zu haben. So viel iſt gewiß, daß der
von dem Streit der Satyrn und Nymphen, der im z
Theile des Parnasse des Dames zu leſen iſt, durch die 9
die ſich der Herausgeber genommen, den Styl zu mo
ſiren, nichts gewonnen hat, das den Verluſt der Naivet
Originals erſetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann,
wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr
Munterkeit des Geiſtes, der ſie ſich in ihren Erzähl
vollig überließ, ſie auch in ihren erbaulichen Reimen
ganz verlaſſen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Christ etre semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
A tout honneur qui est damnable;
A la Dame belle et jolie,
Au plaisir qui la chair emeut.
Laisser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D'un cœur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
Se jouir en melancolie
Et tourment dont la chair s'emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Myſterien, oder geiſtlichen Dramen (die Geburt Chriſti, die heil. drei Könige, der Bethlehemitiſche Kindermord und die Flucht nach Aegypten) zeichnet ſich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene ſtellt die heilige Jungfrau dar, wie ſie, in der Wüſte, vor Müdigkeit und Erſchöpfung, ſich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jeſuskind im Arm eingeſchlafen iſt. Joſeph geht umher einige Nahrung zu ſuchen. Inzwiſchen hat der ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüſte in ein Paradies umzuſchaffen, und die Scene verwandelt ſich unter folgendem Geſang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geſchmückten Luſtort:

Erſter Engel.

Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous on prendra.

u. ſ. w.

Die angenehme Ueberraſchung der erwachenden Madonna ...res guten Alten, der ohne dieſes Wunder mit leeren ... zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. ...ontemplation, *Memoire* und Conſolation, jede mit ei-

nem großen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich alles wieder. Dieß waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damaliger Art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die Liebe gar nicht kenne, eine andre findet sich noch glücklicher weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes den sie doch einzig liebt; die andere über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör gibt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der einen wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres *Mannes*, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem

ſo guten Rathe deſto mehr Gewicht zu geben (und, weil ſich das Stück mit einem Tanz ſchließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verſchaffen) läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der ſie verſichert: daß ſie es ſehr übel mit ſich ſelbſt meinen würden, wenn ſie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke (ſagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames), daß die Königin von Navarra ſich kein Bedenken machte, dieſe Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Privilegien drucken zu laſſen, und dieß zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß ſie damals für devot und ſogar für gut katholiſch paſſirte.

Für das letztere möchte ich eben nicht gut ſtehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religiöſe Frau und von unſträflichen Sitten war, iſt unläugbar. Wie kam es alſo, daß ſie den beiden betrübten Weibern nichts Beſſer's zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Urſache iſt vielleicht ſehr ſimpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen ſeyn, weil ſie ihr Geſchlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht beſſer zu rathen ſey, und weil ſie freimüthig genug war, was ſie dachte auch zu ſagen. In der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Erſten, und eine Königin — was hätte ſie verhindern können offenherzig zu ſeyn? — Die Komödie endigt ſich damit daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht! (ſagt der Greis, noch ein ächter Franzoſe von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte ſind dabei, wir wollen's euch nicht wohlfeil geben;

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma *vieille et moy*, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, ſagt er, tanzt man in Paris ſchon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. ſ. w. tanzten noch im ſechzigſten.“ — Freilich deſto ſchlimmer für die Pariſer, und deſto beſſer für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieſer kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbeſcholtnen Tugend zuſammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie ſie die Verfaſſerin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am gewöhnlichſten der Contes de la Reine de Navarre, bekannten, ſo oft und noch vor wenig Jahren in einer ſehr ſchönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe ſeyn können. Gleichwohl iſt nichts gewiſſer. Außer dem Zeugniß eines Geſchichtſchreibers wie Auguſt von Thou beweiſet es die Zueignungsſchrift an die Prinzeſſin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieſer Erzählungen vom Jahre 1567 vorgeſetzt iſt: und Brantome verſichert, daß er es aus dem eignen Munde ſeiner Großmutter habe. Vielleicht iſt es unſern Leſern angenehm, was er davon ſagt in ſeinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die Hofſprache ſeiner Zeit war) zu leſen. Wir wollen ihn alſo ſelbſt reden laſſen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, où l'on voit un style si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; *mais quand* elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand

depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on lui eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra iſt einer (der vierte in der erſten Journée), wovon ſie ſelbſt die Heldin war, und der aus dieſer Urſache um ſo merkwürdiger iſt, weil das Abenteuer ſelbſt von der häkeligſten Art iſt. Denn es iſt um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bei nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraſchen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günſtling König Franzens (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern), war der Mann, der ſich's einfallen ließ, bei der Schweſter ſeines Königs auf dieſe plumpe Art den Satyr zu ſpielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräuſche, das die geheime Fallthür machte, durch welche ſich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach ſtehlen wollte, *) und ſie führte ihn ab wie man ſich's vorſtellen kann. Das Sonderbarſte bei der Sache war, daß er ſchon zweimal vorher verſucht hatte Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweitemal ſo übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang ſich vor keinem Menſchen ſehen laſſen durfte, weil die Prinzeſſin zu ſeinem Unglück vergeſſen hatte ihre Nägel zu beſchneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit

*) Die Scene war auf einem ſeiner Landſitze, während daß der Hof zum *Beſuch bei ihm war.* W.

obendrein seyn, um nach einem solchen Empfang zum dritten= male wieder zu kommen. Die Anekdote ist keine der glaub= lichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone (wiewohl unter verstecktem Namen), es der ganzen Welt zu erzählen.

Uebrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Be= gebenheiten sind, die sich wirklich und größentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Costume der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter wahre, lebendige und charakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt), die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die sel= ten unterhaltenden, wiewohl charaktermäßigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergötzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer großen Schüs= sel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Commentar über den Solinus: daß die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

6.

Vom heiligen Martin.

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in
nkreich mehr Verehrung genoſſen als St. Martin, Biſchof
Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der
en Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben.
ne Kirche war die allerheiligſte und unverletzlichſte Frei-
t. König Chilperich wagte es nicht ſeinen rebellirenden
n, der ſich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der feſten
erzeugung, daß ſolch eine Art von Kirchenraube immer
h ein Wunder aufs härteſte beſtraft werde. Indeſſen
te er doch auch das Opfer ſeiner Wuth nicht entwiſchen
n, und griff alſo zu einem ſonderbaren Mittel. Er ſchrieb
nhändig an den Heiligen, und bat ihn geziemend um die
lieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf ſein
b gelegt, und daneben ein reiner Bogen Papier, auf wel-
n der Heilige ſeine Antwort liefern ſollte. Die Antwort
b aber außen; und Meroveus genoß den Schutz des Hei-
n, ſo lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher
, als bis er ſich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürſten jener Zeit wetteiferten ordent-
mit einander, wer dieſem großen Heiligen ſeinen Schutz
ſeine Patronſchaft am theuerſten abkaufen könne. Sie
icherten ſeine Kirche mit Schätzen, und verehrten ſeinem
be und ſeinen Reliquien Koſtbarkeiten vom höchſten Werthe.
hr iſt's wohl, daß auch die nachherigen Vormünder des
ligen das Ihrige auf eine eben nicht ſehr feine Art dazu
rugen, die großen Herren in dieſe freigebige Stimmung
ſetzen. „Wenn du Gott das Seinige nehmen willſt, ſo

wird auch Gott dir Reich und Krone nehmen!" ſagte einmal Injurioſus Turonenſis Clothar dem Erſten gerade ins Geſicht. Clothar war durch dieſe Aeußerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martins Rache ſchon über ſeiner Scheitel brennen, und brachte dem ſchlauen Injurioſus die reichſten Präſente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu verſöhnen.

Clovis verbot auf ſeinem Zuge gegen Alarich, König der Weſtgothen, ſeinen Soldaten bei Todesſtrafe, in der Touraine das Geringſte zu nehmen außer Waſſer und Gras. Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es, rief in vollem Zorne: „aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn wir den heiligen Martin ſo beleidigen?" und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des heiligen Martin machten ſeine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog um den ſogenannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an dieſe Art von Weiſſagung bei wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war außerordentlich ſtark. Man entſchloß ſich nämlich nach der erſten Antiphone oder Verſikel, die man beim Eintritt in die Kirche im Chor ſingen hörte; oder nach dem erſten Spruch den man aufs Ungefähr in der Bibel aufſchlug. So ſang z. E., als die Geſandten von Clovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, du haſt mich angethan mit Stärke zum Krieg, und haſt unter meine Füße gegeben, die da aufſtunden wider mich." Clovis bekam Muth durch dieſe vermeinte Weiſſagung, und ſiegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours die Reliquien des heiligen Martins einsmals, erſt ins Kloſter Cormeti, dann nach Orleans, dann nach Chablis *und endlich* nach Auxerre zu ſchaffen. Die Wunder, die ſie

auf dieſer Reiſe allenthalben thaten, brachten den Prieſtern von Tours, die als ihre Hüter mitzogen, eine ſo reiche Leſe von Almoſen und Geſchenken, daß endlich die Kleriſei von Aurerre darüber neidiſch wurde, und halben Antheil daran verlangte; weil, wie ſie behaupteten, St. Martin die großen Wunder nicht allein, ſondern in Compagnie mit ihrem St. Germain thue, und folglich den Profit mit ihm theilen müſſe. Der Streit fing an hitzig zu werden, und man provocirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beider Heiligen. Man legte nämlich einen Ausſätzigen zwiſchen die Reliquienkaſten beider; und ſiehe da, die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um, und legte ihn mit der noch uncurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heilige vollendete ſeine Cur, und trug alſo den Sieg in Betreff der Curkoſten davon. Als dieſe wunderthätigen Reſte von Aurerre wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Corps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo ſie nur durch eine Stadt, Flecken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich geſund. Manche aber waren mit dieſer Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter andern ein Paar Gichtbrüchige, die ſich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leibrente gemacht hatten, und nun hätten wieder arbeiten müſſen, gingen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht curirt zu werden. Aber es half nichts, ſie mußten ſich doch curiren laſſen.

7.

Mauren.

Eine kritische Kleinigkeit.

1777.

Als ich die Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, herausgegeben von August Friedrich Ursinus, Berlin 1777, zu Gesicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titel-Vignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf seine Klagen zu harren scheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307) zu der Mauriſchen Romanze, Alcanzor und Zaide, den Schlüſſel dazu, da ſie mich belehrte, daß der Neger und ſein Mädchen eben dieſen Alcanzor und Zaide vorſtellen ſollten. Allem Anſehn nach hat der Künſtler ſich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen laſſen, ſich dieſe zärtlichen Grenadiſchen Liebhaber als Schwarze oder Neger vorzuſtellen; wenigſtens fällt es jedem in die Augen, daß er ſie ſo abgebildet hat. Wir Deutſchen ſind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyſſinier, Einwohner der Küſte von Guinea u. dergl. zu denken. Die Grenadiſchen Mauren aber waren nichts weniger als ſolche Mohren; ſie waren an Farbe (beſonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verſchieden; waren an Sitten, Lebensart, Kleidung u. ſ. w. in den mittlern Zeiten, bis ins 15te Jahrhundert, die Muſter von Pracht, Zierlichkeit und Geſchmack, und gaben den übrigen Europäern den erſten Begriff von dieſer wunderbaren *Verbindung* von Tapferkeit und Galanterie, die ſich bei der

anzöſiſchen Nation am längſten erhalten hat. Alcanzor
r (wie die Ballade ſelbſt beſagt) ein edler Grenadiſcher
ter, und Zaide ein Mädchen aus edlem Hauſe; beide hät=
alſo ganz anders ausſehen müſſen, wenn das Coſtume
te beobachtet werden ſollen. Ein nackter Neger, mit einer
ıde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die
ɜerſklaven zu bilden pflegt) gibt uns keinen Begriff von
:m Zegris oder Abencerragen, ſo wenig als das auch halb=
:te kräusköpfige Negermädchen einer Grenadiſchen Dame
lich ſieht. Es wäre nicht unſchicklicher, wenn man Pyra=
s und Thisbe ſo bildete, und ſie uns dann für Babylonier
e. Aber auch der Ueberſetzer hätte den Titel, a Moorish
lad, nicht eine Ballade aus dem Mohrenland, ſondern
: Mauriſche Ballade überſetzen ſollen, zumal da ihm be=
nt war, daß dieſe Ballade eine freie Nachahmung einer in
ı hiſtoriſchen Roman, Historia de las civiles guerras de
nada, vorkommenden Spaniſchen Romanze, und die Scene
ſelben zu Grenada war; wie dieß auch aus dem ganzen
)alt deutlich genug iſt. Da man in Deutſchland überall
ıohnt iſt, ſich unter Mohren ganz andre Geſchöpfe zu den=
, als die Mauren in Spanien waren: ſo iſt das natür=
ſte Mittel, Mißverſtand zu verhüten, daß man dieſe letzte=
Mauren nennt, die Abyſſinier und Neger hingegen im
ɜ des Namens der Mohren läßt; wiewohl urſprünglich
ur und Mohr einerlei iſt.

8.

Merlin der Zauberer.

1777.

Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darin ungefähr die Rolle, die in Homers Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde, und der immer (auch unsichtbarer Weise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritterordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein Leben und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes, der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfing er die Gabe übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwohl in Absicht der Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worin er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondre Neigung zu dem König Uter Pandragon, und war ihm unter anderm in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintodiel, so dienstlich, daß Ygerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von König Utern, auf eben die Weise wie Alkmena von Jupitern, betrogen, und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der *diesem* Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich

für verbunden, nun auch alles Uebrige für ihn zu thun, was ihn zum größten König ſeiner Zeit machen könnte. Er ſorgte für ſeine Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberſchwert Eſcalibor und zur Brittiſchen Krone, leiſtete ihm in ſeinen erſten Kriegen gegen ſeine Vaſallen, bald in Geſtalt eines Bauerknechts, bald eines Hirſches mit fünf Geweihen, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenſpielers u. ſ. w., großen Beiſtand, ſetzte ihn in den ruhigen Beſitz ſeines Reichs, und krönte endlich alle ſeine Verdienſte dadurch, daß er die ſeit König Uters Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte, und dadurch den König Artus zum Stifter eines Ordens machte, der, unter Merlins Schutze, der Vereinigungspunkt der Brittiſchen Helden wurde, beſonders derjenigen, von denen König Artus am meiſten zu beſorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verſchwand Merlin gänzlich in Britannien, und es blieb nichts von ihm übrig als ſeine Stimme, die ſich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachſenen Grotte hören ließ, und denen, die ſich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee, Viviane, ſeine Freündin, ſonſt in den Romanen der Table Ronde La Dame du Lac genannt, war, wider ihren Willen, Urſache an dieſer Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch ſolche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand, und von Merlins Macht, wie es ſcheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm ſelbſt zu probiren; aber der Zauber wirkte, zu ihrem großen Leidweſen, ſo gut, daß er weder von Merlin ſelbſt noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. *So wie an der ganzen* Geſchichte des Königs Artus

und der Tafelrunde, ſo iſt auch an der Geſchichte dieſes Merlins unſtreitig etwas Wahres; aber was daran wahr iſt, von dem Fabelhaften ſcheiden zu wollen, möchte wohl vergebliche Mühe ſeyn. Die Vermuthung, daß er ein geſchickter Natur- und Mathematik-Verſtändiger geweſen, und dadurch zu der Meinung der ſpätern Zeiten von ſeinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanſchreiber des 12ten und 13ten Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wohl der Wahrheit am nächſten kommen. Die Prophezeyung, womit man ſich unter Merlins Namen trägt, und über welche ein Maleferatus in England im Jahre 1641 einen großen Commentar in 4to herausgegeben, ſind, aller Wahrſcheinlichkeit nach, untergeſchoben. Doch müſſen ſie ziemlich alt ſeyn, weil ſchon der größte Doctor Universalis (wie man ihn nannte) Alanus ab insulis, ein Mönch von Clairvaux, und ein großer Schriftſteller ſeiner Zeit (d. i. der andern Hälfte des 12ten Jahrhunderts), ſieben Libros Explicationum über dieſe Weiſſagungen geſchrieben, welche im Jahre 1649 zu Frankfurt am Main, unter dem Titel Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia etc. gedruckt worden ſind. Die berühmte Königin Karolina hat Belieben getragen, Merlins Andenken durch Wiederherſtellung ſeiner Grotte im Park von Richmond, und ein Bruſtbild, ſo ſie ihm daſelbſt ſetzen laſſen, zu erneuern. Die Beſchreibung davon findet ſich in den Rarities of Richmond, oder exact description of the Royal Hermitage and Merlins Cave, with his Life and Prophecies. Vol. I. IV. London 1736. 8.

6.

Moral der Natur.

1789.

Die zwei angelegenſten Wünſche, worin alle Menſchen übereinkommen, ſind: geſund und glücklich zu ſeyn. Zu beiden hat uns die Natur Anlage und unerſchöpfliche Hülfsquellen gegeben, und beides in den unzählbaren Individuen, die zuſammen den Menſchen ausmachen, unendlich vermannichfaltigt. Beides iſt nicht ganz in unſerer Gewalt, und hängt doch in den meiſten Fällen und größtentheils von unſerm Verhalten ab. Alles in und außer uns iſt in unaufhörlicher Bewegung, beides zu erhalten und — zu zerſtören. Beides iſt ordentlicherweiſe das Reſultat eines der Natur gemäßen Lebens, und kann daher auf Regeln zurückgeführt werden, die ſo nothwendig ſind als die Natur ſelbſt.

Der bloße Naturmenſch befolgt dieſe Regeln, bald durch den ſanftern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltſamern Dranges der äußern, ohne ſich derſelben deutlich bewußt zu ſeyn; er lebt, ohne zu ahnden, daß es eine Kunſt zu leben gebe, lebt geſund und glücklich, ohne ſich etwas von einer Theorie geſund und glücklich zu leben träumen zu laſſen.

Dieſe Entdeckung macht er erſt, wenn er auf der höhern Stufe des geſelligen Standes und der Cultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theil wird, auch die unzähligen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche größtentheils unvermeidliche Folgen von dieſer *Ausbildung und* Verfeinerung ſind, die ſo viel

Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur, oder die Theorie der Kunst uns selbst so glücklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist, eben so wie die Diätetik und Heilkunst, eine Tochter der Nothwendigkeit, der, unter den Folgen der Policirung und Unterdrückung, der Cultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden, Humanität zu Hülfe zu kommen. Beide Künste steigen in eben dem Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommner, und auf der andern elender wird; beide werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarei und Cultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß, auf tausendfältige Art verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt, und mit quacksalberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden beläſtiget; und beide nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren, und die Nothwendigkeit nach der Natur zu leben endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensation, die Meisters Werk von der natürlichen Moral (welches, vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen, durch meine Vermittlung in einem Deutschen Gewand erscheint,*) in der

*) Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M (eister) von Herrn Sch (ultheß) übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. Leipzig *bei Göschen* 1789.

Hauptſtadt der geiſtvollſten und frivolſten Nation der Welt, gemacht hat. In der That ſcheint es ganz beſonders für die moraliſchen Bedürfniſſe der höhern Claſſen der Bewohner dieſer einzigen Stadt ausgerechnet zu ſeyn, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Gräuel, wodurch ich Babylon und Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeichneten, in ihrem ungeheuern Umfang vereiniget. Nie, ſagt ein ſcharfſinniger und beredter Beurtheiler deſſelben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das, was in den reinſten Gefühlen der Menſchheit ſich mit einer aufs äußerſte getriebenen Civiliſation verträgt, beſſer aufgefaßt, nie das, was ſo ſehr im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint, die einfältigſte Natur mit den feinſten Nuancen conventioneller Begriffe und erkünſtelter Empfindungen, ſo gut zuſammengereimt. Dieſes Buch iſt das Geſetzbuch des rechtſchaffenen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künſten, des Mannes, der von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückſeligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein ſollten zu danken haben. Dieß ſcheint uns den unterſcheidenden Charakter dieſes kleinen Werkes auszumachen, und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Moraliſten, die man öfters wieder lieſt, zu verſichern.

Wenn das, was in dieſem Urtheile zum unterſcheidenden Charakter dieſer natürlichen Moral gemacht wird, geſchickt iſt, ihr auch unter uns in den höchſten Claſſen geneigte Leſer zu verſchaffen, ſo iſt es doch weder das Einzige, noch, in meinen Augen, das höchſte Verdienſt dieſes kleinen Buches. Das, was ich ganz vorzüglich daran ſchätze, iſt, daß es durchaus ein unverfälſchter Abdruck der Seele ſeines Verfaſſers, und nicht von aller declamatoriſchen Energie oder empfindſamen Ziererei, eben ſo ſehr ein Werk ſeines Herzens als ſeines

Verſtandes zu ſeyn ſcheint; daß er bei aller Freiheit des Geiſtes, die eine natürliche Folge der Aufklärung desſelben iſt, ſich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der ſchwachen Seite der menſchlichen Natur ſchuldig iſt, entfernt. Seine Weisheit iſt immer beſcheiden, und ſeine Tugend verhält ſich zu ihr wie eine ſchöne Tochter zu einer ſchönen Mutter, deren Ebenbild ſie iſt. Dieſe moraliſche Grazie, die in allen ſeinen Geſinnungen athmet, hat ſich auch ſeinem Vortrag mitgetheilt, und ſeiner Schreibart einen keuſchen abſichtsloſen Reiz gegeben, der ſeine Schrift, auch in dieſer Rückſicht, mit den ſchönſten Producten des goldnen Alters der Franzöſiſchen Literatur in eine Reihe ſtellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfaſſer nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn, daß ein Theil des Publicums den Geiſt und die Beredſamkeit eines der merkwürdigſten Männer unſrer Zeit, des berühmten Necker, in dieſem Werkchen zu erkennen geglaubt hat.

Es iſt, meiner Empfindung nach, von der Art, daß es, wie ehemals Epiktets berühmtes Enchiridion, ein Handbüchlein aller übeln und guten Menſchen zu werden verdient.

10.

Juliane Morell.

1777.

Unter allen gelehrten Damen, deren das ſiebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweiſen kann, ſcheint mir *keine mehr* Anſpruch zu haben, das Gegenbild der Anna

Maria Schurmann zu ſeyn, als dieſe Nonne, die, vermuthlich, für die meiſten Leſer eine ganz neue Bekanntſchaft iſt.

Ich ſelbſt muß offenherzig geſtehen, daß ich Schweſter Julianen auch bloß von Hörenſagen, und (damit meine Beichte vollſtändig ſey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in der Bullardiſchen Académie des Sciences et des Arts, befindlich iſt, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutſchland unter die ſehr ſeltnen gehören; ich wenigſtens habe nie etwas davon zu ſehen bekommen. Gleichwohl wären mir ein paar Blätter aus ihren Exercices Spirituels sur l'Eternité lieber, als alle die pompöſen Dinge, welche Herr Jacob Ignatius Bullard, der Sohn, in ſeinem Eloge von ihr ſagt; denn ich bin feſt überzeugt, daß eine Perſon nicht leicht ein paar Blätter ſchreiben kann, ohne daß man die ſubſtantielle Form ihrer Seele wenigſtens eben ſo gut darin ſollte wahrnehmen können, als — in dem beſten Schattenriß.

Juliane Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein halber Gelehrter war, hatte ſich in den Kopf geſetzt: daß es eine große Herrlichkeit ſey, der Vater einer gelehrten Tochter zu ſeyn. Er hatte alſo, ſobald er Proben eines lebhaften Geiſtes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts geſpart, um ſie dazu zu machen. Seine Mühe und Koſten ſchlugen bei Julchen ſo gut an, daß ſie in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrſamkeit war. Denn ſie verſtand Hebräiſch, Griechiſch und Latein, auch die ganze Philoſophie obendrein, in ſolcher Perfection (ſagt Bullard), „daß ſie in dieſem zarten Alter Muth und Stärke genug in ſich fühlte, die gelehrteſten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die ſchwerſten Probleme der Philoſophie herauszufordern.“ Sie ſetzte alſo *im Jahre 1606* zu Lyon (wo ſich damals ihr

wohl er dieſen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da dieſe Mädchen Griechiſche und Lateiniſche Verſe machten, überdieß ihrer Drei, und Schweſtern waren, auch gar ominöſe poetiſche Namen führten (denn die älteſte hieß Camilla, die zweite Lucretia und die dritte Diana), ſo kann man ſich vorſtellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell ſcheint mir ſo glücklich zu ſeyn, daß ich kaum zweifle, es werden ſich, bei genauerm Nachforſchen, noch mehr gelehrte, witzige und kunſtreiche Damen dieſes Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beſchenken können — wenn's etwa nicht gar ſchon geſchehen iſt.

11.

Thomas Morus.

1777.

Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichſten, geſchickteſten, rechtſchaffenſten Männer ſeiner und jeder andern Zeit geweſen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als ſeine perſönlichen Verdienſte, von der niedern Stufe eines Privatadvocaten nach und nach (und ſehr wider ſeine Neigung, die mit dem Hofleben faſt unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII geſtiegen; daß er auf dieſem Platze, wo ein Jahrhundert ſpäter ein andrer großer Mann (wiewohl *von ganz andern* Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam,

rakter unauslöſchliche Flecken zugezogen, die ver-
) kaum noch glaublichen Tugenden der Ariſtiden
ie wieder lebendig dargeſtellt; daß er in einer ſo
rde, an einem ſehr verderbten Hofe, unter einem
iden, launigen, eigenmächtigen und tyranniſchen
ie größte Einfalt der Sitten, und die höchſte
Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer
; daß er endlich ſein Amt, aus geheimen Urſachen,
ich auch dagegen einwenden läßt, ihren Grund in
ſſenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Vaterlands-
, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war,
t fatalen Colliſion von Pflichten auf andre Weiſe
n, freiwillig niederlegt, und daß er drei Jahre
Jahr 1535) ſeine unbiegſame Treue gegen innere
ig von Wahrheit und Recht mit ſeinem Blute
at? — Ich werde alſo nur einige Anekdoten aus
. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren heraus-
Memoirs of the Life of Sir Thomas More mit-
das Individuelle in ſeinem Charakter — in welchem
Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichſten Menſchen-
)atergefühl, und die aufrichtige Frömmigkeit des
it der glücklichſten Jovialität und Gutlaunigkeit
:en — beſſer zu fühlen geben, als alles was ich in
ten Charakterſchilderung davon ſagen könnte.
Tag nachdem er das Siegel übergeben (wovon
Familie kein Wort wußte), ging er, wie gewöhn-
ein Feiertag war, in die Chelſeakirche mit ſeiner
Töchtern, und als die Meſſe vorüber war — da
Kammerdiener ſeiner Gemahlin zu ſagen pflegte,
r wäre aus der Kirche — ging er ſelbſt an die
lthür, und ſagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Madame, Mylord iſt fort.“ *) Da ſie ſeine Scherzhaftigkeit kannte, und dieß für einen Spaß hielt, achtete ſie nicht weiter darauf, bis er ihr unterm Heimgehen verſicherte, was er geſagt habe, ſey im Wortverſtande wahr, indem er den Tag zuvor ſein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie ſie nun ſah, daß es ſein Ernſt ſey, und als eine ziemlich weltgeſinnte Frau den äußerſten Verdruß darüber empfand, antwortete ſie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt Ihr nun anfangen, Herr More? Wollt Ihr Euch nun hinſetzen und Gänschen in der Aſche machen?“ *) Was, iſt befehlen nicht beſſer, als gehorchen?“ More, um die üble Laune, worin er ſeine Frau ſah, zu zerſtreuen, fing an, an ihrem Putze was auszuſetzen; und da ſie ihre Töchter darüber ſchalt, daß ſie es nicht bemerkt hätten, und dieſe verſicherten, es fehle nichts: erwiederte er mit großer Luſtigkeit: „Seht ihr nicht, daß eurer Mutter Naſe ein wenig ſchief ſteht?“ — „Man muß geſtehen (ſagt der Engliſche Autor, aus dem dieß genommen iſt), daß dieß ein geringfügiger Umſtand in dem Leben eines ſo großen Mannes iſt. Aber der Leſer muß bemerken, daß die Charaktere der Menſchen am beſten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt zu zeigen, daß ſeine ſcherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre, und

*) Mylord is gone. Der Scherz liegt in dem Doppelſinn der Redensart, welche beides ſagt: Mylord iſt gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende; ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, ſo hieß er nur Mylord ſo lange er wirklicher Lord-Kanzler war.

*) Will you sit and make Goslings in the Ashes — Ich geſtehe, daß ich dieſe triviale Redensart nicht verſtehe; vermuthlich wird *irgend ein* Kinderſpiel dadurch bezeichnet.

große Einkünfte, wenig Reiz für den Mann haben mußten, der ſie mit einem ſo leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte.“ — Die erſte Sache, die er nach der Uebergabe ſeines Amtes vornahm, war, allen ſeinen Leuten Bedienſtungen unter dem Adel und den Biſchöfen zu verſchaffen; damit ſie auf keine Weiſe durch ihn leiden möchten. Nachdem dieſes zu ſeiner Zufriedenheit geſchehen war, rief er alle ſeine Kinder und ihre Ehegatten zuſammen (denn ſie wohnten alle in Einem Hauſe), und ſagte ihnen: er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt geweſen, und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein beſtreiten; was ſie alſo thun wollten, damit ſie ferner bei einander bleiben könnten, wie er ſehr wünſchte? Da ſie alle ſtille ſchwiegen, ſagte er ihnen: „Ob er gleich von der niedrigſten bis zu der höchſten Civilſtufe wäre erhoben worden, ſo hätte er doch jetzo wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte; ſo daß, wenn ſie bei einander bleiben ſollten, ſie ſich künftig gefallen laſſen müßten, ihren Antheil beizutragen“ — Ungeachtet der König ihn in den wichtigſten Dienſten für ſich ſelbſt und das Königreich, während des beſten Theiles ſeines Lebens gebraucht, hatte er doch die Gelegenheit ſich zu bereichern ſo wenig zu Nutze gemacht, daß alles liegende Gut, das er jemals gekauft (und er kaufte es ehe er Lord-Kanzler wurde), nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieſes Amtes alle ſeine Schulden bezahlt waren, ſo behielt er an Gold und Silber (ſeine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig — Und dieß alles (was wohl zu merken) bei der ſimpelſten und beinahe bäuriſchen Lebensart, die er auch in ſeinem höchſten Glücke beibehielt.

Die Scene zwiſchen ihm und ſeiner Tochter, nach ſeiner *Verurtheilung zum Tode*, zeigt ihn von einer andern nicht

weniger intereſſanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshof Abſchied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt, und das Beil vor ihm hergetragen, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt. Da er an die Pforte des Tower kam, ſo wartete da ſeine Lieblingstochter, Miſtreß Roper, weil ſie glaubte, dieß würde die letzte Gelegenheit ſeyn, die ſie jemals haben würde, ihn zu ſehen. Sobald ſie ihn erblickte, brach ſie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem ſie auf ihren Knien ſeinen Segen erhalten, umarmte ſie ihn inbrünſtig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen und tauſend Küſſen der Zärtlichkeit und Zuneigung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die ſie hervorbringen konnte: „mein Vater! o mein Vater!“ — Wenn irgend etwas ſeine Standhaftigkeit erſchüttern konnte, ſo mußte es dieſes ſeyn. Aber er faßte ſie nur in ſeine Arme, und ſagte ihr: „was er auch immer, obgleich unſchuldig, leiden würde, geſchäh' doch nicht ohne den Willen Gottes, deſſen heiligem Verhängniß ſie ſich unterwerfen müßte; ſie kennte alle Triebfedern ſeines Herzens gut genug, und ſie müßte ihren Verluſt geduldig ertragen.“ Sie ſchied nun von ihm. Aber kaum hatte ſie ſich auf die Seite gewandt, als ſie im Drange des Schmerzens und der Liebe ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweitenmale auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen, und weinte als eine die vor Jammer hätte vergehen mögen. Dieß war faſt mehr als ein Mann zu ertragen vermochte (ſagt der ehrliche Doctor Warner). Morus ſprach kein Wort; aber die Thränen floſſen ihm in *großer* Menge von ſeinen ehrwürdigen Wangen herab; bis ſie *endlich den* letzten Kuß nahm, und ſich von ihm wegriß.

Dieß war in ſeiner ganzen Todesſcene der einzige Augenblick, wo ſein Muth ihn zu verlaſſen ſchien — und was wäre der Stoiker — der nicht in einem ſolchen Augenblick — ganz Menſch, ganz Vater wäre?

Seine Utopia, das berühmteſte und merkwürdigſte ſeiner Werke, iſt zugleich das, worin der Charakter ſeines Geiſtes und Herzens ſich am lebendigſten abgedrückt hat. So bekannt ſie aber dem Namen nach iſt, und ſo oft und in ſo mancherlei Sprachen ſie überſetzt worden, ſo ſind doch wenige, die das Original geleſen, und noch wenigere, die es als einen Abdruck ſeines Urhebers geleſen haben. *)

*) Wieland war willens, von dieſem philoſophiſchen Roman (de optimo reipublicae statu, deque insula Utopia, Baſel 1518. 4.) eine Charakteriſtik zu entwerfen, allein es iſt, leider! bei dem bloßen Vorſatz geblieben.

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Sechsunddreißigster Band.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
524926
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911

Vermiſchte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göſchen.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
524926
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

Inhalt.

N.

: und Eselsfest.

P.

Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und Päpstliche
lt.
astus Paracelsus.

bie bei den Griechen und Römern.
ter.
: von Pisan und ihre Schriften.
Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt hat.
us. Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

R.

nderflasche des heil. Remigius.
ches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.
von Romieu.

S.

achs.
us.
Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.
n.
stragödie.
laria von Schurmann. Nebst einem Auszug aus der Eukleria.
a Sidney.

T.

ide.
Was dieß für ein Ding ist.

*'e l'ame. Auszüge eines so betitelten merkwürdigen Buches
15ten Jahrhundert.*

U.

Ueberſetzungen.

a. An Herrn ***.
b. Homers Odyſſee, überſetzt von J. H. Voß.
c. Ueberſetzung des Lucrez.
d. Ueberſetzung des Arioſto.
e. Ueberſetzung des Taſſo von Gries.

V.

1. Villehardouin.
2. Ludwig Vives.
3. Voltaire.

W.

1. a. Weibliche Bildung.
   b. Bei der Anzeige von Schillers hiſtoriſchem Kalender für Damen. ***.
2. Chriſtoph Martin Wieland. Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

X.

Xantippe.

Anhang.

Neujahrwunſch.
An Amelia Tiſchbein.
An Pſyche.
La Philosophie endormie.
Unter unſern Großen iſt kein Alexander und kein Richelieu, der die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entriſſe.
Woher, nach der Edda, die guten und ſchlechten Skalden oder Barden kommen?
Demoiſelle oder Fräulein?
Reflexionen.
National-Poeſie.
Verſchiedenes über die Leſer.
Wie man lieſt. Eine Anekdote.
Ein Geſpräch zwiſchen Autor und Leſer.

Miſcellaneen.

N.

Das Narren- und Eſelsfeſt.

n Beitrag zur Geſchichte der Sitten und Gebräuche.

1784.

Das Narrenfeſt war vor Zeiten eines der größten Feſte Frankreich, welches in allen Haupt- und kleinen Kirchen : der ärgerlichſten Ausgelaſſenheit gefeiert wurde. Es fiel ade auf das Feſt der Beſchneidung, welches damals noch ıt der Neujahrstag war; man fing aber ſchon vom Ste- ns-Tage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß n nicht leicht etwas Sitten und Geiſt der damaligen Zeiten ein helleres Licht ſetzen, als das Rituale dieſer Saturnalien. r iſt es.

Zuerſt wählten die Prieſter Einen unter ſich zum ren-Biſchof, dem ſie den völligen Biſchofsſtaat an- en, und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche ten, wo er mit der Inful auf dem Haupte und dem

Bischofsstabe in der Hand Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, in der Kirche selbst, ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gab's den zweiten, nicht minder saubern, Act der Farce. Die niedere Klerisey nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versikel kam: deposuit potentes de sede etc., er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben: da ging der Lärm aufs neue an. Man wiederholte den Versikel wohl funfzehn- bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich alles. Der Herr Narren-Bischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumph durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Stocknarren-Streiche den Pöbel zu amusiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karls VII Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der Römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne darauf, und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer *Ceremonie* in die Kirche neben den Altar. Nun fing

Priester, wenn er ſich zum Volke umkehrte, ſtatt ſeines
hnlichen Dominus vobiscum, aus vollem Halſe an zu
ı, ya! ya! ya! und der ganze Chor antwortete drauf
vollem Halſe: ya! ya! ya!
Ainsi s'amusaient nos bons ayeux! ſagt der ehrliche Fran=
dem ich dieſe Kirchenanekdote nacherzähle.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Re
tage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instru
der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sa
gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandtschaft nicht
sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Deutschland das reli
Interesse immer von dem politischen trennen läßt: so zu
den kann doch ein ächter Deutscher darüber seyn, wenn
politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit im
mehr außer Gebrauch kömmt.

2.

Theophrastus Paracelsus.

1776.

Paracelsus verdient aus zwei Ursachen einen Platz u
den Worthies des 16ten Jahrhunderts: als ein Mann
außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneik
Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich Wenige s
die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geiste, de
seinen Schriften webt, in Gemeinschaft stehen, und daß
solcher ihm ein Denkmal errichtet, das seiner würdig
wünschte ich wohl vorzubereiten.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und para
bis auf den Namen. Er nannte sich Philippus Theophra
Bombast von Hohenheim, oder, statt dieses Geschlechtsnam
Paracelsus. Sein Recht an den Namen Bombast von Ho
heim soll sich bloß darauf gegründet haben, daß sein V
ein unehlicher Sohn eines Deutschen Herrn aus diesem
maligen edeln Schwäbischen Geschlecht gewesen. Parace

wurde im Jahr 1493 zu Einſiedeln im Kanton Schwyz geboren,*) wo ſein Vater damals die Arzneikunſt trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen, und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Anſehen.

Galenus war damals den Aerzten was Ariſtoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur deſto abergläubiſcher verehrt. Paracelſus wurde von ſeinem Vater von Jugend an zur damaligen Galeniſchen Heilmethode angeführt. Aber ſein Geiſt war nicht dazu gemacht, auf der Heerſtraße mit dem großen Haufen einherzutraben; und die Bücher, woraus er Wahrheit ſchöpfen ſollte, ſchienen ihm löchrichte Ciſternen die kein Waſſer geben. Er ſah das große Buch der Natur aufgeſchlagen vor ſich; er fühlte, daß ihm das geheime Alphabet, worin es geſchrieben iſt, nicht unverſtändlich war, warf ſeine Bücher weg, und zog aus in die weite Welt, um zu ſchauen und zu forſchen; wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa, und vielleicht noch weiter, und ſuchte überall alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimniſſe der Natur und Kunſt leiten konnte. Er glaubte von jedem, der ſich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktſchreier und alte Weiber ſelbſt, waren ihm nicht zu ſchlecht dazu. Daß er aber ſogar nach Arabien und Aegypten gekommen, und dort in den Myſterien der Hermetiſchen Weisheit initiirt worden, wie van Helmont glaubt, ſcheint ohne Grund zu ſeyn; und wiewohl Paracelſus ſagt: „er habe alle Winkel von Aſien und Afrika durchkrochen," ſo hat das doch ſchwerlich mehr

*) Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig, und der Sohn eines Deutſchen Ritters. Dieß verſichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg. I. 183. v. *Murr.*

auf ſich, als wenn Gabriga verſicherte, daß er in Wallfiſches Bauche Leberklöſe gekocht habe, denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in ſeiner marktſchreieriſchen Laune war, das Ding, das nicht iſt, zu ſagen. *)

Mit dieſen Reiſen brachte er, anſtatt die beſte Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, ſeine Jugend zu; ſammelte ſich eine unendliche Menge Arcana, worunter freilich (wie in des großen Bacons Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug ſeyn mochte; und erwarb, was das Wichtigſte war, in der Chymie, einer damals in Deutſchland noch wenig bekannten Wiſſenſchaft, große Kenntniß und Erfahrenheit. Dafür wußte er aber auch ſehr wenig Latein und Griechiſch, las nichts was andere vor ihm geſchrieben hatten, und erfüllte ſich mit dieſer unbegränzten Verachtung der Galeniſchen Aerzte, wovon alle Blätter ſeiner Schriften überfließen.

Man kann ſich vorſtellen, was für Aufſehen er machen mußte, als er nach ſeinen zehnjährigen Ulyſſiſchen Wanderungen in die Schweiz zurückkam, und die Arzneikunſt, auf bisher unbetretenen Wegen, mit einer ganz neuen Kunſtſprache, mit neuen oder doch den Meiſten ganz unbekannten Heilmitteln, und mit öffentlichſter Verſchmähung und Verwerfung der Galeniſchen Methode, und derjenigen, die außer ihr kein Heilmittel kannten, zu treiben anfing. Glückliche Curen zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten ſetzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und ſein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern ſeiner Verehrer glauben will. Eine ſeiner erſten Curen von dieſer Art verrichtete er an dem gelehrten Baſeliſchen Buchdrucker Johann Froben, der an einem böſen Fuß ſo krank

*) So nannten die Swiftiſchen Huyhnhms eine Lüge.

:, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Amputation
ten zu können glaubten. Paracelſus ſtillte die Wuth des
hmerzes durch ſein Laudanum, und ſtellte den Patienten
weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach
ankfurt reiſen konnte. Doch iſt nicht zu verſchweigen, daß
oben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß ſtarb, und daß
le, wo nicht die meiſten Wundercuren unſers mediciniſchen
rcules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner
igen Dauer und oft ſchlimmen Folgen waren. Indeſſen
ɔnte ihm doch die beſagte Cur den Weg zu einem öffent-
)en Lehrſtuhl und zum Phyſikat in Baſel, dem er ums
hr 1526 und einige Zeit drüber vorſtund. Die Feinde und
ider, die er ſich durch ſeine Lehrart, Curen und Intoleranz
ɜen die übrigen Aerzte zuzog; die Undankbarkeit ſeiner Pa-
nten, die ſeine Belohnung nicht nach dem Werth einer in
:zer Zeit und mit der wenigſten Unluſt wieder erlangten
ſundheit, ſondern nach der wenigen Mühe, ſo ſie ihn ko-
te, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu
lucken gab, abmaßen; ohne Zweifel auch ſein Hang zum
:umſchweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Baſel
g. Er hielt ſich erſt ein paar Jahre in Elſaß auf, lebte
ter dem daſigen Adel in großem Anſehen, erwarb viel
ld, und gewöhnte ſich an eine Lebensart, die einen gewöhn-
)en Menſchen gar bald zum Viehe machen würde, ihm
:r in dem Geſchäfte ſeines Geiſtes nicht hinderlich geweſen
ſeyn ſcheint. Von da zog er über zehn Jahre in der
hweiz, in Schwaben, Bayern, Oeſterreich, Mähren und Kärn-
n umher, und ſtarb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg,
er auf dem Gottesacker des Hoſpitals St. Sebaſtian
raben liegt. Auf ſeinem Grabſteine wird ihm nachgerühmt,
ɜ *er die Dira illa vulnera* (den veneriſchen Ausſatz, das

Podagra, die Waſſerſucht und andere unheilbare Krankheiten), durch ſeine wundervolle Kunſt geheilet, und all' ſein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menſchen begegnet, dumm gelobt, und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelſens Schickſal.

Seine Feinde begnügten ſich nicht, ihn nur für einen unwiſſenden, verwegnen, heilloſen Marktſchreier und Saalbader auszugeben; ſie ſagten, er ſey ein Zauberer und Atheiſt, habe den Teufel, und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub den oberſten der Teufel. Seine Freunde prieſen ihn als den größten Arzt und Wundermann ſeit Adam, nannten ihn den Deutſchen Trismegiſt, und verſicherten, daß er den Stein der Weiſen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung nichts Geringer's war, als den Hauptſchlüſſel zur ganzen Geiſter- und Körperwelt in der Taſche zu tragen.

Er ſelbſt und ſeine Anhänger gingen unſtreitig zu weit, da ſie die Heilkunſt zu ſehr ſimplificirten, ihre chymiſchen Arzneien zu ſehr univerſaliſirten, und den menſchlichen Körper zu einer völligen chymiſchen Werkſtatt machten, worin ewig nichts als deſtillirt, ſublimirt, aufgelöst, niedergeſchlagen und cohabirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen alle, die ſeine Werke geleſen haben und verſtehen, daß er tiefe Einſichten in die metallurgiſche Chymie gehabt, und dieſe vornehmlich in ſeinem Tractat de Sulphure bewieſen; daß er, mancher mißlungenen Verſuche ungeachtet, die meiſten damals als unheilbaren Krankheiten, und unter dieſen beſonders die im ganzen Europa ſo ſchreckliche Verwüſtungen anrichtende veneriſche Seuche, viel *geſchwinder* als ſeine Galeniſchen Collegen durch ſeine aus

em Metallreiche gezogenen viel wirkſameren Mittel geheilt abe; und daß es Verdienſt genug wäre, wenn er auch kein nderes um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apo-heken eingeführt und ſo viele herrliche Arzneimittel, als man n ſeinen Werken zerſtreut findet, erfunden zu haben. Der erühmte Conring in ſeinem Werke de Hermetica Medicina, ſt einer von denen, die dem Paracelſus die meiſte Gerechtig-eit haben widerfahren laſſen. Seine Zeit konnte das nicht, a er eine Welt voll Gegner wider ſich hatte, die er durch eine Unverträglichkeit, ſeine anomaliſche Lebensart, und ſelbſt urch die Einmiſchung in die theologiſchen Händel ſeiner Zeit, nd die beſondern Meinungen, die ein Mann wie er noth-vendig über die Religion haben mußte, immer im Athem rhielt.

Noch einen Umſtand müſſen wir berühren. Paracelſus var ein Weiberfeind, und ſein Famulus Johann Operin, der einen Sitten ſonſt nicht das beſte Zeugniß gibt, verſichert eilig von ihm, daß er der Venus in ſeinem Leben nie ge-opfert habe. Eraſtus und van Helmont geben eine Urſache avon an, die, wenn ſie Grund hätte, dieſe Abweichung von er Natur hinlänglich rechtfertigte: nämlich, er ſey, da er ls ein Knabe in Kärnthen Gänſe gehütet, durch einen Zufall ombabiſirt worden. Conring rechnet dieß unter die boshaften Verleumdungen ſeiner Feinde; gleich als ob es mehr Schande ür ihn wäre, ſeine Zeugungskraft in der Kindheit verloren u haben, als, ohne eine ſo triftige Urſache, ein Weiberfeind zeweſen zu ſeyn.

Da ſich keine einzige von des Paracelſus Schriften findet, welche vor ſeinem Sterbejahr 1541 erſchienen, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er bei ſeinem Leben nichts davon hat

drucken lassen.*) Dieß ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theophrast bei seinen glücklichen Curen solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beispiel dienen kann: „dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polarare, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne u. s. w.“

Dieser Meinung von der Unordnung und den Zusätzen in Theophrasts Schriften ist auch der schon genannte Gefährte Theophrasts, Johannes Operinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herausläßt: „ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden, und aus dessen Verlassenschaft seyn sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

*) Seine drei Bücher von der Wundarzneikunst kamen schon 1536 zu Ulm und 1537 zu Augsburg heraus. v. Murr.

Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.

3.

Parade.

S. den Artikel: Bibliothek des Marquis von Paulmy.

4.

Philoſophie bei den Griechen und Römern.

S. in Wielands Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe Bd. I. S. 39.

5.

Pirkhaimer.

1776.

Wilibald (oder Bilibald) Pirkhaimer ſtammte aus einem lten edeln Patriciſchen Geſchlecht der Republik Nürnberg b, und wurde im Jahr 1470 zu Eichſtädt geboren, wo ſein Vater, Johann Pirkhaimer, damals als biſchöflicher Rath ebte. Dieſer kam in der Folge bei Herzog Albert von Bayern, nd zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oeſterreich in gleich- näßige *Dienſte, wurde häufig* in Geſchäften verſchickt, und

nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen, und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin wenige seinesgleichen hatte. Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstande gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen, und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die Griechische Sprache zu lernen, und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andere Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden; — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten, Magnus, Lancelot und Decius, zweckmäßiger zu studiren. Dieß that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzigen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen; und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Cirkel der Menschheit umfassen muß, und von allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet seyn kann. Er übte sich also zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die Griechische Literatur sein

ieblingsstudium; und er brachte es darin so weit, daß er ben so fertig Griechisch als Italiänisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors er Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnerg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) ieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften er Stadt und in wichtigen Verschickungen hervor; und weil r schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner rsten Jugend besondere Fähigkeiten zum Militärstand gezeigt atte, wurde er zum Obersten über die ansehnlichen Hülfsölker gesetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maxinilian I zu seinem Zuge gegen die Helvetier (im Jahr 1499 nd 1500) zu Hülfe schickte. In diesem, von Pirkhaimern elbst mit Xenophontischer Simplicität beschriebenen, Kriegsuge gewann er durch seinen lebhaften Geist, seinen Muth, eine Kenntnisse, und seine besondere Gutherzigkeit und Jolialität (Hauptzüge seines Charakters), die Liebe und das ertrauen dieses herrlichen Kaisers, der nothwendig einen n selbst so ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieser (verunglückten) Expedition mit en Empfehlungen vom Kaiser an die Republik Nürnberg ück, trat wieder in sein voriges Civilleben ein, erwarb sich erschiedenen Gesandtschaften an den Kaiser (der ihn zu m Rath erhob) Verdienste, und wurde dafür belohnt — die Ciceronen, Aristiden und Epaminondas und ihresen immer belohnt worden sind.

Pirkhaimer, der jovialisch genug war, sogar auf das ra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine scherzobschrift zu machen, ließ sich zwar durch alle die Pietze-

reien und Tribulationen ſeiner Neider, und der wackern Leute, denen er zu viel Verſtand, zu viel Geſchmack an Sachen, wovon ſie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bei großen Fürſten, kurz zu viel Vorzüge hatte, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu ſeinem Entſchluß bei, nach ſeines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines ſehr anſehnlichen Vermögens und weitläufigen Hausweſens zufiel, ſeine Aemter niederzulegen, um ſich ſelbſt, ſeinen Freunden und den Muſen, die er über alles liebte, zu leben. Doch ließ er ſich einige Jahre darauf bereden, in ſeine vorige Laufbahn wieder einzutreten; wo er dann ferner unter Maximilian I und Karl V zu vielen Geſandtſchaften, beſonders auf Reichs- und Kreistäge, gebraucht wurde, ſich durch ſeine Talente, Geſchäftsklugheit und Beredſamkeit im ganzen Reich ein großes Anſehn erwarb, und vier Jahre lang der Republik wichtige Dienſte leiſtete, die auch, allen Cabalen und Chicanen ſeiner Abderitiſchen Gegenpartei zu trotz, von der Republik bei vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden; bis ihn endlich einige Jahre vor ſeinem Tode die zunehmenden Beſchwerden ſeines Körpers (von dem er, ungeachtet ſeiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit, viel leiden mußte) nöthigten, abermals um ſeine Entlaſſung zu bitten, und den Reſt ſeines Lebens in der edeln Muße eines verdienſtvollen Alters auszuleben; wiewohl auch da ſein Haus immer das Anſehn einer Curia erhielt, und ſeine weit ausgebreitete Wirkſamkeit zum gemeinen Beſten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit ſeinem Leben aufhörte.

Pirkhaimer hinterließ eine anſehnliche Bibliothek, viel ſchöne Manuſcripte, alte Münzen und andre Ueberbleibſel der alten Kunſt, wovon er viel Kenntniſſe hatte. Dieſer Schatz *kam durch eine* ſeiner Töchter in die Imhofiſche Familie.

Er liebte auch die Muſik, und vorzüglich die Malerei; der große Albert Dürer fand in ihm ſeinen vertrauteſten nd und eifrigſten Beförderer ſeiner Unternehmungen. eben dieß war er für alle vortrefflichen Geiſter und wahren ɜrten ſeiner Zeit. Er liebte, förderte, ſchützte und verigte ſie nach allen Kräften ſo lang er athmete.

Dieſer edle wahrhaft große Staatsmann, Freund alles nen und Guten, und herzliche Feind aller Barbarei, inerei und Schurkerei, unter waſerlei Masken ſie ſich verbergen mögen — ſtarb im J. 1530 den 22 Dec., das Schickſal war ſo gerecht und ließ ihn den letzten s Geſchlechts ſeyn.

Seine von Melchior Goldaſt geſammelten Schriften, beɜrs ſeine Briefe, und die Briefe der größten, gelehrteſten beſten Männer ſeiner Zeit, die den dritten Theil derɜ ausmachen, nebſt ſeiner von Konrad Rittershuſen vern Lebensbeſchreibung, bieten den Stoff zu einem Denkfür ihn dar, das der Bearbeitung eines Meiſters würväre.

6.

Chriſtine von Piſan und ihre Schriften.

1782.

Das Andenken dieſer im vierzehnten und fünfzehnten hundert ſo berühmten Frau verdient vor vielen andern, n der Geſchichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, e durch *ihren Charakter*, ihre Schickſale und den Einfluß

ihres Geiſtes auf ihre Zeit noch immer ſo intereſſant iſt, als ſie es einſt durch ihre perſönlichen Eigenſchaften und ihre Werke für ihre Zeitgenoſſen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Piſani, oder von Piſan (wie ihn die Franzoſen nennen), ein Bologneſiſcher Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach worin ſeine eigentliche Stärke lag, war Aſtrologie. Dieſe auf willkürliche Beziehungen und luftige Vorausſetzungen gebaute Wiſſenſchaft ſtand in dieſem Jahrhundert, und noch in den beiden folgenden, in hohem Anſehen. Man dachte ſich unter einem Aſtrologen einen Mann, der den Gipfel der menſchlichen Erkenntniß erſtiegen habe; der die Einflüſſe der Geſtirne nicht nur kenne, ſondern ſogar gewiſſermaßen zu lenken wiſſe; der mit eben ſo viel Gewißheit im Innerſten der Herzen wie in der Zukunft leſe, und Mittel beſitze, ſich die Geiſter der Hölle ſelbſt dienſtbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterſchied zwiſchen einem Aſtrologen und einem Zauberer machte; ſo vermiſchten ſich doch meiſtens dieſe beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über dieſen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie ſuchten einen Vorzug darin, ſolche Wundermänner an ihren Höfen zu haben *) und, wiewohl ſie eben nicht dafür angeſehen

*) Vielleicht iſt der Hauptgrund, warum die Aſtrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen ſo hoch angeſehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu ſuchen. Die Könige ſaßen damals faſt alle noch auf ſehr ſchwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; ſie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vaſallen, welchen ſie immer weniger Luſt hatten ſo theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bei den ernſtlichen, aber noch ziemlich unmäch-

seyn wollten als ob sie alles glaubten: so ging's ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeitlang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl V von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern*) den Beinamen des

---

tigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that. W.

*) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein *Vater, der König Johann*, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von

Weiſen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Piſani kam an ſeinen Hof und gefiel dem König ſo wohl, daß man ihm Vorſchläge that, ſich mit ſeiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Penſion von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigſtens ſiebenmal ſo viel betrugen, und damals eine mächtige Summe vorſtellten. Die Achtung, welche Karl V für ſeinen Staats- und Cabinetsſternendeuter trug, war ſo groß als ſein Glaube an die Wiſſenſchaft desſelben. Denn wenn anders Chriſtine von Piſan in ihrer Geſchichte dieſes Königs der Wahrheit getreu geblieben iſt, ſo unternahm er nichts ohne den Rath ſeines Aſtrologen; wenigſtens ſcheint die gute Frau ſelbſt vollkommen überzeugt, daß er das Glück ſeiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter ſeiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es iſt ſehr möglich, daß ſie hierin nicht zuviel ſagt. Thomas von Piſan konnte, ungeachtet ſeiner aſtrologiſchen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein ſehr verſtändiger Mann ſeyn; und ein König

---

— 20 Bänden hinterlaſſen. Karl V vermehrte ſie mit Mühe und großen Koſten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und koſtbar eingedeckelt und mit Miniaturgemälden reichlich verziert waren. Aſtrologiſche, chiromantiſche, geomantiſche, alchymiſtiſche und mediciniſche Bücher, aus dem Arabiſchen überſetzt, machten, nebſt vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liederſammlungen, den Hauptſtamm davon aus. Der König liebte dieſe Lecturen ſo ſehr, daß in allen ſeinen Paläſten und Luſtſchlöſſern Bücher ſeyn mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wiſſen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. ſ. w. im dritten Theil der *Mém. de l'Acad. des Belles-Lettres.* W.

wie Karl V war, würde gewiß nicht ſo viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht geweſen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Philoſophie in jenen Zeiten ſo groß, daß weder Karl von ſeinem Freunde Thomas, noch Thomas von ſeinem eignen Verſtande, ohne ſeine Stärke in der Aſtrologie, eine ſo gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V lebte, befand ſich die Familie des Thomas von Piſan in den anſehnlichſten Umſtänden. Chriſtine, ſeine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und ſobald ſie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben ſich verſchiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs *) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes mœurs avoit — **) fiel auf einen jungen Prud'homme aus der Picardie, Namens Stephan Ducaſtel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem ſeiner Notarien und Geheimſchreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieſer Familie die ſchönſten Ausſichten für die Zukunft öffnete.

Aber dieſe glückliche Lage verwandelte ſich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück ſeines Reichs, und derjenigen, die perſönlich an ihm hingen, erfolgte. Piſani erfuhr das gewöhnliche Schickſal der alten Günſtlinge unter einer neuen Re-

*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern Styl, zur Noblesse de Robe gehört. W.

**) Der denjenigen für den Würdigſten hielt, der am meiſten Wiſſenſchaft und die beſten Sitten hatte — ſind Chriſtinens eigne Worte. W.

gierung, zumal unter einem erſt eilfjährigen Thronfolger. Er verlor ſein Anſehen mit dem größten Theile ſeines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde ſchlecht bezahlt; und Alters- und Leibesſchwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode ſeines erhabenen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab.*) Ducaſtel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch ſeine kluge Aufführung und den Credit, den ihm ſeine Ehrenſtelle gab, alles noch in leidlich guten Umſtänden. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drei unerzognen Kindern, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, ſagt ſie, die Hände nicht müßig in den Schooß zu ſtecken, ſondern ſie rüſtig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich ſelbſt die Führerin eines Schiffs zu ſeyn, das in einem ſtürmiſchen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülfloſen Hausweſens in einem fremden freundloſen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmerniſſe drangen haufenweiſ' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen iſt, Händel und Pro-

*) Chriſtine macht, in ihrer naiven altwälſchen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. Fürſten und Herren ehrten ihn (ſagt ſie) nicht nur wegen ſeiner Wiſſenſchaften, worin er zu ſeiner Zeit und lange zuvor nicht ſeines-gleichen gehabt hatte, ſondern vornehmlich wegen ſeiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur (ſagt ſie) ſeine allzugroße Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abſchlagen konnte, in Rückſicht auf ſeine eigne Familie zum Fehler *anrechnen* wollen. W.

esse von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was
r konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm
nit den Meinigen nicht zuvorkäme." Die arme Frau brachte
liche Jahre in allen Unruhen und Beängstigungen hin,
welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und
nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig
erupft worden war, daß sie sich oft kaum zu helfen wußte,
wang die eiserne Noth sie endlich eine Partei zu ergreifen,
in welche sie in glücklichern Umständen vielleicht nie gedacht
hätte. Sie zog sich eine Zeit lang ganz aus der Welt zurück,
erschloß sich in ihr Cabinet, und suchte unter den Büchern,
welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Stu-
dien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt
worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lecturen,
welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit
der Geschichte der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt
gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen
Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie viel-
leicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen, und
ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen
Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der
geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine
bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn
nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die ver-
wegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und
dreißig bis fünf und dreißig Jahre alt, als sie diese neue
Profession ergriff; und ließ sich's so angelegen seyn, das gute
Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in
dieses laufende 1405 Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn

große Bände voll geſchrieben habe, ohne die andern kleinen Dicties, *) die zuſammen ungefähr ſiebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenſchein ausweiſen kann.“ Man ſieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg ſchien anfangs ihren Hoffnungen nicht ſonderlich entſprechen zu wollen. Wenigſtens beklagt ſie ſich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muſe hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geſchichte weiß, gerade in dieſen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts Unſchuldiger's, zu thun. Gleichwohl ließ ſich Chriſtine dadurch nicht abſchrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln ſingen: anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verluſt ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche ſie in wenigen Jahren zuſammenſchrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin ſie ſich (wie ſie ſelbſt ſagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinſetzte, und Liebesſchmerzen beſang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem ſo ſanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — ſo leicht, daß Leute denen ihr Thun und Laſſen nicht genau bekannt war, eben ſo leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich ſchonte die Verleumdung ihrer nicht, wie ſie im dritten Buch ihrer ſogenannten Viſion mit vieler Wehmuth ſelbſt erzählt. „Wurde

*) Sie verſteht unter Dicties oder Dits die kleinen Arten von leichter Poeſie, die damals üblich waren, als da ſind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Engliſche Ditty iſt wohl das nämliche Wort mit einer Engliſchen Endung. W.

mir nicht gar (ſpricht ſie) in der ganzen Stadt nachgeſagt, daß ich wirklich im Ernſt verliebt ſey? Aber ich ſchwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wußte nicht wer ich war, der dieß ſagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geſchöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathauſe oder irgendwo nur geſehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge iſt! — Da kam's dann, wenn mir ſo was geſagt wurde, daß ich, als eine die ſich unſchuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und ſagte bloß: Gott, und er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wiſſen am beſten, daß nichts dran iſt.“*) — Wie die Verleumdung boshaft zu ſeyn pflegt, ſo mag ſie wohl nicht ermangelt haben, ſowohl über die ſchamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Chriſtine ihre Gloſſen zu machen.

Inzwiſchen führte ihr das Schickſal mitten unter ihren mancherlei Bedrängniſſen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beſchützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Chriſtine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politiſche Eheverbindung zwiſchen der ſiebenjährigen Prinzeſſin von Frankreich, Iſabelle, und dem jungen König ſeinem Herrn zu negociren. Salis-

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m'ame, que icellui ne me cognoscoit ne savoit que je estoie; ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icellay et *moy savons bien* qu'il n'en est rieus. W.

bury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüberzunehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque universelle des romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romanen, sich bloß seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verloren

hatte, nicht zum Gegenſtand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie ſie ſich hier und da, wo in Verſen und Proſe die Rede von dieſem Grafen iſt, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenſchaft in ſich. Chriſtine war überhaupt eine ſanfte liebende Seele; und ſie müßte keine Dichterin geweſen ſeyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenſchaft anzunehmen. Aber ein großer Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache geſetzt werden, welche bei einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu ſagen ſcheint als die gute Frau ſagen wollte.

Chriſtine war dazu beſtimmt, ihrer Beſchützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor ſie die Früchte ihrer Freundſchaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf ſie fallen ließ, ſchien der Verbote neuer Widerwärtigkeiten zu ſeyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieſes Jahrhunderts ſeinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie ſie ſagt) aus Liebe und Treue gegen ſeinen (von dem Uſurpator Heinrich von Lancaſter vom Throne geſtürzten und auf eine höchſt grauſame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II, mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, am nöthigſten hatte.

Der neue König Heinrich IV (in deſſen Charakter es war, ſich mit den wenigſten Koſten ſo viele Anhänger und Lobpreiſer zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducaſtel zu *ſich, und bewies* ihm große Freundlichkeit

und Gnade; ſondern ließ ſogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeſchickt hatte, unter großen Verſprechungen zu ſich einladen. Aber das edle Herz unſrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürſten, den ſie als den Mörder ihres Freundes und ſeines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

ſtand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte alſo die Einladung des Brittiſchen Königs ſo höflich ab als ſie konnte; und ruhte nicht, bis ſie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verluſt, die Entlaſſung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und ſo (ſagt ſie) ſchlug ich dieſes Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich deſſen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne.“

Bald darauf ſchien das Schickſal ſie für das Opfer, ſo ſie bei dieſer Veranlaſſung ihrer Rechtſchaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beſchützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Ducaſtel in ſeine Dienſte, und ſetzte (wie es ſcheint) auch die Mutter in den Stand, eine Zeit lang wieder ganz artig Haus zu halten. Chriſtine hatte von neuem die beſten Ausſichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eigenen Tage. Aber der Herzog ſtarb im Jahr 1404, und ſie ſtürzte wieder in alle Bedrängniſſe ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl — wenn ſie anders nicht ein wenig zu ſchnell *war bloße* Complimente für Ernſt aufzunehmen, welches an

Charakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches iſt —
s nur auf ſie angekommen, am Hofe des Herzogs von
nd, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten
ine von Mailand, Herzogin von Orleans), eine ſehr
ide Verſorgung zu finden. Sie beruft ſich auf ver-
e Mailändiſche Herren, durch welche er ihr große Ren-
lf Lebenslang habe verſprechen laſſen, wenn ſie ſich zu
nd fixiren wollte. Sie konnte ſich aber nicht entſchließen
zu verlaſſen, wiewohl ihr Auskommen daſelbſt ſo unge-
ir, und, außer den ewigen Proceſſen mit böſen Schuld-
und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umſtände
s Leben verbitterten; zumal da ſie eine betagte Mut-
inen unverſorgten Sohn und ein paar arme Baſen auf
lacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes
r Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Un-
her Weiſe rentirte in den damaligen Zeiten nichts
er und unſichrer als die Schriftſtellerei. Denn da die
uckerkunſt noch nicht erfunden war, ſo war noch keine
nheit ſeine Handſchrift an einen Buchführer zu ver-
n; und von dem jetzt ſo breiten und gebahnten Wege der
iption hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige,
lſo ein Schriftſteller in dieſen Zeiten mit ſeinen Werken
ien konnte, war — Ruhm und Unterſtützung von den
n Zeiten ſeltnen Großen, welche Liebhaberei für ſolche
hatten, oder ſich gern in Verſen oder ſchwülſtiger
loben hörten, und freigebig genug waren dafür zu be-
; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres
es anſahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blu-
ruchtbaren Muſenberges — Wohlthaten zufließen zu
welche meiſtens kärglich genug zugemeſſen wurden.
er größte Theil dieſer hohen Mäcenaten glaubte noch

ſehr viel Uebriges zu thun, wenn ſie ihnen eine zweideutige Art von perſönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig koſtet) gnädigſt in die Naſen zögen, und ihn (eben ſo wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürſten dieſes Zeitalters verhältnißmäßig ſelten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es alſo auch einer Frau wie Chriſtine von Piſan gelang, mit Angſt und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Penſion zu erringen: ſo wurde ſie ſo unordentlich ausgezahlt, und blieb ſo oft gar aus, daß es faſt eben ſo viele Angſt und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Roudeaux und Virelays bedurfte, um ſie bezahlt zu kriegen, als es gekoſtet hatte, das Penſionsdecret zu erbetteln.

Doch, die gute Chriſtine war nicht einmal in dem Falle, dieß zu erfahren, ſo viele Mühe ſie ſich darum gegeben zu haben ſcheint. Indeſſen muß ſie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karls VI Hofe geweſen ſeyn, weil ſich aus den Regiſtern der königlichen Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergibt: „daß der Damoiſelle Chriſtine von Piſan, weiland Meiſter Stephan Ducaſtel, geweſenen königlichen Notars und Geheimſchreibers, nachgelaſſenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienſte, welche ihr Vater Meiſter Thomas von Bologna, im Leben geweſener Rath und Aſtrolog König Karls, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle! beſagtem ſeinem König und Herrn geleiſtet, wie auch aus andern bewegenden Urſachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom dreizehnten Mai 1411 die Summe von zweihundert Pfund, als ein Gnadengeſchenk, bewilligt worden" — eine Summe, womit damals

mehr als zu Ludwigs XV Zeiten mit zweitausend auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Surcot*) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als Einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Toch-

*) Eine Art von Ueberkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beiden *Geschlechtern* gemein war. W.

ter, die erſte Frucht ihrer Ehe, war ein ſehr ſchönes tugendliches Mädchen, welches ſich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Kloſterſtande widmete, und unter die Damen zu Poiſſy (Benedictiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwiſſenheit und Abgeſchiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Troſt und Freude gab. Auch führt dieß, in ihrer Viſion, Dame Philoſophie unter den Dingen an, weßwegen ſie ſich glücklich zu preiſen habe. Ton premier fruit (ſagte ſie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tres grande beauté se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählten Umſtände und Charakterzüge ſind aus ihren Schriften, beſonders aus ihrer Viſion genommen, worin ſie ſich ſelbſt und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darſtellt, welche, ſo ſtark ſie von unſern heutigen Sitten abſticht, wenigſtens an einer ſchönen und geiſtreichen Gauloiſe des vierzehnten Jahrhunderts etwas ſehr Liebenswürdiges iſt. Ein Mehreres von ihren Schickſalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Chriſtine von Piſan verdient ſowohl wegen der Menge und Mannichfaltigkeit, als des verhältnißmäßigen Werthes der Producte ihres Geiſtes, unſtreitig eine der erſten Stellen unter den Franzöſiſchen Schriftſtellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im ſechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichſten Werken Le Chemin de long *etude* betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall geleſen.

Dieſes Werk iſt eine Art von philoſophiſchem Roman, worin, nach damaligem Geſchmack, alles Viſion und Allegorie iſt. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Roſe hatten dieſe Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigſtens ſcheint Chriſtine in dieſem und ihren meiſten übrigen Werken den letztern zum Muſter genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erſcheint ihr in einer ſehr finſtern Nacht, ſetzt ſich auf ihr Bette, und redet ſie freundlich an: „Meine Tochter, ſpricht ſie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübſalen. Alle reinen Seelen ſind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdiſchen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reiſe ſeyn.“ — Sehr heilige Dame, antwortete Chriſtine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich ſteht ſie auf, kleidet ſich eilfertig an, und macht ſich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine luſtige, mit tauſend Arten lieblich duftender Blumen geſchmückte Ebne. — Da ſehen ſie neun Damen ſich in einem kryſtallhellen Waſſer baden. — Iſt dieß nicht das Paradies der Wolluſt? ruft Chriſtine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es iſt der Sitz der Muſen, die erſte Station auf dem Wege zur Gelehrſamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derſelben pflücken wollen, ohne ſich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wiſſenſchaft graben, verirren ſich oft in Traurigkeit; aber dieſe hier verirren ſich nur in Freude. Liebſte Tochter, ſey immer fröhlich; die Tugend iſt's. — Siehſt du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnaſſes, die Hippokrene, und die Söhne der Götter, die Dichter, um ſie her gelagert? Aber du ſollſt ſie nur im Vorbeigehn anſchaun; wer ſich hier verweilt, *kann nicht weiter, ſo anmuthig* und bezaubernd iſt die-

ſer Aufenthalt. — Die beiden Damen ſetzten ihren Weg unter allerlei Geſprächen fort, und werden nicht gewahr, wie ſie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Station der Gelehrſamkeit an, welche Geographie genannt wird. Dieſe Station iſt etwas groß, denn ſie begreift den ganzen Erdboden in ſich. Chriſtine zeigt in Beſchreibung der Reiſen, die ſie darin mit einander gemacht, ihre Kenntniſſe von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konſtantinopel; von da nach dem Orte wo einſt Troja war; ſie durchwandern ganz Aſien, die Länder des großen Chans, das reiche Land Katay, das Vaterland der ſchönen Angelica, die glückſeligen Inſeln, das Land der Bramanen, des Prieſter Johanns u. ſ. w., und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigſte mit, was man damals von allen dieſen Ländern wußte. Endlich langen ſie in der dritten Station von Long-Etude an, und dieſe iſt die Aſtronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel ſetzt. Sie beſteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Chriſtine nichts verſteht, weil ſie Griechiſch iſt. Aber die Bewohner des Himmels verſtehen dieſe ſchöne Sprache. Denn augenblicklich ſtand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, ſagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit dieſe Dame mit mir gen Himmel ſteigen, und die göttlichen Geheimniſſe daſelbſt beſchauen könne. Stracks läßt ſich eine Leiter vom Himmel herab. Chriſtine möchte vor Furcht des Todes ſeyn, aber ſie muß ſteigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet ſich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unſterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe ſind ſie endlich ſo hoch geſtiegen, daß, wie ſie ſich nach der Erde umſehen, ſie ihnen nicht größer als

eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Chriſtine nicht länger aushalten. „Dame, ſagt ſie, wir wollen wieder herunterſteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf ſchwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich ſehe wohl, antwortete die Prophetin lächelnd, die erhabnen Wiſſenſchaften ſind zu ſtark für dein Geſchlecht. Aber faſſe Muth, es ſoll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die ſeine Vermeſſenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel emporführt, iſt rein; komm, gib mir deine Hand! und ich will dich unverſehrt wieder nach dem armſeligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir ſo weh iſt. — Sie erſteigen alſo den Himmel — des Ptolemäus; denn dieſer alte Griechiſche Philoſoph war damals noch der Einzige, der die Schlüſſel zum aſtronomiſchen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Chriſtinen alle himmliſchen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreiſe und Bewegungen nach den Ptolemäiſchen Grundſätzen. Nachdem ſie vom Gipfel des Empyreums alle dieſe Wunder betrachtet haben, erblicken ſie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen ſaßen auf dieſen Thronen, deren Name war Weisheit, Adel, Ritterſchaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmals (o! der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden, Adel, Ritterſchaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vaſallinnen. Aber dieſe Vaſallinnen wußten ſich endlich unabhängig zu machen, ſtürzten ihre Souveräne vom Thron, und regierten nun die Welt nach ihrer Willkür — ſchlecht genug.

Dieſe Probe mag genug ſeyn, uns einen Begriff von

einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publicum des fünfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Producten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich, und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des fünfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch wel-

ihnen zu Auszierung ihres Geiſtes und zu Bildung ihres
:ns und ihrer Sitten beſſere Dienſte hätte thun können
worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem
mack und der Vorſtellungsart der damaligen Zeit, glück-
vereinigt geweſen wäre. — Nichts davon zu ſagen, daß
der Stolz der Damen ſeine Rechnung dabei fand. Denn
iine ſchreibt die Erfindung aller nützlichen und ſchönen
e ihrem Geſchlechte zu. Ceres, Minerva und Araine
hne) waren drei Griechiſche Prinzeſſinnen, ſagt ſie —
hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künſte, denen
)as Brod, die Hauptſtütze des menſchlichen Lebens, zu
n haben; Minerva, die Kunſt die Wolle zu verarbeiten
)ie Werkzeuge dazu, die Kunſt Oel zu machen, die In-
ente des Kriegs, die Waffen von Eiſen und Stahl u. ſ. w.,
ne, die Kunſt Wolle zu färben, und alle Arten von
arbeit und Tapiſſerie. Eine andere Griechiſche Dame.
ens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus u. ſ. w.
, Chriſtine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was
l Geſchlecht Ehre machen konnte: aber ſie ſchonet auch
erſchiednen Laſter und Untugenden nicht, die den Damen
Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteriſtik ihrer Zeit ge-
, iſt mir folgender um ſo mehr aufgefallen, weil man
ewöhnlich von dem Coſtume dieſes unglücklichen und bar-
hen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Chriſtine
t von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damals
n Wochenſtuben im Schwange gingen. Sogar die Bür-
:auen in Paris beeiferten ſich, es darin den größten
n gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon
eiſpiel, das ihr beſonders anſtößig geweſen ſey, und
ſie in ſehr naive Declamationen ausbricht. Sie légte

einſt einen Wochenbeſuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei ſchöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktiſch mit Silbergeſchirr aufgethürmt. Die Wochenſtube war mit einer koſtbaren Tapezerei von reichem Cypriſchen Stoff ausgeſchlagen; auf den Einfaſſungen ſchimmerte der Name und die Deviſe der Frau des Hauſes in der zierlichſten Stickarbeit. Das Bett war nicht weniger prächtig. Bloß die Betttücher, von der feinſten Rheimſer Leinewand, hatten über dreihundert Pfund gekoſtet. Die Bettdecke war von Silberſtoff, und ſogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin ſtolzirte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmeſinrother Seide, und lehnte ſich auf Kopfkiſſen mit dicken Quaſten von guten Perlen. — „O Sitten, ruft unſre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber ſich unterſtehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet das der König? Warum legt er dieſem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, deſſen ſie ſo ſehr zu viel haben? u. ſ. w.“ Man ſieht hieraus, daß die Ungleichheit ſchon in Karl VI Zeiten unmäßig ſeyn mußte. Denn daß der größte Theil des Volks damals in elenden Umſtänden war, iſt unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe alles was man von ihrer Geſchichte weiß geſchöpft iſt, theilt ſich in drei Theile. Der erſte enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern. Im zweiten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüſſen auf das Glück und Unglück der Menſchen, vorgeführt. Im dritten erſcheint ihr Dame Philoſophie, als Arzt und Tröſterin alles

chlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Er-
nung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als da-
ger Modetracht der Dame Philosophie) der Sittenlehre
nerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificir-
producte Epistre d'Othea à Hector, oder le Roman d'Othea,
es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein
sches Bilderbuch, zum Gebrauch des ältesten Prinzen des
nten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI, wel-
der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne,
Jahre 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster,
Wirkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen, welche
biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und
leichen, werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen
r mancherlei schicklichen, meistens aus Mythologie und
Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon
Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie
z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Men-
und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit
lgefallen betrachtet und ihre Werke verschont — um ihm
achtung für diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die
t zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken
Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß
Ritter immer bereit seyn müsse sein Leben für die Ehre
Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus,
die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der
seligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin,
lle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich
— die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die
h des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die un-
lichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das Klag-

liche Schickſal von Piramus und Thisbe vorſtellig gemacht u. ſ. w. Chriſtinens Verſe ſind nicht mehr erträglich, ſo ſehr ſie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Geſinnungen durch maleriſche und auf eine feſtliche Art allegoriſche Darſtellung zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerkſamkeit.

Chriſtine hätte ſich — ſo eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu ſtiften — ſogar der berüchtigten Königin Iſabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handſchriften befindet ſich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Iſabeau von Bayern und die Damen ihres Hofes, die ſich mit Vergnügen nach ihrer reizenden Gebieterin bildeten, kehrten ſich nicht an die Sittenlehre der guten Chriſtine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beſchreiben, wurde ſie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon ſagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geſchichte iſt. Chriſtine war, in keiner Betrachtung, geſchickt eine Geſchichte zu ſchreiben, welche die Aufmerkſamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine ſo fruchtbare Schriftſtellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergeſſen haben werde, kann man ſich leicht vorſtellen. An ihren Sohn ſind Enseignemens Moraux de Christine à son Fils, und an ihre Tochter *Le Dit de Poissy* gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Roſe, welche ſie an verſchiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch ſie noch kennt, geſtellt hat — und das ſey die naive Art, wie ſie ſich über die berüchtigten Verſe Meiſter Clopinels —

Vous etes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läßt — „Der böſe Menſch! (ruft ſie aus) wie er lügt!"

Nachdem ich ſo vieles bloß darum angeführt habe, um den Leſern einen anſchaulichen Begriff von der innern Seite dieſer merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich ſeyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu ſagen. Was uns ihre eigne Beſcheidenheit davon hat bekannt werden laſſen, iſt: daß ſie von Perſon ohne alle Ungeſtalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeſchaffenheit und nicht kränklich geweſen ſey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné). Dieß iſt's, was Dame Philoſophie im dritten Theil der Viſion, unter den Wohlthaten, wofür Chriſtine dem Himmel dankbar zu ſeyn Urſache habe, als keine der geringſten anführt. Wenn eine ſo wackere Frau von ihrer Außenſeite ſo viel ſagt: ſo kann man ſich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorſtellung von den Annehmlichkeiten ihrer Perſon machen.

Boivin gibt uns die Beſchreibung von demjenigen ihrer Bildniſſe, welches, ſeinem Urtheil nach, das beſte unter den Miniaturbildern die ſich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handſchrift 7395 der (ehmals) königlichen Bibliothek zu ſehen iſt. Der Verfaſſer des Artikels Christine *de Pisan in der* Bibliothèque des Romans, der

dieſes Bild auch geſehen hat, ſcheint Boivins Beſchreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit ich nicht etwa beſchuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erſcheint unter einer Art von Baldachin ſitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtiſch geſtützt. Sie hat ein rundes Geſicht, regelmäßige Züge, eine ſchöne Geſichtsfarbe und eine feine Leibesgeſtalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen ſind geſchloſſen, als ob ſie ſchlummerte. Ihr Kopfaufſatz iſt eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer ſehr zarten Gaze beſchattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Bruſt ein wenig offen iſt, läßt etwas Weniges vom oberſten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid iſt blau, unten mit Gold geſtickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet ſich von vorn, wie die Mäntelchen unſrer Damen, ſo daß man darunter etwas von einem violetfarbenen Leibchen, mit ſchmalem goldnem Netzwerk beſetzt, ſehen kann. Die Attitude der ſitzenden Frau, und drei andere Damen, die vor ihr ſtehen, ſcheinen anzudeuten, daß es Chriſtine in dem Augenblicke vorſtellt, da ſie die Viſion hat, welche in der Cité des Dames beſchrieben iſt.

7.

Platon.

Ueber etwas, das er geſagt haben ſoll und nicht geſagt hat.

Ein ſchöner Gedanke eines Originalautors findet ſich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht,

m Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, aß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beispiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar enug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft inen Gedanken des Platon, der in seinem Phädrus befindlich st, einem von so manchen Italienischen, Englischen und Deutchen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den wenigten gelesenen und von noch wenigern verstandenen Dialog, vorin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was schön ist, in einer seltsamen metaphysischmystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie initiirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobei einem jungen Menschen, der sie zum erstenmale liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts Herrlicher's findet als metaphysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Phädrus, sondern bloß von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reiz an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten.“ — Dieß versichert uns ein (im Jahre 1775) neuester, übrigens empfehlungswürdiger *Schriftsteller*, dessen Name hier nichts zur

Sache thut: und wer ſollte ihm auf eine ſo poſitive Verſicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich geſagt? Gleichwohl ſagt Plato von dieſem allem nichts. Seine ſelbſteigenen Worte mögen Zeugniß deſſen geben — (φρονησις οὐχ ὁρᾶται) Δεινους γαρ ἂν παρειχεν ἐρωτας, εἰτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες ειδωλον παρειχετο εις οψιν ἰον. „Die Weisheit würde die gewaltigſte Liebe erwecken, wenn ſie ſich unſern Augen in einer Geſtalt, die ein ſichtbarer Abdruck ihrer geiſtigen Schönheit wäre, darſtellen könnte."

Hätte der neuere Schriftſteller dieſe Platoniſche Stelle auch nur aus der Ueberſetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, ſo würde er dem Original ſchon weniger Unrecht gethan haben. Sie ſteht im 14ten Abſchnitt des erſten Buchs de officiis, und lautet ſo: formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quæ si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiæ. „Wenn das Ideal des Sittlichſchönen mit leiblichen Augen geſehen werden könnte, es würde (wie Plato ſagt) eine erſtaunliche Liebe zur Weisheit einflößen." — Denn wiewohl ſich Cicero ſchon die Freiheit genommen hat, dieſen Platoniſchen Gedanken anders zu wenden, ſo ſagt er doch im Grunde beinahe eben dasſelbe. Aber vermuthlich iſt er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er ſich endlich unſerm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtniſſes, in einer Geſtalt darſtellte, worin er gerade zweimal nonſenſikaliſcher erſcheint als im Plato ſelbſt. Denn Plato will nicht daß die Tugend ſich nackend zeigen ſoll, und ſagt auch nicht, daß man, wofern ſie dieß thäte oder thun könnte, ſonſt nichts mehr lieben würde als ſie.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſes Beiſpiel einen jeden Schriftſteller, der die Gedanken eines andern anführt, behut-

am genug machen möchte, allezeit vorher im Original nach-
uſehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen iſt, lieber zu ſagen
as er ſelbſt denkt, als was Plato oder Arjſtoteles geſagt
aben, deren Name die Sache doch nicht beſſer macht; das
as ſie geſagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Ge-
anke, oder (was mir hier der Fall zu ſeyn ſcheint) nur ein
rrwiſch ſeyn. Denn was ſagt uns der göttliche Plato im
runde durch einen bedingten Satz, deſſen Bedingung eine
nmöglichkeit iſt? Die Tugend kann nun einmal vermöge
rer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen
ichtbar werden; und wem ſie in dieſer Sichtbarkeit keine
iebe einflößt, dem iſt nicht zu helfen.

Ich weiß wohl daß nach Plato ein intelligibles Urbild
er Weisheit in den überhimmliſchen Räumen oder in der
Welt der Ideen exiſtirt. Aber auch dadurch wird der Ge-
anke nicht beſſer. Denn immer bleibt es (ſeinen eigenen
Begriffen zufolge) eine Unmöglichkeit dieſe Idee mit leiblichen
Augen zu ſehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem
Dichter hingehen oder bewundert ihn wohl gar darum: aber
in dem Munde eines Philoſophen ſind ſie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorſtellung der Tugend, die ſich na-
ckend ſehen läßt, etwas Unſchickliches und Widerliches, und
ich zweifle ſehr, ob ein großer Maler ſich dazu verſtehen
würde, die perſonificirte Tugend gewandlos darzuſtellen. Es
ſind, däucht mir, nur zwei idealiſche Weſen, denen es an-
ſtändig oder vielmehr zuſtändig iſt, nackend vor unſern Augen
zu erſcheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbſt die
Grazien, wiewohl die Gewohnheit ſie unbekleidet (meiſtens
zu ihrem großen Nachtheil) darzuſtellen, bei den Künſtlern
überhand genommen hat, würden in dem Gewande, das ihnen
Sokrates *gab, mehr Grazie* haben: wenigſtens ſollte der

Maler oder Bildner, der verwegen genug iſt ſie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen ſolchen Schein von Unſchuld über ſie auszugießen, daß man, ſo wie man ſie erblickte, denken müßte, ſie wüßten nicht daß ſie nackend ſeyen.

8.

Pompejus.

Rechtfertigung eines ſchönen Wortes desſelben.

Pompejus, der Große genannt, befand ſich einſt in dem Falle, daß er in dringenden Geſchäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theuerung mit Lebensmitteln zu verſehen, und dieß war in einer ſo ungeheuern Stadt und bei ihrer damaligen Lage das dringendſte aller Staatsgeſchäfte) — zu einer Zeit, da die See ſehr ſtürmiſch war, zu Schiffe gehen ſollte. Man ſtellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne ſein Leben der augenſcheinlichſten Gefahr auszuſetzen. „Es iſt nöthig daß ich abreiſe, ſagte Pompejus, daß ich lebe iſt nicht nöthig.“

„Dieß ſieht wie ein bon-mot aus (ſagt der nun ganz vergeſſene Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt) aber, wenn man's näher beſieht, findet ſich daß es nichts ſagt; denn es ſagt etwas das ſich ſelbſt vernichtet. Wie kann ein Mann reiſen wenn er nicht lebt?“ Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Ein-

fall iſt noch ſeyn ſoll, für ein bon-mot anſehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ein ſchiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieſer Tadel träfe, ſo müßte ein Soldat, um ſeine Schuldigkeit zu thun, allemal wo er Gefahr ſähe davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, ſeine Schuldigkeit thun? Seine erſte Pflicht wäre alſo, immer vor allen Dingen ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen. Bei dieſer Art zu räſonniren würden die Kriege nicht ſehr blutig ſeyn — und unter dieſer Bedingung könnten wir ſie wohl für richtig gelten laſſen.

Das Wort des Pompejus hat nur Einen Sinn, und dieß iſt ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden iſt. Er will ſagen: wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann eine Schuldigkeit thun ſoll, da iſt, ſo fragt er nicht: kann ich ſie mit Sicherheit thun? Er thut ſie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, iſt am Ende der Welt gleich viel; denn ſie iſt lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen: aber ſo lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

B.

1.

Die Wunderflasche des heil. Remigius.

1780.

Der goldne Becher, womit Huon von Bordeaux, Herzog von Guienne (der fabelhafte Held eines alten wälschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten deutschen Gedichts), von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwälsche Romancier aus seinem eignen Gehirn gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Chalifen Harun Alraschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das persische Mährchen, gesetzt auch daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heil. Remy, oder Remigius, zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist, als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heili-

gen Biſchofs wimmelt; deren Verfaſſer und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanſchreiber oder Poet, ſondern kein geringerer iſt, als Meſſire Hincmar, Erzbiſchof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl des Kahlen Zeiten florirt hat, und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Prieſter und als Erzbiſchof, der Mann nicht war, der ſo was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geſchichte mit der Flaſche iſt dieſe. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß „quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flaſche) appellat, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen geſprochen hatte, mit der Vorſchrift: daß er, König Clovis, ſo lange auf den Feind losgehen ſollte, als dieſe Flaſche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Weins genug haben würde. „Und ſo trank nun der König, und die königliche Familie, und das zahlreiche Heer das mit ihm war, und ſtillten ihren Durſt reichlich aus dieſer Flaſche, und die Flaſche verſiegte niemals, ſondern füllte ſich, durch Gottes Segen, den ihr der heil. Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darin verborgen wäre —": alſo lauten, verdolmetſchet, die eignen Worte des belobten Erzbiſchofs Hincmar, deſſen Seele in Frieden ruhen möge! *)

Wie geſagt, es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der alte Verfaſſer des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitur, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii, vid. Du Chesne Reg. Franc.

Hanap Oberons dem Biſchof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten ſeines Gelichters gewöhnlich iſt) ſein Original noch zu übertreffen geſucht, und Oberons Gefäß iſt alſo keine bloße Flaſche, ſondern ein Hanap d'or; und darf nicht daraus trinken wer will, ſondern nur Perſonen, die ſich im Stand der Gnade befinden; iſt hingegen der Trinker im Stand einer Todſünde, ſo gibt's nicht nur nichts zu trinken für ihn, ſondern

der Becher trocknet auf und glüht in ſeiner Hand.

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches jedermann, der nicht (wie der Romancier ſagt) en Etat de Grace war, tanzen machte, ſo findet ſich zwar nicht, daß der heil. Remigius auch ſo ein Horn gehabt habe, aber es gab doch, von dem berühmten Horn der Amalthea, bis zu dem Horn, was der Prinzeſſin Agrippina vor der Stirn wuchs, als ſie von Andoloſia's rothem Apfel gegeſſen, in dem Corpus der Geſchichten, die ſich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieſer oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewohl wir nicht in Abrede ſeyn wollen, daß Oberons Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden iſt. Wir bemerken dieß nur im Vorbeigehen, damit diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts geſehen haben, als das Horn und den Becher, ſich nicht etwa einbilden, als ob der Verfaſſer den mindeſten Anſpruch an das Verdienſt, ſie erfunden zu haben, mache.

2.

s Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.

1782.

Unsere Vorstellung von den Vorzügen und Verdiensten er beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre usgehen, wenn wir das Maß derselben nach dem außer- ntlichen Ruhm und Ansehen, worin sie bei ihren Zeit- ssen standen, und zugleich auf dem Maßstabe, womit wir iche Talente und Verdienste bei den unsrigen messen, be- men wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem t und Costume des Jahrhunderts zugeschrieben werden, n die schöne Literatur in dem größten Theil von Europa, nders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder auf- ben anfing. Indessen steht doch diese Mutter mit dieser ter in ihrer Art allein; und ihr persönlicher Werth, Maß und Gewicht ihrer Zeit geschätzt, hatte wenigstens so viel Antheil daran, wenn sie (wie der Herr Marquis aulmy im 7ten Bande seiner Mélanges sagt) in der zwei- Hälfte des 16ten Jahrhunderts aller der öffentlichen achtung genossen, welche Personen ihres Geschlechts er- ten dürfen, sobald sie mit viel Verstand und viel Kennt- n vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung inden.

Poitiers, eine der größten Französischen Städte nach is, und damals in blühendern Umständen als gegenwär- war die Vaterstadt der Dame Magdalene Des Roches, n *eigner Geschlechtsname* Neven war. Sie vermählte

ſich mit Andreas Fradonnet, Herrn Des Roches, einem Edelmanne aus Bretagne. Sie ſchlugen ihren Wohnſitz zu Poitiers auf: und Katharine, die einzige Frucht dieſer Ehe, war ungefähr 15 Jahre alt, als ſie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den beſten Erfolg belohnten. Von dieſer Zeit an blieben ſie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen geſehen. Das Fräulein Des Roches ging hierin ſo weit, daß ſie bloß aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die ſich aufs eifrigſte um ſie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigſte unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guerſens, einer der beſtändigſten Liebhaber und der froſtigſten Dichter ſeiner Zeit, als er alle andern Mittel das Herz ſeiner Unerbittlichen zu erweichen ohne Erfolg verſucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung ſeiner ſelbſt glücklicher zu ſeyn, und gab eine ausnehmend ſchlechte Tragödie, Panthea betitelt *), unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie Einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieſer Damen geſchehen ſey; zumal da ſie ungleich beſſere Verſe machten als der Sieur de Guerſens, und dieſer mit einer ſo heroiſchen Selbſtverläugnung ſeine Umſtände bei der ſchönen Madelaine ſchlecht verbeſſerte.

---

*) Die erſte von ſechſen dieſes Namens, welche das Franzöſiſche Theater aufzuweiſen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers geſpielt und gedruckt.

Das Jahr 1579, wo ſich, bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die anſehnlichſten Magiſtratsperſonen und berühmteſten Gelehrten daſelbſt zuſammenfanden, ſcheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen Des Roches geweſen zu ſeyn. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo ſich die vorzüglichſten Männer von beiden Claſſen faſt alle Abende einfanden; und beſonders zeichneten ſich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieſer Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem ſeine Recherches de la France und ſeine Briefe die Reputation eines geſchickten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, ſtellte auch hübſche Lateiniſche und ziemlich ſchlechte Franzöſiſche Verſe; und wie Catull deren ſehr artige auf den Sperling ſeiner Beliebten gemacht hatte, ſo hielt auch Pasquier es ſeiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einſtmals auf dem Buſen des Fräuleins Des Roches in Flagranti ertappt hatte. Das Sujet war eines der glücklichſten für eine poetiſche Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, iſt: daß die ganze gelehrte Geſellſchaft, die bei dieſem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm; und daß ein kleines Bändchen von Griechiſchen, Lateiniſchen, Spaniſchen, Italiäniſchen und Franzöſiſchen Verſen daraus entſtand, welche ſämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenſtand hatten. Da Mutter und Tochter alle dieſe Sprachen verſtanden, ſo war gegen die Plaiſanterie nichts einzuwenden; auch ließen ſich's die beiden Damen ſo wohl gefallen, daß ſie in ſehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die *Anekdote dem Herrn Marquis* von P. nach; denn ich bin

noch nicht so glücklich gewesen, diese merkwürdige Versammlung von Poëtes Chante-Puces, wie er sie scherzweise nennt, selbst zu Gesicht zu bekommen.

Die Damen Des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schicksalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelsten und Besten hochgeschätzt, bis zum Jahr 1587, wo sie beide (wie sie sich oft gewünscht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und der nämlichen Krankheit starben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Prose und Versen, wovon verschiedne in den Annales Poetiques und in dem Parnasse des Dames zu finden sind, hat die Frau Des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras, und, in Gesellschaft mit ihrer Tochter, den Claudian in Französische Verse übersetzt. Die Gedichte dieser Damen sind vielleicht in Absicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louise Labé; hingegen nähern sie sich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache schon um ein Merkliches der Epoche, welche Malherbe in der Französischen Poesie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonnet auf den Tod einer Freundin von der Mutter Des Roches, wiewohl wir nicht bergen müssen, daß es unter ihre besten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y ont repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race
Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O Triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.

O ma chere compagne, et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si après notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

3.

Marie von Romieu.

1782.

Ein Bruder dieſes gelehrten Frauenzimmers (der ſich aques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la hambre du Roy qualificirt) hatte die Unziemlichkeit began- en, instigante Diabolo, und einem alten grißgrämiſchen heim zu gefallen, eine — Satyre gegen das ſchöne Geſchlecht u ſchreiben, welche freilich nicht anders als ein ſehr abge- hmacktes Werk ſeyn konnte!

Die Schweſter glaubte ſich verbunden, dieſe Sünde ihres Bruders aufs eiligſte wieder gut zu machen, und ließ alſo ngeſäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Beibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht enken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, ie Mutter der Gracchen, nebſt einer Menge andrer preis- würdiger Frauen, Jungfrauen und Märtyrinnen aller Natio- en und Zeiten, beſonders auch die Franzöſiſchen, und unter ieſen namentlich die Damen:

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergeſſen ſind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verſe des guten Fräuleins Marie von Romieu ſind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — ſo beſchaffen, daß ſie einer ſo guten Sache zu Ehren wohl hätten beſſer ſeyn können. Die Laufbahn iſt alſo noch offen, und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unſern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schweſtern in Apollo Luſt hätte, ſich dieſes Verdienſt um ihr Geſchlecht zu machen.

S.

1.

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben als Zugabe zu Goethe's Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend „Hans Sachsens poetische Sendung."

1776.

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel es funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, enen keine Stadt in Deutschland ein Triumvirat von glei- er Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. lbrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren; Wili- ald Pirkhaimer im Jahr 1471, und Hans Sachs, der Dich- r, im Jahr 1494. Die Eltern des letztern waren arme emeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft lücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem heilnehmendes und doch immer fröhliches Herz, und eine ute Erziehung zu danken *). Was hätten ihm vierundsechzig

*) S. was er selbst davon sagt in dem Gedichte: „Die Werke Gottes *sind alle gut.*" Th. IV. S. 252. W.

Ahnen Beſſeres geben können? Wenn jemals ein Menſch zum Dichter geboren worden iſt, ſo war's Hans Sachs. Die holdſelige Meiſterſängerkunſt (die zu ſeiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmſten Reichsſtädten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erſte Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeiſtes, den die Natur ſo reichlich über ihn ausgegoſſen hatte. Zu eben der Zeit, da er, nach Endigung ſeines Schullaufs das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den erſten Unterricht in der Kunſt des Meiſtergeſangs von Leonhard Nunnenbeck, deſſen er in einem ſeiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne ſich's, wie es ſcheint, nur bewußt zu ſeyn, wie unendlich er ſeinen Meiſter übertraf.

Von ſeinem ſiebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf ſeiner Profeſſion, alle Theile Deutſchlands, mit dieſer offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenſtände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um ſie getreulich, unverſchönert und unverſtellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieſer Wanderſchaft ſammelte er ſich einen Theil des reichen Schatzes von anſchaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menſchlichen Lebens, über den ein unbefangner Leſer in ſeinen Werken erſtaunen muß. Ueberall befliß er ſich, neben dem Betrieb ſeines mechaniſchen Geſchäfts, ſeinen Wiſſenstrieb zu befriedigen, und ſich im Meiſtergeſange, ſeiner Lieblingsleidenſchaft, zu üben. „Ueberall (ich borge hier die Worte ſeines wackern biederherzigen *) Lebenbeſchreibers) half er entweder die Sing-

*) M. Salomon Ranisch, Profeſſor auf dem Gymnaſio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu ſeinem Gegenſtande verfertigte hiſtoriſch-kritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens zu danken haben. (Altenb. 1765.) W.

chule verwalten, oder ſang den geübtern Meiſtern ein neues
Lied zur Beurtheilung vor. Dieſe glückliche Liebe der Muſen-
unſt hielt bei ihm allen andern Leidenſchaften und aller
ußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenſchaften der Jugend
as Uebergewicht, und noch im hohen Alter erinnerte er
ich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu ſeiner Wiſſen-
chaft ſich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei ent-
chlagen, hingegen in der Uebung ſeines Nebenwerks ſein
inziges Vergnügen und den unſchuldigſten Zeitvertreib gefun-
en habe."

Im Jahr 1519 ließ er ſich zu Nürnberg als Bürger und
Schuhmacher häuslich nieder, und verheirathete ſich mit
Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenſtand des herrlichen
Liebesgedichts war, das wir am Schluſſe mittheilen wollen,
und das deſto merkwürdiger iſt, weil er's im 25ſten Jahre
eines Eheſtandes gedichtet hat. Er lebte mit dieſer Frau
über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und
vier Töchter; überlebte aber ſeine ganze Nachkommenſchaft,
außer vier Enkeln von ſeiner älteſten Tochter. Er war 66
Jahre alt, als er dieſe Geſpielin ſeiner Jugend und Ge-
ährtin ſeines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert
ie herzlich in dem wunderlichen Traum von ſeiner lieben
Gemahel Kunigunde Sachſin (III. 1. 530.), legte ſich aber
ennoch vier Monate drauf eine andere Ehegehülfin, Barbara
Harſcherin, zu, mit der er den Reſt ſeines Lebens bis ins
Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es ſcheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in ſein hohes Alter ob,
und es iſt falſch, was einige vorgeben, daß er jemals den
Schulmeiſter gemacht habe. Er ſcheint ein geſchickter, und
unter ſeinesgleichen anſehnlicher Schuhmacher geweſen zu
eyn, und *immer ſein gutes* Auskommen gehabt zu haben.

Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassenen Sinns und immer liebevollen Herzens war; aber gleichwohl mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78stes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedicht auf seinen geliebten Meister, beschreibt —

In dem Saal stund unecket
bedecket
Ein Tisch mit seiden grüne.
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß
der hatt ein'n großen bart fürbaß.
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein
und an Banken darneben
viel großer Bücher fein;

die alle wohl beſchlagen
da lagen,
die der Alt Herr anſach.

Wer zu dem alten Herren
kam in den ſchönen Saal
Und ihn grüſſet von ferren,
den ſach er an dismal,
Sagt nichts, ſondern thut neigen
mit Schweigen
gegen ihn ſein Haupt ſchwach
dann ſein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal ſtund
Und ſein alt lieblich Geſicht rund
anſchauet, u. ſ. w.

uter, glücklicher alter Mann! Nimm dieſe Thräne der
die mir, indem ich dieß abſchreibe, über die Wangen
— der Liebe, und auch der Freude, daß die Natur ſo
gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den ſie
l eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen
ürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu ſeyn,
du nicht?
uch ſeine Zeitgenoſſen waren gerecht gegen ihn; und ob
will, ſoll es künftig auch die beſſere Nachwelt ſeyn.
es iſt lang genug, daß Deutſchland ſeinen Dichter, und
dern alle unſern Meiſter verkannt haben! Seine alte,
ıber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte ſeiner
und Reime, *ſeine holzſchnittmäßige* Dürerische Manier,

und was ihm ſonſt aus ſeiner Zeit anklebte, ſoll uns nicht länger verhindern, den Geiſt, das Herz, die in allen ſeinen Kräften leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwiſchen mein ungenannter Landsmann, der mir ſchon vor mehrern Jahren durch ſeine Ehrenrettung Hans Sachſens *) zuvorgekommen iſt!

Da in dem glücklichen Geiſte unſers lieben Meiſters alles was er ſah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfing, und erſt im 78ſten Jahre ſeines Lebens aufhörte; am Dichten ſeine größte Freude hatte; ſich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bei einem ſo biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb ſeyn mußte, da er wirklich zu ſeiner Zeit vielen Nutzen mit ſeinen Werken ſtiftete: ſo iſt kein Wunder, daß er alle andern Deutſchen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compoſitionen, ſo wie die meiſten bis auf dieſen Tag an innerm Werthe derſelben, übertroffen hat.

Von dieſen ſeinen Werken hat man nur zwei vollſtändige Ausgaben, eine in Folio von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 1579 nach und nach herauskamen, und wovon die drei erſten nur eine neue Auflage des ſchon im Jahre 1558, 60 und 61 von dem Augsburgiſchen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerei veranſtalteten erſten Druckes der Hans Sachſiſchen Werke ſind; die andere in fünf Theilen, in Quart, von Johann Krüger in Augsburg verlegt, und in der Reichsſtadt Kempten bei Chriſtoph Krauſen gedruckt; wovon der erſte Theil im Jahr 1612, und der letzte im J. 1616 erſchien.

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeſchreibung kenne. W

Von andern Auflagen iſt mir nichts bekannt; aber emein bekannt iſt, daß Hans Sachſens Werke dermalen er die raren Bücher gehören. Dieſe ihre Seltenheit iſt)l die eigentliche Urſache, warum er, der populariſte unter n Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und h ſeiner Nation, deren Voreltern er einſt ſo lieb und :th war, ſo gleichgültig und unbekannt geworden. Es re Schande für Deutſchland, wenn dieſem Mangel nicht eholfen würde.

Man vergleiche den Artikel von Jördens. Was Wieland in Anſehung Hans Sachſens vorgeſetzt hatte, und der folg davon, darüber wird in dem Leben Wielands Bericht attet werden.

Der Liebe Zank.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich ſolt,
In rechter trew, freundlicher art.
Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Geſpräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangk,
Das nam ich an zu hohem Dank;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann*) mir war ir Jungfräwlich Ehr

*) wann wird bei unſern Alten häufig für dann, oder ſintemal, weil, gebraucht; *und ſo auch hier* und weiter unten.

Lieber, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Herzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beſchließen,
Im Ehlichen ſtand ir zu genieſſen.
Kürtzlich eins Tages ſich zutrug,
Daß ſie mir alle frewd abſchlug,
Nimmer ich ſie umfahen ſolt,
Kein Kuß ſie mir mehr bieten wolt,
Wann ſie beſorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab ſie mir mehr.
Ich erſchrack, ſie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernſt wär? Darauff ſie ſagt:
Es wär ir Ernſt, und wolt das ſagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich ſie wiederumb würd umbfahn.
Erſt that mir unter Augen ſchlahn *)
Das Elend mit groſſer nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs ſo hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, ſeufftzt und weint,
Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und alſo bey mir ſelber redt:
O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienſt trug ſo hertzlich?
Wie iſt ſie worden mir ſo ſchmertzlich!
Der **) ichs ſo trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,

*) ſchlahen für ſchlagen iſt in Schwaben noch unter den Volk üblich.
**) ſtatt: mit der.

Mein trew ich gar verloren ſpür,
Der Strohſack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Troſt ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung iſt gar ab und todt;
Nun wünſchet ich und wolt auch Gott
Daß ich ir hätt doch nie geſehen!
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich ſamb halb und halb entſchlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren ſchein;
Mit ſüſſem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz ſenfftiglich anredt:
Ach junger Geſell ſey wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;
Weiſt du nit, daß Jungfrewlich Bild
In Lieb iſt allzeit rauch und wild,
Und ſeine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't ſie ir Scham und Zucht,
Darmit ſie zu erretten ſucht
Jr Ehr, ir'n allerhöchſten Schatz;
Auch förcht ſie hart des Klaffers ſchwatz,
Die keiner Ehren auch verſchonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,
Wenn ſie hat eben dein Geblüt,

Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich ſeyn,
Ir rew darumb iſt auch nit klein,
Daß ſie dich hat ſo hart betrübt;
Ir Hertz ſich auch in Schmertzen übt.
Laß alln Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann ſie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugeſellt;
Ich hab dir ſie ſelb auſſerwählt,
Zu ei'm ſteten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles trawren ſeyn.

Mit dem die Göttin bald verſchwund.
Ich erwacht, und im Hertzengrund
Ward ich erfrewt, und bald ufſtahn. *)
Als ich mein Lieb ward ſichtig an,
Redt ich ſie an mit trawrigen worten
Die ſich aber an allen orten
Entſchuldigt, ſie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit ſo arg gemeint,
Ich ſolts halten trewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt ſie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon, **)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Alſo wurd unſer Lieb und Trew
Wiederumb ganz beſchloſſen new,

*) Ich ward ufſtahn, eine vor Alters übliche Redensart, ſtatt: ſtund auf.
**) verlaſſen.

Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unſer Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünſcht Hans Sachs.

Anno Salutis M. D. XLIIII. Am 1. Tag Septembris.

2.

Salluſtius.

Eine Rechtfertigung dieſes berühmten Geſchichtſchreibers Wieland geliefert in ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Ehren Bd. 1. S. 58. fgg.

3.

Sarpi.*)

Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.

1777.

Der Cardinal du Perron, Biſchof zu Evreux, nachmals Biſchof von Sens und Grand-Aumonier von Frankreich bei König Heinrich IV, war unſtreitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrſamkeit, ein geſchickter Geſchäftsmann und Negociateur, der alles ſagen und ſchreiben konnte,

---

*) Paolo Sarpi aus dem Servitenorden, geb. d. 14 Aug. 1552 zu Venedig, und geſt. daſelbſt d. 14 Jan. 1623, der unſterbliche *Geſchichtſchreiber der* Tridentiniſchen Kirchenverſammlung, deſſen

was er wollte, kurz alles was man seyn muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theolog, Philosoph, Poet (denn du Perron war dieß alles), von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Servitenmönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig (sagt der Cardinal), Mr. de Messi zeigte mir ihn: ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein bißchen mehr als Mönch.“*)

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein bißchen mehr als einen alltäglichen Mönch, und das war Alles! — Und doch kannten Se. Eminenz unstreitig die Welt, und verstanden sich vor-

---

Geschichte der Römische Hof besonders durch die Jesuiten in üblen Ruf zu bringen suchte, weil sie zu widerlegen nicht möglich war, hat mehrere Biographen gefunden. Der beste darunter ist Griselini, aus dessen Memorie aneddote spettanti alla vita ed agli studj del sommo Philosopho e Giureconsulto F. Paolo Sarpi, Servita, Lausanne 1760. 8. Jagemann einen Auszug geliefert hat in Wielands Merkur 1793 Oct. und Nov. Das Interessanteste aus der neuesten Zeit ist Delbrücks Schilderung desselben.

*) Je le vis à mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messi me le fit voir. Je ne remarquai rien d'eminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine. Perronniana, edit. de 1601. p. 218.

trefflich auf den couranten Werth der Menſchen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört dazu, um den innern Gehalt eines Menſchen auszufinden, ein gewiſſer innerer Geiſtesſinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwohl finde ich in dieſem, beim erſten Anblick lächerlichen, Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieſer Weltmenſch, ſo wie dort von Chriſtus der Hoheprieſter Kaiphas, ohne es ſelbſt zu wiſſen, von dem Mann Gottes ablegt. Er ſah an Fra Paolo nichts von allem dem, was er an einem Mann, den er nach ſeinem Maßſtab für groß halten ſollte, ſuchte: er ſpricht alſo geringſchätzig von ihm. Ich konnte nichts an ihm ſehen, als einen gemeinen Menſchen, einen Mann von gutem ehrlichen Menſchenverſtand — ſpricht er, und glaubt damit ſehr wenig geſagt zu haben; merkt nicht, daß er was ſehr Großes geſagt hat. Die vollkommenſten Menſchen haben ſelten etwas in ihrem Aeußerlichen, das ſie ſehr über andre hervorragen machen ſollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet ſich auch in ihrem Geſicht und ganzem äußerlichen Weſen; ſie ſind bloß da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine beſondere Veranlaſſung, die ihr Inneres in äußerliche Wirkſamkeit ſetzt, ſieht der feinſte Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menſchen, und guter hausgeſponnener Menſchenſinn iſt alles, was er ihnen zutraut. Gerade das war's, Herr Cardinal, was den ehrlichen Servitenmönch Sarpi zu einem ſo viel weiſern, wärmern, edlern, kurz zu einem ſo viel beſſern Menſchen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron ſeyn müſſen, um nicht ſo von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was darum, zu wiſſen, was Fra *Paolo zu irgend* einem ſeiner guten Freunde davon

geſagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Cardinals zu Muthe geweſen.

4.

Schärtlin.

1777.

Lebensbeſchreibung des berühmten Ritters, Sebaſtian Schärtlins von Burtenbach, aus deſſen eigenen und Geſchlechtsnachrichten vollſtändig herausgegeben und mit Anmerkungen und Beilagen verſehen. Frankfurt und Leipzig 1777.

Herr Chriſtoph Siegmund von Holzſchuher, ein gelehrter Nürnbergiſcher Patricier, macht hier mit einem der merkwürdigſten Deutſchen Männer des ſechzehnten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern ſolchen Biographien, wozu er uns Hoffnung macht, ſofern er die nöthigen Beiträge von andern patriotiſch-geſinnten Edeln und Gelehrten, beſonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unſrer edeln Geſchlechter, erhalten werde. Gegenwärtiges Buch iſt um ſo intereſſanter, da Ritter Schärtlin, ſo wie Götz von Berlichingen, ſein eigner Biograph iſt. Schärtlin reicht zwar, meinem Gefühl nach, nicht ganz an Götzen, aber immer war er (wie ihn die drei Fürſten in ihrem Vorſchreiben an Herzog Chriſtopher zu Würtemberg charakteriſiren) ein redlicher weidlicher Geſell, ein ſtrenger mannhafter Ritter *und Feldhauptmann*, und, was ihm die meiſte Ehre macht,

der Sohn und Erbe ſeines eignen Verdienſts. Denn er war ein novus homo, der ſich ſeinen Weg mit ſeinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er ſich (wie der H. v. H. in dem kurzen Abriß der ganzen Geſchichte ſagt) in ſeiner Jugend mit beſtem Erfolg auf die Wiſſenſchaften gelegt und Magiſter in Tübingen worden, ſeh ich in ſeinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magiſterzug! Ueberall ſpricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geſchnittner, aber höchſt roher knollichter Schwabe, an dem von dem ſcharfen Gepräge der Natur nichts abgeſchliffen worden; — und das war — in ſeiner Zeit wenigſtens — nicht deſto ſchlimmer, dächte ich! Nichts geht über die edle, kunſtloſe, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen Wunden u. dgl. als von ganz alltäglichen Dingen ſpricht, ohne den kleinſten Zug von Ruhmredigkeit oder Eigendünkel oder Geringſchätzung anderer, und immer mit einem herzlichen „Gott ſey Lob und Dank!“ wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgeſpickten Beutel wieder nach Hauſe kommt, und mit einem „Gott genad ſeiner Seele!“ wenn er einen Feind zu Boden geſchlagen hat. Ein Zug, der durchs Ganze durchgeht, und wie mich dünkt, den Mann, der ſein Glück erſt machen muß, bezeichnet, iſt die genaue Ausrechnung, was er mit jeder ſeiner Thaten gewonnen oder verloren; aber angenehm iſt dabei wieder die Treuherzigkeit, womit er das alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, ſeinen Thaten edlere Motive, als ſie wirklich hatten, unterzuſchieben; ſondern daß er gerade ſo von der Sache ſpricht, als ob er ſich durch ſo und ſo viel hundert oder tauſend Gulden, die er in dieſem oder jenem Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu *Weib und Kindern* nach Hauſe kommt, für alles

ausgestandene Ungemach, Wunden, Lebensgefahren u. s. w. reichlich belohnt halte. All dieß, und das ebenfalls durchaus durch sein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl — und die Treue und Dankbarkeit gegen jeden, der etwas zu seinem Glück beigetragen, und noch mehr andrer Züge der altdeutschen Redlichkeit, Weidlichkeit und Biederherzigkeit würden dieß Buch lieb und köstlich machen, wenn auch der Inhalt, wegen der merkwürdigsten Begebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts, womit Schärtlins ganzes Leben verflochten war, für den Geschichtsliebhaber und Forscher weniger interessant wäre. Dem letztern überlassen wir, von dem historischen Werthe dieses Buchs, und besonders von dem was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Herrn von Holzschuher bei dieser Ausgabe sowohl am Text als in den Anmerkungen u. s. w. geleistet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem letztern für dieses allen guten Deutschen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geschenk öffentlich unsern Dank zu erstatten, und ihn zur Fortsetzung einer so verdienstlichen Anwendung seiner Muße, so viel an uns ist, aufzumuntern. —

Eins hätt' ich beinahe vergessen — und das ist, Schärtlins gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unsern jungen Kriegsmännern statt der hunderttausend blauen Kreuz-Donnerwetter, Kreuz-Bataillons u. s. w. zur Abwechslung hiermit bestens empfohlen haben wollen.

5.

Schickſalstragödie.

1803.

An einem kleinen zufälligen Umſtand, an einem einzigen ungeziemenden, d. i. nach dem Aberglauben der Griechen Unglück vorbedeutenden Worte, das einem Aufwärter unverſehens entſchlüpft war, hängt in des Euripides Jon Tod oder Leben, und ſomit die Kataſtrophe des ganzen Stücks! Wenn nicht zu läugnen iſt, daß zu Erfindung eines ſolchen Mittels die Kataſtrophe herbeizuführen, weder Genie noch Kunſt gehört, ſo iſt hingegen nicht weniger gewiß, daß nicht nur die entſcheidenden Momente im Leben eines jeden Menſchen, ſondern ſelbſt die größten Weltbegebenheiten, öfters an ſolchen kleinen, unbedeutend ſcheinenden, zufälligen Ereigniſſen hangen; und dieß iſt zu Rechtfertigung eines Dichters hinlänglich, dem es überhaupt in ſeinen Dramen weniger um künſtliche Erfindung und Anordnung der Fabel, als um das Ethos und Pathos der Perſonen, und um Situationen, die ein lebhaftes Intereſſe bewirken, zu thun war. Die alten Griechen glaubten eigentlich nicht an den Zufall, in dem Sinne, worin wir dieß Wort zu nehmen pflegen; auch das Zufällige, auch das Unverſehene, geſchah, ihrem Glauben nach, θεια μοιρα, durch göttliches Verhängniß; wenigſtens glaubten ſie dieß, ſobald der Ausgang bewies, daß die Entſcheidung eines wichtigen Umſtands an einem ſolchen Spinnefaden gehangen hatte. Dieſe θεια μοιρα, dieſes göttliche Schickſal, muß mit der Einmiſchung der poetiſchen Götter in menſchliche Dinge, wo ſie als *mithandelnde Perſonen* erſcheinen, und, gleich den Men-

ſchen, aus beſondern Bewegurſachen nach beſtimmten Zwecken handeln, nicht verwechſelt werden. Dem Schickſal ſind die Götter ſelbſt unterworfen; ſo fern iſt es, daß ſie die Urheber desſelben wären. — Aber was war denn der Begriff, den ſich die Alten von dieſem Schickſal machten? Sobald ſie ſich denſelben klar zu machen ſuchten, gewiß kein andrer als eben derſelbe, den wir Neuern mit dieſem noch immer allgemein und täglich gebrauchten Worte verbinden — nämlich der Begriff des allgemeinen Zuſammenhangs aller Dinge und Ereigniſſe in der Welt, inſofern als er nothwendig, von dem Verſtand und Willen der Sterblichen unabhängig, und eben darum unbegreiflich iſt; eines Zuſammenhangs, der gerade deßwegen, weil von dem Unerklärbaren und außer unſrer Vorſicht und Willkür Liegenden in demſelben ſo häufig des Glück oder Unglück einzelner Menſchen und ganzer Völker abhängt, ein dunkles Gefühl in uns erregt, daß etwas Göttliches in ihm ſey, daß er das Werk einer unumſchränkten, unerforſchlichen Macht ſey, welche zu hoch über uns throne, als daß es ſo ſchwachen und beſchränkten Weſen, wie wir Sterblichen, möglich und ziemlich ſeyn könnte, ſie zu fragen: was machſt du? Aber daraus, daß dieſes Schickſal unerforſchlich iſt, folget keineswegs, daß es auch blind ſey, oder von den Griechen, und inſonderheit von ihren tragiſchen Dichtern für blind gehalten worden wäre; d. i. daß ſie ſich vorgeſtellt hätten, die Umſtände und Ereigniſſe, von welchen die Beſtimmung des Glücks oder Unglücks der einzelnen Menſchen abhängt, werden, wie durch ein Sieb, auf ſie herabgeſchüttelt. Geſetzt aber auch, ſie hätten ſich das Schickſal wirklich blind, regel- und abſichtslos, und beſonders auf das ſittliche Verhalten der einzelnen Menſchen ganz und gar keine Rückſicht *nehmend* gedacht, wie ſie deſſen neuerlich beſchuldigt werden,

so ist doch ganz irrig, wenn behauptet wird, die tragischen Dichter der Alten hätten die Helden und Heldinnen ihrer Fabeln als bloße Automaten und blinde Werkzeuge eines blinden Schicksals dargestellt. Man muß wenig mit ihren Werken bekannt seyn, um so etwas vorzugeben, wovon der Augenschein gerade das Gegentheil lehrt. Daß ihre Helden nicht wie Rasende gegen die allmächtige Nothwendigkeit anrennen, wird ihnen wohl niemand zum Vorwurf machen wollen; aber überall sehen wir sie, so viel und so lange es Menschen möglich ist, mit ihrem Schicksal ringen, und, nach Maßgabe ihres individuellen Charakters, alles anwenden, was Muth, Klugheit, Standhaftigkeit und Kraftanstrengung vermögen, um über ihr widriges Glück Meister zu werden, oder, wofern sie unterliegen müssen, wenigstens edel und anständig zu fallen. Die Sache verdient eine gründliche und ausführliche Erörterung. *)

6.

Anna Maria von Schurmann.

1777.

Nicht eben als eine gelehrte Dame führe ich sie auf — denn wenn sie nichts als das gewesen wäre, so möchte sie an den unermeßlichen Lobsprüchen, womit sie in ihrem Leben von den Saumaise, Naude, Heinsius, Huygens, Gruter,

*) Der Anfang zu derselben ist seitdem gemacht durch H. Blümner: über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos. Leipzig 1814, und durch die Dissertation von E. J. G. Schmidt (Prof. und Conrector in Schulpforta) de notione fati in Sophoclis Tragoediis *et fragmentis expressa*. Pars prior. Leipzig 1821.

Caets, Balzac und tauſend Andern, durch ganz Europa, in Proſa und Verſen, bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben! Sondern, weil ſie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntniſſe und, was mehr als dieß alles iſt, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens, wirklich eine der vollkommenſten und außerordentlichſten Perſonen war, die ihr Geſchlecht in irgend einer Zeit aufzuweiſen gehabt hat.

Sie iſt geboren im Jahr 1604 zu Köln, hat den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten Jahre aber in der kleinen Labadiſtiſchen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentlichen Perſonen ihres Geſchlechts thun ſollten) in dem Stand einer freiwilligen und unbemakelten Jungfrauſchaft gelebt, und iſt im Jahr 1678 in eine beſſere Welt übergegangen. — Ihr Vater, Friedrich von Schurmann, war ein Mann von vorzüglichen Eigenſchaften, ihre Mutter aus dem edlen Geſchlecht von Herſt im Jülich'ſchen. Ihr Großvater hatte Antwerpen, wo ſeine Voreltern über hundert Jahre in den anſehnlichſten Würden geſtanden, der reformirten Religion wegen verlaſſen müſſen, und ſich nach Deutſchland gezogen.

Bisher kannte ich unſre Maria bloß aus ihren von Friedrich Spanheim im J. 1648 zuerſt und von T. C. D. Löberin 1749 zuletzt herausgegebenen opusculis, welche meiſtens aus Lateiniſchen und Franzöſiſchen Briefen beſtehen, die pour la rareté du fait mit etlichen Hebräiſchen und Griechiſchen verbrämt ſind, und aus den Nachrichten, die ich in Bularts Académie des Sciences et des Arts und einigen andern literariſchen Compilationen fand. Hieraus hatte ich nun ſo viel *herausgeklaubt*, als mir dienlich ſchien, um von dieſem achten

Wunder der Welt, dieſer zweiten Minerva und achten Muſe (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit ſie nannten, ehe ſie das unverzeihliche Verbrechen beging eine — Separatiſtin zu werden) einigen Begriff geben zu können. Ich erzählte nur von ihren ſeltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geſchicke für die ſchönen Künſte, und wie ſie ſo ſchön habe zeichnen und Miniaturmalen, und aus Papier ſchneiden, und in Wachs boſſiren, und in Kupfer ätzen können, und wie ſie Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Syriſch, Chaldäiſch und Aethiopiſch gelernt, und in der ganzen philologiſchen Polyhiſtorei, worein man damals das non plus ultra der Gelahrtheit ſetzte, erſtaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Univerſität zu Leyden in jedem Auditorio eine eigene geheime Loge bauen laſſen, damit ſie allen öffentlichen Lectionen, Disputationen, Doctor-Promotionen u. ſ. w. ungeſehen beiwohnen könnte; und wie ſie gerne Spinnen gegeſſen habe; und wie ſie nach und nach ſo berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herren, die Rivete und die Spanheime und die Salmaſien, und ſogar der ehrliche Carmelitermönch, Ludwig Jacob a Sancto Carlo, in ſeiner Bibliothek berühmter Schriftſtellerinnen, und der wohlberedte Minoritenmönch, Bruder Hilarion de Coſte, in der Vorrede zu ſeinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben ſingen und ſagen können.

Da glückte es mir, das einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nämlich ihre in Lateiniſcher Sprache geſchriebene *EYKAHPIA*, oder Erwählung des beſten Theils; Tractat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten iſt: Eins iſt noth; Maria hat das beſte Theil erwählt (ein Buch, das ich ſehr rar *gemacht hat*), zu Handen zu bekommen; und als

ich hinein guckte, und nur etliche Blätter davon geleſen hatte, ſiehe da fand ich, daß alles, was die Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geſchrieben, dummes Zeug ſey, Caricatur und Verunſtaltung eines der herrlichſten Werke Gottes; und daß das Beſte ſey, aus dieſem Buche, worin eine wahrhaft engliſche Reinigkeit, Unſchuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin ſie, ohne alle Prätenſion, in der unzweideutigſten Sprache des Gefühls und der Innigkeit, die Geſchichte ihrer Kindheit und Jugend, und ihrer literariſchen Nachtwandlungen, und ihrer zufälligen Verhältniſſe mit den Viris Clarissimis, die gerade das, was allein an ihr ſchätzbar war, nicht zu ſchätzen wußten, und ihrer Bekanntſchaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigſtens) apoſtoliſchen Menſchen, Johann de la Badie, Yvon, du Lignon u. ſ. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menſchen Freude haben müſſen, und auch ſolche, die das erwählte Theil dieſer Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigſtens von der herrlichen Natur dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs einen ganz andern Begriff bekommen werden, als aus ihren opusculis, die größtentheils gerade die ſchlechteſten Excretionen ihres Gehirns, oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtniſſes ſind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten ſolcher Leute, die ſo wenig Sinn für das Wahre hatten, daß ſie gerade von dem Augenblick an Böſes über den Engel blasphemirten, da ſie alle die Kruſten, womit eine falſch berühmte Gelehrſamkeit ſie überzogen hatte, von ſich warf, und ſich in ihrer eignen natürlichen Geſtalt darſtellte.

Ich gebe alſo dieſen Auszug aus der

Eukleria.

Dieß ziemlich seltene Buch war, seiner Veranlassung nach, eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewunderer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von deren großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern sich wie andre Moden), eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w., kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn, in der absoluten Bedeutung, die dieß Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt, und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt, und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten, als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provincial-Synoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht u. s. w. zusammengenommen. Inwiefern sie hierin recht oder unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich werde mich daher in diesem Auszuge mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie, bloß auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben *kann. Jedoch kann ich* nicht umhin, all das Gute,

was ich ſchon von dem Geiſte dieſes Buchs geſagt, zu wiederholen, und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne, der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern ſeinesgleichen, den einfältigen reinen Sinn dieſer von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverſtehen, und ſeelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Menſch (zu welcher äußerlichen Gemeinſchaft er auch immer gehören mag) nichts als die Geſinnungen und frommen Wünſche einer unſchuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur ſchwatzen, disputiren, philoſophiren, poetiſiren, rhetoriſiren u. ſ. w., wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweist, und in andern Menſchen auch lebendig machen zu können wünſcht. Als der Abbé von St. Pierre ſeine guthertzigen Projecte für „Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menſchen" zur Welt gebar, ſagte der Premierminiſter Fleury: es ſind Träume eines guten ehrlichen Mannes — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgiſche Confeſſionsverwandte, Calviniſten, Mennoniſten, Quäker, Socinianer u. ſ. w. zu Alt-Chriſten umzuſchaffen, zu Chriſten von der Art, wovon geſchrieben ſteht: „daß ſie des heiligen Geiſtes voll waren, und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen; und waren Ein Herz und Eine Seele; und niemand ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein wären, ſondern es war ihnen alles gemein, und war keiner unter ihnen der Mangel hatte, denn man gab jeglichem was ihm noth war."*) Wenn, ſag' ich,

*) Geſchichte der Apoſtel, Kap. 2 u. 4.

Schurmann auch mit ſo einem Entwurf umgegangen
: ſo hätte immerhin ein Mandeville beweiſen mögen, daß
i Ausführung, ſo wie die Sachen ſtehen, weder möglich
verträglich wäre; daß die Lyoner Fabriken und die
er Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß
roßen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß
Schifffahrt und der Handel in beiden Indien ſehr darun-
iden dürften u. ſ. w. — Aber Mandeville ſelbſt hätte
bekennen müſſen, daß es Träume einer Chriſtin ſeyen,
die damaligen Baccalauren (die itzigen ſind hoffentlich
r) unrecht gehabt, Ketzereien und Skandale daraus
achen, und daß eine Jungfrau von ſechzig Jahren un-
ich unſchuldigere Träume haben könne.

Da die ehemaligen Freunde der Schurmann ſo übel da-
ufrieden waren, daß ſie in ihren alten Tagen die leben-
Quelle der — Schul- und Büchergelehrſamkeit verlaſſen,
(was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten)
Schwärmerin, eine Labadiſtin, geworden war; ſo iſt der
rmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie
gegangen iſt, daß ſie, in ihrer Jugend, unvermerkt und
he ohne ihr Zuthun, dahin gekommen, in der gelehrten
blik Aufſehen zu machen: wie aber ein angebornes Seh-
nach dem was der Seele wahren Genuß und Befriedi-
in ihrem innerſten Grunde gibt, ſie bei den Eitelkeiten
damaligen Modegelehrſamkeit, womit ſie einen Theil
Lebens hingebracht, niemals habe ruhig ſeyn laſſen,
rn ſie von allem, was bloßer Schein und Schattenwerk
Wortkram und Dunſt der Eigenliebe iſt, immer abge-
, und von Stufe zu Stufe endlich zu Erwählung deſſen,
nach ihrer Ueberzeugung der beſte Theil war, gezogen

Dieſes zu *entwickeln*, und, indem ſie von ihrer Sinnes-

änderung Rechenſchaft gibt, zu zeigen, „daß ſolche kein Werk einer fiebriſchen Schwärmerei, ſondern in der erſten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zuſtand ihrer Seele gegründet geweſen, und durch vorherige Geſinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden" — und daß eine ſo geſinnte, ſo vorbereitete (auch ſelbſt durch einen Zuſammenfluß unwillkürlicher äußerer Umſtände vorbereitete) Seele ſich nothwendig dahin habe lenken müſſen, wo ſie die Realität von all dem gefunden, wovon ſie vorher außer ſich nur die Prätenſion oder leeres Hörenſagen, und in ſich ſelbſt nur eine ſchwache Dämmerung geſehen, bei welcher ſie jedoch dem wachſenden Licht immer unverwandt entgegengegangen; — und endlich zu zeigen, wie ſie dieſe Realität bei Labadie und ſeinen Gehülfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt-apoſtoliſchen Gemeine wirklich gefunden; dieß, mit den dahin einſchlagenden hiſtoriſchen Umſtänden, macht den Inhalt der neun Kapitel aus, in welche der erſte Theil ihrer Eukleria abgetheilt iſt. *)

Die intereſſanteſten Züge für meinen Zweck ſind im 2ten Kapitel der Eukleria enthalten, welches zur Aufſchrift hat: „Kurze und beſondere Darſtellung meines vergangenen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der Gott-

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 297 S. in kl. 8. beſtehend. Den zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem erſten, kurz vor ihrem Tode, zu Amſterdam bei Jacob van de Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich nicht auftreiben können, und kann alſo von deſſen Inhalt nichts weiter ſagen, als daß er die Fortſetzung der Geſchichte der Labadieſchen Gemeine und ihres eignen Antheils an derſelben und vermuthlich fernere Apologie ihrer Widerſacher enthält. W.

:ligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste nd Wiſſenſchaften zu excoliren angefangen.“

Gottesfurcht und Eifer für die Religion ſcheint ein geeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her geweſen zu yn. Sie ſagt in dieſer Rückſicht viel Gutes von ihren Eltern nd von deren beſondern Sorgfalt, ſie nach den Grundſätzen es Chriſtenthums zu erziehen, und vor allem, was die Unhuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. hre beſondre Dispoſition zur Frömmigkeit äußerte ſich ſchon 1 ihrem zarteſten Alter. „Ich erinnere mich noch unter nderm (ſagt ſie), daß ich, als ein Kind von vier Jahren — a ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wieſenblumen 1 pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches inſetzten, und die Magd mich die Antwort auf die erſte rage des Heidelberger-Katechismus herſagen ließ — bei den Worten: daß ich nicht mein, ſondern meines getreueſten Heindes Jeſu Chriſti eigen ſey: eine ſo herzliche Freude und in ſo ſüßes inniges Gefühl von Liebe zu Chriſto in meinem erzen empfunden, daß alle folgenden Jahre meines Lebens as lebendige Andenken dieſes Augenblicks nicht haben ausſchen können.“ Sie ſetzt dieſem noch ein Beiſpiel hinzu: 1 ihrem eilften Jahre ſey ihr beim Leſen eines Märtyreruchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen rennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum angekommen, aß ſie das allerangenehmſte Leben um einen ſolchen glorreichen od mit Freuden hätte vertauſchen mögen. Und es ſey ihr ernach, ihr ganzes Leben durch, nichts Unerträglicher's und es chriſtlichen Namens Unwürdiger's vorgekommen, als die Geſinnung des Erasmus, da er in ſeinen Schriften an den r. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit *Märtyrer zu werden überſteige* die Sphäre ſeines Ehrgeizes.

und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch (setzt sie hinzu), hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß es damals Niemandem eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich sie bei den meisten jungen Personen meines Standes ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben wäre, anzusehen" u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte sie schon fertig Deutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im mindesten sauer geworden. Fast eben so früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerlei künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren, ohne einigen Unterricht noch Beispiel, allerlei Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf begriff sie die Kunst Tapisserie-Arbeit zu sticken (artem Phrygiam) in drei Stunden, nachdem sie sich vorher nur etwa sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66sten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn sie so gesessen und Blumen und Insecten mit *Wasserfarben* gemalt habe (das dann doch noch immer die *unschuldigste Art von Malerei* sey), hätte sie zwar nicht so

ten, während daß ihre Hand mit dieſer irdiſchen Uebung beſchäftigt geweſen, ſich in ihrem Geiſte mit himmliſchen Gedanken unterhalten; aber ſie müßte doch geſtehen, daß ſie manchmal ſo erpicht auf ihre Arbeit geweſen, und ihren ganzen Kopf und ihr Herz ſelbſt ſo voll davon gehabt, daß ſie Gott darüber wo nicht völlig aus dem Geſichte verloren, doch wenigſtens nicht ſo leicht und anhaltend weder in ſich ſelbſt noch in dem Spiegel ſeiner Geſchöpfe habe anſchauen können, als ſonſt.“ Sie ſpricht von allen ihren Kunſtfertigkeiten nur wie man von den Spielen ſeiner Kindheit ſpricht; ſetzt aber ſcherzend hinzu: weil ſie jetzt doch einmal daran ſey, ſich mit Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und, um nichts von ihren ehemaligen Glückſeligkeiten zu verſchweigen, wolle ſie noch einiger Beiſpiele ihrer ſo hoch und weltgeprieſenen Kunſt Erwähnung thun. Und darauf ſpricht ſie von drei Bildniſſen, die ſie, ohne Jemands Hülfe noch Anweiſung, mit einem bloßen Taſchenmeſſer aus Burbaumholz geſchnitten, wovon eines ihre Mutter, eines ſie ſelbſt, und das dritte ihren Bruder (von dem ſie in dem ganzen Buch häufig mit wärmſter Liebe und Hochachtung ſpricht) vorgeſtellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Honthorſt, dem es ihr Bruder gewieſen, in ganzem Ernſt über 1000 fl. geſchätzt worden. Sodann (fährt ſie fort) muß ich eines Bildniſſes von mir ſelbſt erwähnen, ſo ich, vermittelſt eines Spiegels, aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre wie Albertus Magnus auf ſeine redende Bildſäule, aber doch 30 Tage verwendet, weil ich in dieſer Kunſt vieles ſelbſt erfinden mußte, da ich's von niemand lernen konnte.— Weil ich mir nicht getraue der Beſchreibung, die ſie von dieſem ihrem Meiſterſtück macht, in der Geſchwindigkeit durch *eine Ueberſetzung genug zu thun*, ſo möge mir erlaubt ſeyn,

ihre eignen Worte herzuſetzen: *) Oculi meos non solum in minori forma imitabantur, sed ad vividum pupillæ nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhærebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulæ, quæ collum cingebant, ita artificiose (novo sc. meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione artem a natura discernendam exhibui (cum id a

*) Der Inhalt iſt dieſer: „die Augen dieſes Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen ſehr geglichen, ſondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels hätt' es, wenn man die Capſel ſchnell gedreht, geſchienen, als ob ſich auch die Augen von ſelbſt drehten. Die wächſernen Haare wären ſo fein gearbeitet geweſen, daß ſie nur mit ihren ſubtilſten Spitzen im Kopfe geſteckt, und alſo wie natürliches Haar ausgeſehen, und dem Anſehen nach freiwallende Locken gebildet hätten. Eben ſo unendlich fein hätte ſie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten, durch einen von ihr erfundenen beſondern Kunſtvortheil, ſo vollkommen wie natürliche ausgeſehen, daß ihr niemand glauben wollen, ſie ſeyen von Wachs, bis ſie auf Verlangen einer Gräfin von Naſſau eine davon mit einer kleinen Nadel durchſtochen." Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet, et molles imitabitur ære capillos, infelix operis summæ. Ob unſre Künſtlerin in dieſem Stücke glücklicher geweſen, davon ſagt ſie nichts; ich zweifle aber um ſo weniger daran, als dieſe höchſte Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig iſt, in Miniaturwerken, wie dieſes war, gerade das iſt, was dem Ganzen Leben und Wahrheit gibt. W.

me peteret ingeniosa Nassaviæ Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es iſt (in meinen Augen wenigſtens) liebenswürdige Menſchlichkeit, daß unſre Maria, da ſie gelegenheitlich von dieſem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo ſie noch Martha war, mit vielem Kaltſinn zu ſprechen angefangen, daß ſie (ſage ich) unvermerkt warm darüber wird, und ſich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerſtörung derſelben erinnern kann. — „Aber (fährt ſie fort) was hatte ich deſſen für Frucht? als dieſe, daß ich mit Verluſt meiner koſtbaren Zeit mir unwiſſenderweiſe ſelbſt die Reue gekauft, die hernach auf die Zerſtörung desſelben folgte, da eine meiner Tanten (nicht lange nachdem es fertig war), indem ſie es recht genau beſichtigen wollte, es aus ihrer unbehutſamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete.“ Sie geſteht, als ſie folgende Verſe unter das Bild geſetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
aut vultus solido sculpere in ære meos;
En nostram effigiem quam cera expressimus; atque
materiæ fragili mox peritura damus.

habe ſie ſich dieſes Bild ihres Lebens (ſo wie wir alle mit dem Leben ſelbſt zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgeſtellt, aber doch nicht gedacht, daß es ſo bald würde wirklich zerbrochen werden; und ſie wäre daher durch ſeine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso aliquo casu, in einigen Mißmuth geſetzt worden; da es ihr hingegen bei ſpäter Erinnerung desſelben lächerlich vorkommen, daß ſie (ſind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr geweſen, die ſelbſt nur σκιᾶς ὄναρ (wie Euripides von dem Menſchen ſagte), nur der Traum eines Schattens, oder

ein Schatten in einem Traume ſey, ihr Herz habe hängen und ſich über deſſen Verluſt habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erſte Empfindung davon mag geweſen ſeyn, ſo viel iſt gewiß, daß die Tante nichts von ihrer Liebe verlor. Denn ſie iſt ohne allen Zweifel eine von den zweien Mutterſchweſtern, von denen ſie im 6ten Kapitel mit ſo vieler Liebe ſpricht und Gott dafür preiſet: „daß er ihr Gelegenheit gegeben, dieſen guten Damen (deren die eine 89, und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hülfebenöthigten Alter nützlich zu ſeyn, und daß er ſie mit dieſen ihren Mutterſchweſtern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geſchwiſtern übrig geblieben, durch ein ſo enges und ſüßes Band der Liebe zuſammengebunden, daß die zwanzig Jahre, die ſie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten.

Sie bricht das Wenige, was ſie bisher von ihrer Geſchicklichkeit zu den bildenden Künſten geſagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, ſo ſchwärmeriſch ſie vielleicht manchem vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieher zu ſetzen, weil ſie einen der ſtärkſten Züge des Charakters dieſer engliſchen Seele enthält. Ich übergehe, ſagt ſie, andre Dinge dieſer Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, ſo wie ſich das göttliche Bild des Lebens Jeſu meiner Seele darſtellte; und da ich von dieſem Augenblick an kein andres der Nachahmung würdig ſchätzte, und es gleichwohl nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, ſo ging ich damit um, eine ſo viel mir möglich wäre vollkommene *Abbildung deſſelben, zu meinem und anderer Nutzen, ſchriftlich zu verfaſſen.* — Aber, die Wahrheit zu geſtehen, ich habe mir

bei dieſem Werke nie ſelber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieſes göttlichen Gegenſtandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand alſo, das Leben der Chriſten ſey das beſte Bild des Lebens Chriſti, aber wie ſelten in dieſen unſern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge deſſen lebhafteſte Züge an unſern Hirten (Labadie und ſeinen Gehülfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit dieſen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunſt vertauſchen zu müſſen. Sie ſchließt dieſe Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: wahrlich, wir würden alle Kunſtgemälde wenig ſchätzen, wenn wir in allen Geſchöpfen, denen ihr Urheber etwas von ſeinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers

und jedes Gräschen ſtrahlt den gegenwärt'gen Gott. *)

ihn ſelbſt mit Geiſtesaugen ſähen, und mit wahrem Gottesſinn als gegenwärtig ſchmeckten und fühlten. Alles was ſie, dieſen Gedanken auszuführen hinzuſetzt, iſt ſehr ſchön — ſo wie an dem Gedanken ſelbſt etwas ſehr Wahres iſt. Und gewiß, kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieſes hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt, und ihre Hand geſtärkt, wenigſtens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden; dieſes Gefühl allein hat, in neuern Zeiten, einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio, und (um noch einen in ſeiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooß-

*) *Præsentemque Deum quælibet herba docet.*

jünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieſes tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem letztern dieſes mühſame Arbeiten, dieſe Unzufriedenheit mit ſeinem Pinſel, welche machte, daß er acht Tage immer verbeſſerte und wieder auslöſchte, und die nur ein Menſch, wie de Piles, fähig ſeyn konnte für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchſte Grad dieſes Gefühls bringt keine Künſtler noch Kunſtwerke mehr hervor, ſondern verſchlingt die Seele, und gibt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künſtlichen Verſuch es in Worten oder irgend einem andern kalten und lebloſen Stoffe nachzubilden. Dieß war der Fall, worin ſich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in dieſem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menſchen ſo weit kommen. Es iſt Anticipation eines zukünftigen Standes, die vielleicht wenig guten Menſchen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt iſt, die aber, ſo lange die Menſchen nicht wie die Engel Gottes ſind, noch ſeyn können, in dem Leben eines jeden andern als eines Einſiedlers oder Abgeſonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menſchen dieſen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in ſich erhalten könnten, ſo möchten alsdann Künſte und Wiſſenſchaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernſthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit beſſern Genuſſes oder Geſchäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verluſt würde nicht groß ſeyn.

7.

Algernon Sidney.

1778.

er Brittiſche Caſſius, wie ihn der Dichter Thomſon ſtammte von einem ſehr alten und an großen Mänchtbaren Geſchlecht ab. Er war der zweite Sohn , Grafen von Leiceſter, aus der Ehe mit Dorothea, ten Tochter Henry Pyrrey's, Grafen von Northumdie ſein Vater im Jahre 1618 heirathete. Sein es Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es s 1622ſte geweſen ſeyn. Sein Vater trug große ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn mit, da er im Jahre 1632 als Geſandter nach k ging. Eben dieſes that er auch im Jahre 1636, ſeiner Geſandtſchaft am Franzöſiſchen Hofe: wo er aus einem Briefe ſeiner Mutter erhellt) bereits Lebhaftigkeit ſeines Witzes und die Anmuth ſeines auf eine ſehr vortheilhafte Art bemerklich machte. en ſonſt keine weitere Nachricht von ſeiner Erziehung; Werk von der Republik, und die Grundſätze, denen nem Leben gefolgt, laſſen nicht zweifeln, daß er ſchon Jugend aus den Schriften der alten Griechen und dieſe republicaniſche Sinnesart und dieſen herzlichen en Tyrannei und Tyrannen eingeſogen, der ihn ſein eben durch beſeelt, und wovon er endlich das Opfer

h dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am s Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine

Compagnie zu Pferde beim Regiment ſeines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieſes Königreichs war. Er reiste mit ſeinem älteſten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin, und zeichnete ſich bei allen Gelegenheiten durch ſein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahre 1643 erhielt er vom König Erlaubniß wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden Auguſt zu Lancaſhire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht, und zur Annahme eines Commando's daſelbſt vermocht.

Den 10 Mai, im Jahre 1644, machte ihn der Graf von Mancheſter, Generalmajor verſchiedener Grafſchaften, zum Capitän einer Compagnie zu Pferde bei ſeinem eigenen Regimente. Sein Bruder Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf General-Lieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker wurde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daſelbſt zu dienen, und aus dem geſchriebenen Tagebuche des Grafen, ſeines Vaters, ſieht man, daß er gleichfalls General-Lieutenant der Cavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor ſeiner Reiſe in dieß Königreich das Gouvernement von Chicheſter hatte, und der Schlacht bei York und verſchiedenen andern Actionen beigewohnt.

Den 2 Mai empfing der Oberſte Sidney den Dank vom Parlament für ſeine guten Dienſte in Irland, und wurde nachher zum Gouverneur von Dover beſtellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karls Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Verſammlung. Warum er dieß nicht that, wiſſen wir nicht. Indeſſen iſt offenbar, daß er ſowohl aus Neigung, als Grundſätzen, ein eifriger Republicaner, und deßwegen ein eben ſo abgeſagter Feind von Olivier Cromwell war, ſobald dieſer die höchſte Gewalt im Staat an ſich zog,

als er vorher, und ſo lange er Hoffnung hatte, der Verfaſſung Englands die Geſtalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freiſtaats gewinnen zu ſehen, ein erklärter Gegner der unbeſchränkten Monarchie geweſen war.

Als aber nach der Abdankung des Protectors Richard Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet, und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides als Menſchen und als Chriſten, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde, oder Verſammlung der Lords, in Sicherheit zu ſtellen, ſo ſtimmte er mit hierzu, und wurde ſelbſt zu einem von den Räthen des Staats, und den 5 Jun. darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood und Bulſtrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwiſchen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negociiren; wiewohl Whitelocke Mittel fand, ſich von dieſem Auftrag wieder los zu machen, und einen andern an ſeiner Statt ernennen zu laſſen.

Alsbald nachher alle Umſtände ſich zur Wiedereinſetzung König Karls II anließen, ſchrieb der Oberſte Sidney in der Nachſchrift eines Briefes an ſeinen Vater: „ich ſage itzt „nichts von meinen eignen Entſchließungen in Rückſicht auf „die Ereigniſſe, die theils ſchon vorüber ſind, theils täglich „noch erwartet werden. Das Wahre davon iſt: ich weiß ſie „ſelbſt noch nicht. Die Sache iſt zu ſchwer, als daß ich in „ſo großer Entfernung darüber urtheilen könnte: zumal da „ich nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl ſtehen „wird. Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd' ich „ſo eilfertig als möglich zurückkommen, und dann den Weg „gehen, welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen, oder „ihre beſten Freunde mir rathen, und das ſo lang ich kann, „ohne die *Grundſätze der* Ehre oder des Gewiſſens zu verle-

„digen; wiewohl ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. „Gnaden, noch den übrigen, deren Meinungen ich achte, so „etwas kann zugemuthet werden. So lange ich hier bin, „dien' ich England, und werde mit allem nur möglichen Be„dacht und Eifer das Intereſſe desſelben zu erhöhen ſchuen, „und den Vorſchriften derer nachleben, die es regieren. Die „Beſtimmung andrer Punkte verſpar' ich bis zu mündlichen Un„terredungen."

Die Reſtauration des Königs (wie dieſe Epoche in der Engliſchen Geſchichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8 Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an ſeinen Vater den 16 Julius aus Stockholm erließ, zeigt ſich, daß er und ſeine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß nach England zurückzukehren erhielten, daß er aber für ſeinen Theil, ungeachtet der perſönlichen Freundſchaft des Generals Monk, ſich in großer Verlegenheit befand, da er, ſo wie die Sachen ſtunden, weder mit Anſtand ſeinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Urſache hatte, ſich in England für ſicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmſte Werkzeug der Reſtauration, damals alles beim Könige vermochte) immer viel perſönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22 Julius, und bittet ſeinen Vater um Anweiſung, wie er ſich in ſeiner ſehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leiceſter iſt vom 30 Auguſt datirt, und enthält unter andern Folgendes: „ich halt' es für undienlich, und faſt gar für „unſicher, daß du itzt nach England zurückgeheſt. Denn „Powel wird dir geſagt haben, daß er bei ſeinem Aufenthalte „*hier gehört*: du ſollteſt von der allgemeinen Begnadigung „*ausgeſchloſſen* ſeyn, und ob ich gleich nicht weiß, was du

„gethan, oder hie und da geſprochen haben magſt, ſo hab' ich „doch verſchiedentlich gehört, daß man von dir ſo eine ſchlimme „Meinung als von irgend einem, ſogar von denen hat, welche „den letzten König zum Tode verurtheilt haben. Als ich „noch glaubte, es fände keine andere Anwendung gegen dich „ſtatt, als daß du von der Gegenpartei geweſen: ſprach ich „mit dem General Monk zu deinem Beſten, und erhielt die „Antwort: du wäreſt übel beim König angeſchwärzt worden; „er wolle aber ſein Möglichſtes für dich thun. Ich wollte „darauf noch mit jemand ſprechen — du magſt rathen, wen „ich meine; — allein ſeitdem habe ich ſolche Dinge von dir „gehört, daß auch bloß in der Ungewißheit ihres Grundes „wohl niemand ſeinen Mund für dich aufthun möchte. Ich „will dir einige Punkte erzählen, und du wirſt wohl thun, „wenn du dich deßwegen rechtfertigſt. Es heißt: die Univer„ſität zu Kopenhagen hätte dir ihr Album geſchickt, damit du „etwas hineinſchreiben möchteſt, und du hätteſt dann dieſe „Worte

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem;

„hineingeſchrieben, und deinen Namen darunter geſetzt. Wenn „dieß wahr iſt, ſo kann's nicht anders als öffentlich bekannt „ſeyn. Auch heißt es: ein Miniſter, der eine gewiſſe Lady „Laurence zu Chelſea geheirathet, itzt aber zu Kopenhagen „wohnt, wäre dort mit dir in Geſellſchaft geweſen, und hätte „zu dir geſagt: ich glaube, Sie waren keiner von den Rich„tern des letzten Königs, oder ſchuldig an ſeinem Tode? — „Was? — hätteſt du geſagt: — Schuldig? — Nennen Sie „das Schuld? — Es war die gerechteſte und bravſte That, „die *je in England oder irgendwo* geſchehen iſt, und darauf

„hätteſt du noch verſchiedene Reden von eben der Art ausge„ſtoßen. Ferner heißt es: als du erfahren, daß man damit „umgehe, dich in Verhaft zu nehmen, hätteſt du dem König „von Dänemark ſelbſt davon Nachricht gegeben, und geſagt: „ich höre, daß man Willens ſey, ſich meiner zu bemächtigen; „aber wer will das? Est-ce notre bandit? und dadurch ſollſt „du den König gemeint haben. Ueberdieß will man dich in „heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Perſon „und Familie haben ſprechen hören, welches dir ſchwerlich ver„geben oder vergeſſen werden wird, dafern du dich nicht recht„fertigen kannſt. Denn ſolche perſönliche Beleidigungen machen „tiefere Eindrücke, als öffentliche Handlungen im Krieg oder „Frieden u. ſ. w.“ — Das Reſultat von dem allen war, daß ihm ſein Vater rieth, bis auf weitern Beſcheid, ſich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er ſich einige Zeit unter den Muſen Italiens und ihren Kunſtwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, ſich ſeinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf ſeiner Reiſe beſuchte er den ehemaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtſchaffenſten Männer ſeiner Partei (ſelbſt nach dem Geſtändniß der gegenſeitigen) und ſeine übrigen Freunde auf ihren Ruheſitzen in der Schweiz, bei denen er ſich etliche Wochen aufhielt, und ſich ein rechtes Geſchäfte daraus machte, ſie öffentlich als ſeine Freunde zu erkennen und ihnen ſo viel gute Dienſte zu leiſten, als er konnte.

Von ſeinem Aufenthalt in den nächſtfolgenden Jahren *iſt nichts* bekannt, außer daß er ſich im Jahre 1665 in Augs*burg befunden*, wohin (wenn den Memoirs des General Lud-

low hierin zu glauben iſt) König Karl II zehn Männer abgeſchickt haben ſoll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb ſeines Vaterlandes, nämlich ſo lange, bis er endlich durch Vermittlung des Sir Henry Saville, damaligen Engliſchen Abgeſandten am Franzöſiſchen Hofe, vom Könige begnadigt wurde, und demzufolge die Erlaubniß erhielt wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678 bewarb er ſich um die Parlamentsſtelle der Stadt Guilford in Surrey; allein da der Hof ſich ſeiner Wahl widerſetzte, hielt er es, unerachtet er nicht unterließ ſeinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieſer Sache, mit ſeiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, vorzuſtellen, doch nicht für dienlich, ſeine Bewerbung durchſetzen zu wollen. Eben ſo unglücklich war er im nächſtfolgenden Jahre bei ſeiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Suſſex, weil die Sache ſchon vorher von Sir John Pellham, und der Familie der Sidneys, welche die Hitze und den Muth ſeines Geiſtes bei ſolchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil ſeines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahre 1683 wurde er angeklagt: als ſey er in dem bekannten Rye House Complot *) verwickelt geweſen, und wurde deßwegen, als der Proceß des Lords Ruſſell geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte ſich, er würde ſich gehörig zu vertheidigen wiſſen,

*) S. Hume's Geſch. von Großbritannien Bd. 2. S. 243 d. Ueberſ.

524926

wenn sie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch dieses oder jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sey er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower, wurde aber vermittelst eines Habeas corpus den 7 November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert, und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der Englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferies war damals Lord-Oberrichter, und diesem schon mit dem Blute so vieler Unschuldigen und Edeln befleckten Unmenschen war es ein Leichtes, eine parteiische Jury dahin zu bringen, die Unschuld selbst schuldig zu finden. Nie ist ein Proceß tumultuarischer und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider Sidney aussagte, war der Lord Howard; weil aber das Gesetz zwei Zeugen erforderte: so fiel man auf ein seltsames Mittel, um diesen Mangel zu ersetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchsuchte, fanden sich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundsätze behauptete, welche zwar der Freiheit günstig, aber doch so beschaffen waren, daß (wie Hume sagt) die besten und gehorsamsten Unterthanen in allen Zeiten dieselben bekannt haben: nämlich, den Urvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Gesetz erlaubte Freiheit dem Tyrannen zu widerstehen, den Vorzug der republicanischen Verfassung vor der Regierung einer einzigen Person u. s. w. Von diesen Schriften behauptete man, daß sie so gut wären, als ein zweiter Zeuge. Der Gefangene antwortete: sie hätten keinen andern Grund, warum sie ihm *diese Papiere* zuschrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein *Beweis*, den man in gerichtlichen Untersuchungen niemals an-

nähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre: so hätte er sie doch nur bloß zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt, und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansähe, so würde man aus der Farbe der Dinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafter Weise als Zeugniß von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte; so könnte Ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangene mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose, und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde, ungewöhnlicher Weise, drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisition, als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit, erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferies sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben, so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7 December 1683 auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independen-

ten-Partei geſchickt, und ſich mit ihnen als ein Chriſt auf ſein bevorſtehendes Schickſal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerſchrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der ſich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er ſprach wenig, und ſein Gebet war ſehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf Einen Streich abgeſchlagen, und der Leichnam des folgenden Tages bei ſeinen Voreltern zu Penshurſt (dem alten Familienſitze der Sidneys) beigeſetzt. Das Papier, das er vor ſeiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorſtellung des geſetzwidrigen Verfahrens ſeiner Richter, und der in ſeinem Manuſcripte enthaltenen Grundſätze. Es endet ſich mit dieſem merkwürdigen Schluſſe: „Gott ver„gebe dieſe böſen Praktiken (er hatte zuvor von denenjenigen „geſprochen, die an ihm ausgeübt worden) und wende all das „Unheil ab, das die Nation durch ſie bedroht. Der Herr „heilige dieſes mein Leiden in mir, und, wiewohl ich als ein „Opfer von Götzen falle, dulde er nicht, daß Götzendienſt in „dieſem Lande Wurzel faſſe! Segne dein Volk und rette es! „Erwecke die Kraftloſen; leite die Willigen; ſtärke die Wan„kenden; und gib Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle „Dinge zu deiner größten Verherrlichung, und gib, daß ich „ſo ſterbe, wie es demjenigen ziemt, der durch ſein beſonderes „Verhängniß auserwählt worden iſt, als ein Zeuge deiner „Wahrheit, und (nach dem ſelbſteignen Bekenntniß meiner „Widerſacher) für dieſe gute alte Sache zu ſterben, der ich „von meiner Jugend an angehangen, und für welche du dich „oft und auf eine wundervolle Weiſe ſelbſt erklärt haſt.“ — Das Motto, welches er, während des Parlamentskrieges mit *Karl I* gewöhnlich ſtatt Schild und Wappen führte, Sanctus *amor patriae* dat animum, war alſo kein Motto, wie ſo manche

Mottos, die man aus Oſtentation, oder, Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerſpiel von dem Leben derer, die ſie führen, ſind. Dieſe heilige Liebe zum Vaterlande war die einzige Leidenſchaft ſeines Herzens; er lebte für ſie, und noch im Tode war's ihm ſüß, für ſie zu ſterben.

Das Gefühl deſſen, was die Nation der Unſchuld und dem Andenken dieſes edlen Mannes ſchuldig ſey, war fünf Jahre nach ſeinem Tode noch ſo lebendig und wirkſam, daß die Acte vom 13 Februar 1688/9, wodurch das Parlament den ganzen Proceß ſeiner Inquiſition und Verurtheilung als für geſetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der erſten Handlungen des Parlaments nach der Revolution geweſen iſt.

Die Mühe, die ſich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigſten Patrioten unter Karls II heilloſer Regierung, und unter ihnen auch dem Oberſten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweiſe, daß ſie Penſionen von Ludwig XIV angenommen, einen Flecken anzuſchmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, ſind vielleicht wenigen unbekannt. Die ganze Sache iſt kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit dieſen Urkunden ſeine Richtigkeit habe, ſo hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Ruſſell und Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen ſehr ſchwachen Grund. Wenn Sidney auch Penſion von Ludwig XIV gezogen hat (und es war wirklich ſehr wenig), ſo iſt doch unerwieſen, und wird wohl ewig unerwieſen bleiben, daß er ſich darum zu einem Sklaven des Franzöſiſchen Hofes gegen ſein Vaterland verkauft habe. Dieſer hatte freilich dabei andre Beweggründe und Abſichten als die Patrioten; aber

die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben, oder mit Karls II Art zu regieren äußerst unzufrieden seyn mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauern, die republicanische Verfassung wieder herzustellen, oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart, als die willkürliche Monarchie der Stuarte, festsetzen zu helfen, und den Umständen nach für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freiheit zu seyn; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewohl er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war, hingekleckt ist, und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war einem Independenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist mir gleichwohl lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beinahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu seyn scheint; ungefähr wie sich in Bileams Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war (sagt der „Bischof in seiner Geschichte) ein Mann von dem außeror„dentlichsten Muthe — standhaft bis zur Hartnäckigkeit; auf„richtig, aber von einem rauhen stürmischen Temperament, „das keinen Widerspruch ertragen konnte. Er schien ein „Christ zu seyn (wenn ein Mann wie Algernon Sidney etwas „zu seyn scheint, hochwürdiger Herr, so ist er's!), aber auf „seine eigene Weise (eben darum weil ihm's Ernst damit „war), er glaubte, es müßte wie eine göttliche Philosophie

„in der Seele seyn (ein großer Sinn, undeutlich ausgedruckt), „aber er war gegen allen öffentlichen Gottesdienst, und gegen „alles was wie eine Kirche aussah (doch wohl cum grano „salis ?). Er hielt steif an alten republicanischen Grundsätzen, „und war so ein Feind von allem, was wie eine Monarchie „aussah (sollte heißen: was wie willkürliche Gewalt aussah), „daß er sich Cromwelln heftig entgegensetzte, sobald er zum „Protector gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürger„lichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr studirt als „irgend ein Mann den ich kenne."

Es befinden sich unter den Familienpapieren der Sidneys zu Penshurst noch verschiedene Tractate in Lateinischer und Italienischer Sprache, und ein Versuch über tugendhafte Liebe, Englisch geschrieben, von ihm; aber seine Discurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen, und sind hinlänglich, uns wegen des Verlusts von Cicero's sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Urcontract gänzlich so denken kann, wie Sidney) völlig seiner Meinung, „daß dieses Werk eines der edelsten „Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorge„bracht hat."

T.

1.

Tafelrunde.

1777.

La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den Brittiſchen König Uter Pandragon (Vorfahren und heimlichen Vater des Königs Artus), war das Symbol eines beſondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr ſeinen Namen erhielt. Die alten Romane der Ritter von der Tafelrunde ſprechen ſo verſchiedentlich von dieſer Wundertafel, daß es ſchwer iſt, ſich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es ſcheint, die Eigenſchaft, daß ſie immer für ſo viele Ritter, als an ihr zu ſitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem dieſe Ehre zukommen ſollte, deſſen Name zeigte ſich, wunderbarer Weiſe, in goldner Schrift, auf dem Stuhle, der für ihn an die Tafel geſetzt wurde: dieſer Name blieb alsdann, und verſchwand nicht eher, als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er ſich *der Würde* eines Genoſſen der Tafelrunde, durch Verletzung *der Ordensgeſetze*, verluſtig gemacht. Solchergeſtalt hatte

dieſer Orden vor andern bis auf dieſen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft, noch nach Gunſt und Willkür ausgetheilt, ſondern, von Noth und Schickſals wegen, nur den Wackerſten und Beſten zu Theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, ſich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, verſank plötzlich der Stuhl ſammt dem Ritter in die Erde, und beide wurden nicht wieder geſehen. Von dem Tage an verſuchte es keiner mehr, deſſen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er ſitzen ſollte, deutlich zu leſen war. Bald nachdem Artus ſich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde (die vorher zu Carleuil in Wales geſtanden) durch Zauberei nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitze dieſes Königs, verſetzt. Nach deſſen Tode aber ſcheint ſie wieder verſchwunden zu ſeyn, und ſo dieſer berühmte Ritterorden mit Artus, ſeinem Wiederherſteller, aufgehört zu haben. Dieſer Orden hatte ſeine eignen beſtallten Sires-Clercs, oder Annaliſten, welchen oblag, über die Thaten und Abenteuer der Ritter Protokoll zu führen. Der Oberſte unter ihnen, oder der Kanzler und Geſchichtſchreiber des Ordens, hieß Arrodian von Köln. Die Verfaſſer der Bibliothèque universelle des romans vermuthen, daß dieſes Arrodians Chronik vom König Artus und ſeinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nämliche Werk, und alſo Arrodian der wahre Verfaſſer dieſes letztern ſey. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieſer Vermuthung. Denn wenn auch das am Schluſſe beſagten Romans beigefügte Verzeichniß von 32 Rittern dieſes Ordens mit ihren Wappenſchildern und Deviſen von Arrodian herrührt, welches doch ſelbſt noch bezweifelt werden kann: ſo beweiſet ſich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman vom König *Artus, wie man* ihn gegenwärtig hat, das wahre

unveränderte und von keinem spätern Romancier nach der Mode seiner Zeit zugeschnittne und brodirte Original dieses Ordens-Kanzlers sey. Zu wünschen wäre, daß man sich mehr Mühe geben möchte, so viele Handschriften dieser alten Rittergeschichten als nur immer möglich aufzutreiben, weil deren Untersuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde als man jetzt hat, das Historische vom Fabelhaften, oder doch wenigstens das Alte und Aechte von spätern Zusätzen, sicherer zu unterscheiden.

Artus, König in Britannien, wird von den alten Chronikern ins fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Theil von England, über den er herrschte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geschichte ist der Hauptinhalt des alten Französischen Romans: Du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde (Paris 1488. Vol. III. f.) Der fruchtbare Englische Dichter, Sir Richard Blackmore, hat diesen König Artus zum Helden eines großen epischen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth ist, wiewohl der grämliche Pope den guten Blackmore in seiner Dunciad garstig figuriren läßt.

Genievra war des Königs Artus Gemahlin und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel mit Lancelot vom See, Sohne des Königs Ban von Benoit, einem der berühmtesten Ritter der Tafelrunde, machen den interessantesten Theil des besondern Romans aus, der seinen Namen führt, und von welchem die Bibliothèque universelle des Romans aus einer kostbaren alten Handschrift einen weitläufigen Auszug gibt. Diese Liebeshändel waren eine lange Zeit jedermann bekannt, den König Artus, den sie am

hſten angingen, ausgenommen. Als er aber endlich die treue ſeiner Gemahlin und dieſes Lancelots, den er immer für ſeinen beſten Freund und treueſten Ritter gehalten te, erkundete, verurſachte dieß böſe Händel, die endlich in en großen Krieg ausbrachen, worin beinah alle Ritter der felrunde und König Artus ſelbſt ums Leben kamen. Die ine Genievra ging in ein Kloſter, um Buße zu thun, und icelot, mit ſeinem Bruder Hector de Mares, wurden iſiedler.

2.

Tarpa.

Was dieß für ein Ding iſt.

1780.

Im zehnten Kapitel des 11ten Buches vom Gil-Blas de ntillane ſagt der Poet Fabricio Nunez von einem gewiſſen ushofmeiſter, der, ſeiner Unwiſſenheit ungeachtet, den nſtrichter machte: quoiqu'il ait un babil imposant, ce n'est nt un connoisseur. Il ne laisse pas de se donner pour un pa. — Der neueſte Ueberſetzer des Gil-Blas gibt dieß: in mächtiger Schwadronör iſt er, aber nicht Kenner. Demngeachtet macht er den Schnittler" — und ſetzt in einer te unterm Text hinzu: „Im Original ſteht Tarpa. Ich kenne öffentlich, nicht zu wiſſen, was dieß eigentlich ſey; eder Sobrino noch Victor haben mir hierüber das minſte Licht verſchafft. — Wie mein Engliſcher Vorgänger h's bequem *zu machen* und zu ſagen: he sets up for a

„Tarpa, fand ich nicht rathſam" (der Engländer hatte ſeine guten Urſachen!). „Hin und her über das Tarpa ſinnend, „fiel mir das Italieniſche Tarpare (verſchneiden, abſtümpfen) „ein, wovon ſich jenes Wort füglich herleiten ließe u. ſ. w. „Tarpa bedeutet alsdann einen Kunſtrichter gewöhnlichen „Schrots, der alle Feinheiten und Schönheiten eines Werks „des Witzes ſo lange verſchneidet und verſtümpft, bis ſie sei„nem Stumpfſinn gänzlich angemeſſen ſind u. ſ. w." — Und nun fährt der Ueberſetzer in ſeiner Note fort, ganz dienſame Sachen über die Bedeutung der Worte, Schnittler und Krittler, zu ſagen — um derentwillen aber freilich ſeine Ableitung des Worts Tarpa von dem Italieniſchen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls ſolchen wackern Leuten eine Deutſche Ueberſetzung eines Franzöſiſchen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht, ob ihm etwa jemand das Räthſel ſchon aufgelöst hat; auf allen Fall will ich's hier thun. Wer Tarpa ſey, darüber konnte ihm freilich weder Victor noch Sobrino Licht verſchaffen; aber ein gewiſſer alter Lateiniſcher Autor, Namens Horatius, hätt' es thun können. Denn ich wollte, wenn ich Corporal Trim wäre, meine Reitmütze drauf ſetzen, daß Le Sage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anſpielungen iſt, und ſeinen Schulſack immer auf der Schulter trug) unter dieſem Tarpa keinen andern meinte noch meinen konnte, als den nämlichen Tarpa, deſſen Horaz in der 10ten des 1ſten Buchs ſeiner Satyren in folgenden Verſen erwähnt:

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona, dumque
Diffingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,
Quae nec in aede sonent certantia, judice Tarpa,
Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Zu beſſerm Verſtändniß dieſer Verſe merkt der alte Scholiaſt an: daß damals die Dichter zu Rom (die dramatiſchen nämlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Muſen fünf dazu von Polizei wegen beſtellten Kunſtrichtern vorleſen, und den Beifall derſelben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabei) erhalten haben mußten, eh' ſie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieſer Kunſtrichter, und man hat nicht die mindeſte Urſache zu vermuthen, daß er ſeinem Amte nicht mit Ehren vorgeſtanden. Le Sage, der (ohne deßwegen weniger Bel-Eſprit zu ſeyn) dieß ſo gut wußte als ſein Schulmeiſter, wollte alſo durch Tarpa keinen Schnittler oder Kunſtrichter von gewöhnlichem Schrot, ſondern einen Kunſtrichter vom erſten Rang, oder was man ſonſt einen Ariſtarch zu nennen pflegt, andeuten. — Sapienti pauca!

3.

Tibull.

Wielands Charakteriſtik dieſes Elegikers ſ. in ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe Bd. 1. S. 89 u. 106.

4.

Tresor de l'ame.

Auszüge eines ſo betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

Es gibt Dinge, die an ſich ſelbſt unendlich tief unter aller Aufmerkſamkeit vernünftiger Menſchen ſind, aber durch

Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Mährchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Mährchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmährchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte Tresor de l'ame, oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in Lateinischer Sprache geschriebenen, ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen, und unter gewisse Rubriken gebracht hat; mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen *Autoren gezogen* wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von *den auffallendsten* ausheben und so viel möglich seine Manier

erzuhalten ſuchen; wenn es anders bloß Manier war; wenn der gute Mann erzählt die unglaublichſten und albernſten Wunderdinge mit einem ſo naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein ſehr guter Poet, oder, wenn er alles ſelbſt glaubte, eine gar einfältige Seele geweſen ſeyn muß.

Folgende Geſchichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Melanges tirés d'une grande Bibliothèque (dem wir die Bekanntſchaft mit dieſem Buche ſchuldig ſind) zur Erfindung des ſogenannten Roſenkranzes *) Gelegenheit gegeben, von welchem ſonſt in dieſem Buche keine Spur zu finden iſt. Ein andächtiger junger Mönch hatte ſich's aus beſonderer De-

*) Der Roſenkranz iſt eine Art von Andachtsübung, wobei in einer gewiſſen Ordnung das Ave Maria oder der Engliſche Gruß, das Vater unſer und der Glaube, oder das Apoſtoliſche Symbolum, hergeſprochen, und ſehr oft, theils hinter einander theils wechſelsweiſe, wiederholt werden. Das älteſte Modell zu dieſer Art zu beten, konnte der Erfinder desſelben, wer er auch ſeyn mag, in den Acclamationen des Römiſchen Senats bei Beſtätigung der ſpätern Kaiſer gefunden haben, wo gewiſſe Lob- und Gebetsformeln ſo und ſo oft wiederholt wurden; z. B. Auguſte Claudi, die Götter erhalten dich (wurde ſechzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürſten gewünſcht (wurde vierzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, dich bedurfte das gemeine Weſen (vierzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, du biſt ein guter Bruder, Vater, Freund, du biſt ein guter Senator, du biſt ein ächter Fürſt (wurde achtzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, befreie uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederholt); Claudi Auguſte, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal); Claudi Auguſte, erlöſe uns von der Zenobia und Victoria (wurde ſiebenmal wiederholt); Claudi Auguſte, Tetricus iſt nichts geweſen (auch ſiebenmal); Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Tacito c. 5. u. f. w. W

votion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: es würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sich's, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einstmal in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmal von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sich's, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beispiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bei allem dem hatte er noch so viel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis

on ſeiner Ehrerbietung ſo wohl auf, daß ſie durch ihre Für-
itte ſeine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix, war Küſterin in einem
ewiſſen Stift von Kloſterfrauen, und trug immer ganz be-
ndere Sorge, die Marienbilder im Kloſter und in der Kirche
einlich zu halten und herauszuputzen. Einſtmals ſetzte der
tidige Satan dieſer armen Nonne ſo heftig zu, daß ſie über
ie Kloſtermauer ſtieg, um auch einmal zu verſuchen, wie ſich's
i der Welt lebte. Wirklich trieb ſie es darin ſieben Jahre
uf eine Art, die nicht die erbaulichſte war, aber keine Seele
m Kloſter merkte was davon; denn unſre liebe Frau hatte
ie Gütigkeit, und vertrat ihre Stelle dieſe ganze Zeit über:
ergeſtalt, daß, wie ſie nach ſieben Jahren, voller Reue über
yr geführtes Sündenleben, ins Kloſter zurückkam, ſich's ſo-
leich zeigte, daß man ihre Abweſenheit gar nicht wahrge-
ommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau, nach der Vorſtellungsart unſers
uten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig iſt, ob ihrer
Schönheit Gerechtigkeit erwieſen wird oder nicht, iſt aus
olgender Geſchichte zu erſehen. Ein geſchickter Maler hatte
bernommen, ein Bild der Maria, wie ſie den Satan mit
üßen tritt, zu malen. Der Künſtler glaubte aus guter
ommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu ſchön, und
en alten Drachen nicht abſcheulich genug machen zu können;
nd es glückte ihm in beiden über alle Maßen. Beelzebub
nd ſich ſebſt ſo wenig geſchmeichelt, daß er aus Ingrimm
ber ſeine Häßlichkeit auf den Maler losſtürzte und ihm den
als umdrehen wollte: aber unſre liebe Frau, die mit ihrem
Bilde ſehr wohl zufrieden war, nahm den Maler in ihren
Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Naſe ab-
ziehen.

Der Kirchenbann, oder die Excommunication, iſt in den Augen dieſes Verfaſſers eine ganz entſetzliche Sache; zum Beweis führt er zwei erſchreckliche Begebenheiten an, welche zweien Excommunicirten zugeſtoßen ſeyn ſollen. Der eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelneſter unter ſeinem Dache, die ſich da immer wohl befunden und anſehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauſes im Bann, ſo flogen alle Vögel auf einmal davon, weil ſie mit einem Menſchen, auf dem der Fluch des Ernulphus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brod aus ſeiner Hand zu freſſen; aber ſobald der unglückliche Mann excommunicirt war, hätte ſich das Schwein eher lebendig brühen laſſen, eh' es ihm wieder aus der Hand gefreſſen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem ſich dieſes Werk, allem Anſehen nach, herſchreibt, hatte bei Anführung dieſer beiden Exempel eine ernſthaftere Abſicht als — moderne Leſer lachen zu machen. Die ſchrecklichſte Folge des Bannfluchs beſtand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menſchen, ſelbſt von ſeinen eignen Kindern und nächſten Blutsfreunden, verlaſſen werden mußte. Wer ihn nur unter ſein Dach aufnahm, ihm nur einen Biſſen Brod, einen Trunk Waſſers reichte, war ſelbſt ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Koran, Datan und Abiram, von der Erde verſchlungen zu werden. Da die politiſchen Wunder, die man durch dieſes Mittel that, unſäglich groß waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen: ſo war der Kleriſei viel daran gelegen, dem Volk den äußerſten Abſcheu vor aller Gemeinſchaft mit einem Excommunicirten einzudrücken; und wie konnte dieß beſſer geſchehen, als wenn man ihnen Exempel

erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs ſich ſogar auf die unvernünftigen Thiere, die bei einem excommunicirten Menſchen leben, erſtrecke, ſo daß ſie es entweder gar nicht mehr unter ſeinem Dache aushalten können, oder wenigſtens durch den Inſtinct ſelbſt von aller unmittelbaren Gemeinſchaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unſerm wohlmeinenden Autor ſehr am Herzen liegt, ſind die Zehnten der Kleriſei. „Wer ſeine Zehnten richtig gibt, ſagt der theure Mann, dem gedeiht ſein zeitlich Gut. Cäſar berichtet uns *) daß einſt ein Ritter war, der ſich's gar faſt zu Herzen nehmen thät ſeine Zehnten fleißig abzutragen, und hätt große Andacht zu

*) Hier iſt zu einer Probe des Styls dieſe Stelle, wie ſie im Original lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, se dist: Si Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou après, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et comença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. La! dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que onques tant n'y en avoit eu pour une anée. Or povés voir que Dieu est courtois, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leurs dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à *plenté de biens* et ils se dampnent qui pis vault. W.

ſolchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen ſehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, alſo daß dem Prieſter allemal ein ganz Fuder Weins zu ſeinem Theil am Zehnten ward. Es begab ſich aber einſtmals daß der Wein mißrieth, und der ganze Weinberg nit mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter geſah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehnten zu geben pflag, ſprach er zu ſich ſelbſt: obſchon mir unſer Herre Gott genommen hat was er mir ſonſt zu ſchicken pflag, will ich doch Ihm nichts nehmen von ſeinem Zehnten, ſondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit darnach ging der Prieſter in den Weinbergk und ſah daß er voller Trauben war. Begab ſich demnach zum Ritter und begann ihn zu ſchelten, daß er ſeinen Wein noch nit geleſen hätt; und der Ritter antwortete, er ſey ſchon geleſen, und hab ihm ſeinen Zehnten bezahlt. La! verjähte der Prieſter, er ſieht nicht ſo aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen ſie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn ſo voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätte. Daraus möcht ihr ſehen, daß unſer Herre Gott honnet iſt, und ſich nichts umſonſt thun läßt, und ſollet wiſſen, wenn Leute Bſchoris machen und ihre Zehnten ſchlecht bezahlen, daß ſolche Leute gemeiniglich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am ſchlimmſten iſt, fahren zur Hölle noch obendrein."

Der Herausgeber der beſagten Melanges ſchließt ſeinen Auszug aus dieſem Seelenſchatz mit der Anmerkung: daß man ſehr Unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwiſſenheit und Einfalt der heutigen Kleriſei oder gar der katholiſchen Kirche zur Laſt legen wollte; und wir *ſind allerdings* ſeiner Meinung, wenn ſeine Meinung iſt,

daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verſtändige Männer ſehr wohl gewußt haben, daß ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen iſt.

Indeſſen ſey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu dieſe Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlaſſen, denen am meiſten daran gelegen iſt) nur dieſe einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böſe (wenigſtens das Mehr oder Weniger von beiden) ſteht immer mit Zeiten und Umſtänden in Verhältniß. Gewiſſe Vorſtellungsarten können unter einer rohen, unwiſſenden, äußerſt ſinnlichen Art von Menſchen wohlthätig ſeyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, ſchädlich, und gar nicht zu dulden ſind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freilich der ruchloſe Clericus, der aus beſonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen ſchont, die ihren Namen führen, ſehr anſtößig ſeyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (ſo aberglaubiſch ſie immer ſeyn mochte) beinahe das Einzige war, was zügelloſe Menſchen reſpectirten, war es wenigſtens für alle Marien in Frankreich ſehr glücklich, daß der gewaltthätige Clerc doch noch ſo viel Reſpect vor ihrem Namen hatte.

Indeſſen wollen wir damit nicht ſagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Urſache haben, ſich auf dieſen Nutzen desſelben viel zu gut zu thun. Es iſt damit ungefähr wie mit der Quackſalberei. Die hilft zuweilen auch, wenigſtens für den Augenblick: aber welche verſtändige Obrigkeit wollte deßwegen unwiſſende Marktſchreier und Empiriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schutz nehmen, oder dieſen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freie Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr

Zutrauen als zu wahren Aerzten hat, in Contribution zu ſetzen, und mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertincturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unſern Zeiten iſt es mit der Aufklärung ſchon ſo weit gekommen, daß man ihr, wofern ſie nicht ſchädlich werden ſoll, den freieſten Lauf und Fortgang laſſen muß. Der Fürſt, der den Wiſſenſchaften Gränzen ſetzen will; der Leuten Gehör gibt, denen daran gelegen iſt daß ein Volk ewig dumm bleibe, und ſich bereden läßt, es ſey den Menſchen beſſer, ſich mit verbundnen Augen führen zu laſſen, als mit offnen ſelbſt zu ſehen: der kennt weder das wahre Intereſſe ſeines Staats, noch ſein eigenes, und muß wohl ſehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

U.

Ueberſetzungen.

1790.

a.

An Herrn ***.

Ich habe mich über meine Meinung von der Ueberſetzungs-
unſt und den Pflichten eines Ueberſetzers ſchon ſo oft mit
Wort und That erklärt, daß ich Ihnen über beides nicht viel
ehr zu ſagen habe, als daß ich bisher noch keine Urſache
efunden, meine Gedanken über dieſe Gegenſtände zu ändern.
Mich dünkt, es laſſe ſich nichts Allgemeiner's darüber feſtſetzen,
ls daß man das ausländiſche Werk, es ſey nun antik oder
odern, ſo getreu nachzubilden ſuchen müſſe, als es nur
nmer geſchehen kann, ohne unſerer Sprache Gewalt, oder
em Geiſt und Charakter des Autors ſelbſt bei den Leſern
Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime, der
Buchſtabe *tödtet, der Geiſt aber macht lebendig.* Mit dem

allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geſchmacks, ſo wie in andern menſchlichen Dingen, bei der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und faſt immer auf das nie genug einzuſchärfende ein wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterſchied zwiſchen Wahrheit oder Caricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, ſublim oder unſinnig u. ſ. w. ausmacht. In dieſer Rückſicht kann man, däucht mich, mit Grunde ſagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders als Xenophon, Arioſt anders als Taſſo, kurz, daß beinahe jeder gute Schriftſteller auf ſeine eigene Art überſetzt werden müſſe. Nicht ſelten muß der Geſchmack beſtimmen, wie weit die Treue des Ueberſetzers gehen darf, und wo es ſogar eine Art von Pflicht gegen ſeinen Autor wird, ſich von deſſen Diction oder Conſtruction zu entfernen — das was er ſagen wollte, beſtimmter oder kürzer oder anſtändiger zu ſagen als er es ſelbſt gethan hat, oder was er in ſeiner Sprache mit drei Worten deutlich genug ſagen konnte, in zwei- oder dreimal ſo vielen zu ſagen um beſſer verſtanden zu werden u. ſ. w. Aber eine der weſentlichſten Pflichten iſt unſtreitig dieſe: daß man den Styl, oder die Manier ſeines Autors von der Sprache genau unterſcheide, und jene nur in ſofern nachzubilden ſuche, als es geſchehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genius der Sprache, in welche man überſetzt, zu nahe zu treten. Dieß, wenn ich nicht ſehr irre, mein H., iſt der eigentliche Punkt, wo unſere Meinungen ſich von einander entfernen: denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt ſeyn könne, unſerer Sprache die mindeſte Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein erkannten Vorzug der Diction in Pope's Verſuch über den

lenſchen ausmachen, ſo nahe als möglich zu kommen. Da ie indeſſen hierüber anderer Meinung zu ſeyn ſcheinen, ſo ichte ich, wir ließen das Publicum, oder die Majorität der= nigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache id des Geſchmacks anzuſehen haben, den Ausſpruch thun; id Sie hörten, wie jener alte Maler hinter ſeinem Vor= ng unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und ichtkenner von der Probe ſagen werden, die ich hier aus m kleinen Stücke Ihrer Ueberſetzung des Essay on Man, gleich mit dem Originale ausheben und abdrucken laſſen will. —

Great Nature spoke; observant Man obey'd,
Cities were built, Societies were made;
Here rose one little state; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees, with ruddier burdens bend,
And there the streams in pure rills descend?
What War could ravish, Commerce could bestow,
And he return'd a friend who came a foe.
Converse and Love mankind might strongly draw,

So ſprach Natur: achtſamer Menſch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Geſellſchaft ward
errichtet. Hier entſtand ein kleiner Staat;
ihm nach erhob, durch gleiche Mittel ſich
ein andrer, der, aus Liebe oder Furcht,
mit jenem ſich verband. Bog ſchönre Luft
die Bäume hier, und floſſen Ströme dort
in reinern Bächen? Was konnt rauben Krieg,
konnt Handel geben; wer als Feind kam, kehrt
als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen ſtark das menſchliche Geſchlecht,

When Love was Liberty and Nature Law,
Thus states were form'd; the name of King unknown,
Till common intrest plac'd the sway in one,
'Twas Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffusing blessings, or averting harms,
The same which in a Sire the sons obey'd,
a Prince the Father of a People made.

Als Liebe Freiheit war, Natur Geſetz.
So bildeten ſich Staaten; unbekannt
war Königsname, bis gemeines Wohl
die Herrſchaft einem Eing'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
ausgießet Segnungen, abwendet Harm,
die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
ſchuf Fürſten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Ueberſetzen Ihnen wichtig genug ſind, um Ihnen, im Colliſionsfalle, Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuopfern: ſo müſſen Sie mir ſchon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Ueberſetzer, der außer der Treue auch noch den Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeigehen zu bemerken, daß ich die Worte „Bog ſchönre Luft die Bäume hier" für keine getreue Ueberſetzung von „did here the trees with ruddier burdens bend" kann gelten laſſen; — daß das Verbindungswort and vor he return'd a friend u. ſ. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale ſelbſt, der Gedrungenheit zulieb, nicht allzudeutlich ausgedruckten Satzes, ausgelaſſen werden konnte, und daß die Verſe, „nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg u. ſ. w." den ſchöner ausgedrückten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier

Wort Virtue in derselben Bedeutung, die das Wort Arete den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der enschaften und Talente, wodurch man sich um die menschee Gesellschaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, in einer noch weitern Bedeutung jede vorzügliche Kunstigkeit, jedes nützliche oder schöne Talent, bezeichnete. Ich cde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich diese Verse etwa in folgende sechs umsetzte:

Nur höheres Verdienst, es sey im Frieden
den Staat durch Künste zu beglücken, oder
im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
dieselbe Tugend, der in einem Vater
die Söhne huldigten, war's, die den Fürsten
zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen also nicht zu schmeicheln, däucht mich, Sie rden mit dem Behelfe einer beobachteten größern Genauig: vor einem kritischen Areopagus nicht auslangen, wenn e dadurch so harte und selbst durch keine höheren Schönten zu vergütende Abweichungen von dem Deutschen Sprachrauche und der schönen Schreibart entschuldigen wollten, z. B. diese sind:

So sprach Natur: achtsamer Mensch gehorchte
— — — — Was konnt rauben Krieg
konnt Handel geben —
— — — Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen stark das menschliche Geschlecht.

Ich gestehe Ihnen, es würde mir leid seyn, die Deutsche natur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfing, noch meinem sechzigsten Jahre ihrem Niedergange schon so

nahe zu ſehen, als ſie es ſeyn müßte, wenn ſich unſer Publicum irgend ein Götter- oder Menſchenwerk in einer ſolchen Sprache gefallen ließe, wie die obige, oder die folgende Stelle:

Who first taught souls enslav'd and realms undone
th' enormous faith of many made for one?
That proud exception to all Nature's laws
t'invert the world and counterwork its Cause!
Force first made conquest, and that conquest, Laws,
till superstition taught the Tyrant awe,
then shar'd the Tyranny, then lent it aid,
and Gods of Conqu'rors, slaves of subjects made.

Wer lehrte Sklaven erſt, zerſtörten Reichen,
den ungeheuern Glauben: viele ſind
gemacht für Einen? dieſe ſtolz' Ausnahme
von allen der Natur Geſetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
zu ſtreben? Erſt eroberte Gewalt,
gab dann Geſetze, bis der Aberglaube
verehren lehrte den Tyrannen, dann
auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
aus Siegern Götter ſchuf, aus Völkern Sklaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der Engliſchen Sprache, daß Pope, ohne Nachtheil der Klarheit und Eleganz, ſo viel Ideen in ſo wenig Worte, und ſo viel Antitheſen in ſo wenig Verſe zuſammenpreſſen und ründen konnte. Sie, mein H., fühlten, wie billig, dieſe Concinnität, welche den ſinnreichen Engliſchen Verſekünſtler charakteriſirt, und ſtrebten ihr im Deutſchen nach: ein rühmlicher Verſuch! nur war das

rſte Geſetz, das Sie ſich vor der Ausführung ſelbſt auferlegen mußten, daß es nicht auf Unkoſten der Sprache und Eleganz geſchehen dürfe. Aber was noch das Schlimmſte iſt: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leſer bei Ihrem Streben nach ſeiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweiſe kann die Vergleichung Ihrer metriſchen Ueberſetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche ſo wörtlich als möglich, und doch, wenn ich nicht irre, darum weder ſteif noch undeutſch iſt:

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgeſtürzte Reiche zuerſt den ungeheuern Glauben, Viele ſeyen für Einen gemacht? dieſe übermüthige Ausnahme von allen Geſetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegen zu arbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberungen Geſetze: bis der Aberglaube dazu kam, und den Tyrannen mit Ehrfurcht anſehen lehrte, dann die Tyrannei mit ihm theilte, ſie unterſtützte, und aus Eroberern Götter, aus Unterthanen Sklaven machte.“

Freilich iſt Ihre jambiſche Ueberſetzung kürzer und ſagt im Grunde nicht weniger: aber was würde aus unſrer Sprache werden, wenn man einem Ueberſetzer die Freiheiten zugeſtände, welche Sie ſich genommen haben, um die acht epigrammatiſchen Verſe des Engländers in zehn deutſche übertragen? Wer kann „dieſe ſtolz' Ausnahme von allen der Natur Geſetzen, um Welt umzukehren“ ertragen? Ich ſehe wohl, daß Sie der Jamben wegen nicht ſagen konnten: „dieſe ſtolze Ausnahme von allen Geſetzen der Natur um die Welt umzukehren“ — aber worin beſtünde auch die Kunſt gute Verſe *zu machen*, wenn der Bequemlichkeit des Autors

erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verstümmeln, zu versetzen, des Artikels, da wo er unentbehrlich ist, zu berauben, und was dergleichen mehr ist? Auch der strengste Richter erlaubt ja wohl einem Dichter, der sich seiner Einbildungskraft, seines Herzens und seines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumal in einem langen mühsamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird: aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter sich selbst nichts erlauben noch herausnehmen, und desto strenger gegen sich selbst seyn soll, je mehr er sich auf die Nachsicht seines Publicums verlassen darf.

---

b.

Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.

(Erste Ausgabe.)

1782.

Diese Uebersetzung ist eine merkwürdige Erscheinung an unserm literarischen Himmel, und ich danke ihrem Urheber für das ungemeine Vergnügen, womit ich sie gelesen habe, öffentlich. Das Verdienst, welches sich Voß dadurch um unsere Literatur gemacht hat, ist den großen Schwierigkeiten gleich, die er aufs glücklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beinahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homers voraus hat, und worin ihr allein die italiänische des Abts Salvini an die Seite gesetzt werden kann. Bei dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frei von affectirten Gräcismen,

lbsamen Wortfügungen, harten Versetzungen u. dgl., ist berhaupt schön versificirt, und so fließend, daß niemand, er nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit diese Verse earbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gestet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. — Der mstand, daß Voß Zeile für Zeile übersetzt hat, wird durch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorug, und jeder andere, dem der Genius Homers nicht so chtlich beigestanden hätte, würde unter einer so schweren lufgabe erlegen seyn. — Kurz, Homer hat noch in keiner ner bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verren; und wer die Odyssee nicht Griechisch lesen kann, findet ier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der nterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner rheblichkeit ist.

1790.

Denjenigen, welche die antike Manier und Diction, wourch die Voßischen Uebersetzungen der Griechen so getreue opien ihrer Originale werden, nicht modern genug finden, uß ich sagen: daß meines Bedünkens nur zwei Wege sind, ie Werke eines Homer, Hesiodus, Theokrit u. s. w. in unsere prache überzutragen — entweder so, daß man von dem eienen Charakter und Styl des alten Dichters, der sich eben o sehr in seiner Diction als in seiner Vorstellungsart ausrückt, so viel zu erfassen und nachzubilden suche, als nur mmer mit den wesentlichsten Regeln der lebenden Sprache, n welche übersetzt wird, bestehen kann; oder so, wie zu vermuthen ist, daß der alte Grieche gesprochen haben würde,

wenn er (alles Uebrige gleich) unſer Zeitgenoſſe geweſen und in unſrer modernen Sprache gedichtet hätte. Das letztere that Pope in ſeiner Ueberſetzung Homers, und erreichte dadurch ſeinen Zweck, dem Hofe und dem großen Haufen der Elegants und Dilettanten ſeiner Nation und Zeit zu gefallen, und zugleich ſeine Mühe auf eine beiſpielloſe Art bezahlt zu bekommen, ſogar über ſeine eigene Erwartung. Der gute alte Homer verlor freilich nichts dabei als die reine Hälfte deſſen, was ihn zum Homer machte: aber ſein Ueberſetzer tröſtete ſich darüber mit dem ſoliden Gewinn an Ruhm und klingender Münze, der ihm ſelbſt auf dieſem Wege zu Theil wurde. Voß hat gezeigt, daß es ihm nicht nur ſehr möglich, ſondern gewiß ohne alle Vergleichung leichter ſeyn würde, uns einen moderniſirten Homer u. ſ. w. zu geben, als eine Ueberſetzung, in welcher ſo wenig als nur immer möglich von allem dem, was z. B. die Homerität des alten griechiſchen Barden ausmacht, verloren gehen ſoll: und da er dieſen letzten Weg gewählt hat, ſo konnte er keine andre als die ſehr verdienſtliche Abſicht haben, diejenigen, die das Original nicht eben ſo fertig leſen können als irgend einen deutſchen Dichter, für dieſe Entbehrung möglichſt zu entſchädigen, und ſie, auch durch das Medium unſrer Sprache, trotz aller ſich entgegenthürmenden Schwierigkeiten, ſo viel von des alten Dichters eigenem Styl und Charakter ſehen zu laſſen, daß ihnen bei Leſung ſeiner Ilias und Odyſſee ſo zu Muthe ſey, als ob ſie den alten Vater Homer ſelbſt, nicht ein glattgeſchornes, nach der neueſten Mode friſirtes, gekleidetes und herausgeputztes, kurz, in einen modernen Elegant traveſtirtes Homerchen vor ſich ſähen. Aber um dieſes möglich machen zu können, müſſen wir ihm, däucht mich, nothwendig *die Freiheit* zugeſtehen, ſich ſo viel als es die Natur unſrer

Sprache nur immer zuläßt, eine eigene Homeriſche Sprache aus ihr zu bilden; eine Sprache, die freilich in Deutſchland nirgends ſo geſprochen, aber doch von jedem Deutſchen verſtanden wird; eine Sprache, worin es lächerlich wäre, einen Doolin oder Ahdim in Stanzen zu beſingen oder Taſſo's Jeruſalem überſetzen zu wollen, die aber ganz dazu gemacht iſt, uns den alten Homer wie er iſt, mit dem möglich mindeſten Verluſt, zu genießen zu geben. Was wir ihm zu dieſem Zweck eingeſtehen, ſetzt freilich ein großes Zutrauen in ſeinen Geſchmack, ſeine Beurtheilungskraft, ſeine gründliche Bekanntſchaft mit beiden Sprachen, kurz in alle Talente, Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe voraus, die zu einem Ueberſetzer Homers, der ſo viel leiſten ſoll, erfordert werden: aber wir ſind auch berechtigt zu dieſem Vertrauen, und ich bin verſichert, daß Voß, weit entfernt es zu mißbrauchen, ſtrenger gegen ſich ſelbſt ſeyn wird, als irgend ein billiger Ariſtarch es gegen ihn zu ſeyn wagen dürfte. Ob wir aber durch dieſes Zutrauen auf unſerer Seite ſchon alles gethan hätten, und ob es nicht eine Art von edler Pflicht ſey, dem Manne, der ein ſo großes, ſo viele Anſtrengung, ſo hartnäckigen Fleiß, ſo viele Aufopferung von Zeit und Kräften erforderndes Werk unternimmt, wenigſtens ſo viel Aufmunterung dazu zu geben, als in unſrer Macht ſteht? — iſt eine andere Frage, die ich hier nur beiläufig anrege, und deren Bejahung hoffentlich mit einer großen Mehrheit der Stimmen durchgehen wird.

c.

Ueberſetzung des Lucrez.

Eine poetiſche Ueberſetzung des Lucreziſchen Gedichtes von der Natur in unſrer Sprache iſt vielleicht das größte aller Wageſtücke, zu deren Unternehmung die Muſen einen höchſtbegünſtigten Liebling, oder die rächenden Erinnyen irgend einen Unglücklichen, qui minxit in patrios cineres aut triste bidental movit, treiben können. Um ſich einen glücklichen Ausgang eines ſo gefahrvollen Abenteuers verſprechen zu können, wäre es wohl nicht zu viel, wenn der Unternehmer alle Talente, die in demjenigen ſich zuſammenfinden müſſen, der den Namen eines Dichters mit Ehre tragen ſoll, mit einem ſehr hellen philoſophiſchen Geiſte, und mit einer ausgebreiteten, tiefen, aus den Quellen ſelbſt geſchöpften Kenntniß der alten, beſonders der Epikureiſchen, Philoſophie vereinigte. Zu allem dieſem müßte dann noch eine vieljährige vertraute Bekanntſchaft mit Lucrezen ſelbſt hinzukommen; eine Bekanntſchaft, die nur aus einem unermüdeten Leſen und Studiren ſeines Werkes entſtehen kann. Der Ueberſetzer müßte ſich, ehe er noch die Hand ans Werk legte, das Syſtem, die Vorſtellungsart und das Eigene in der Sprache des Lucrez ſo deutlich und geläufig gemacht haben, daß in dem ganzen Gedichte nichts Dunkles für ihn wäre; er müßte ſich auch alle die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen er während der Ausführung einer ſolchen Unternehmung zu kämpfen haben werde, ſehr deutlich vorgeſtellt, und ſich ſelbſt mit aller Kraft, die zu ihrer Beſiegung nöthig iſt, ausgerüſtet gefühlt haben: und, wenn nun auch alle dieſe Bedingungen erfüllt wären, ſo würde die Ausführung noch immer die Arbeit vieler Jahre ſeyn, und die Vollendung derſelben bis zum möglichſten

Grade der Vollkommenheit vielleicht ſein ganzes Leben beſchäftigen müſſen.

Doch, ich bin vielleicht zu ſtreng, indem ich von einem Ueberſetzer des Lucrez fordere, was ich an ſeinem Platze von mir ſelbſt gefordert hätte, und was mich mehr als einmal von dem Gedanken, mir dieſes Verdienſt um unſre Sprache und Literatur zu machen, zurückgeſcheucht hat. Denn es fand ſich nach einigen gemachten Verſuchen, daß ich, einem mäßigen Anſchlag zufolge, ein halbes Jahrhundert zu dieſer Arbeit hätte anwenden müſſen, wenn ich mir ſelbſt auch nur einigermaßen ein Genüge thun wollte.

So ſtreng ſcheint nun freilich unſer Publicum nicht zu ſeyn! Indeſſen, wie viele Nachſicht es auch gegen die menſchlichen Schwachheiten eines Werkes, das ſeinen Beifall erlangt hat, tragen mag: ſo macht es doch an den Ueberſetzer irgend eines berühmten Alten, der die Abſicht hat geleſen zu werden, verſchiedene Forderungen, die, beim Lichte beſehen, nicht viel milder als die meinigen ſind; und es macht ſie, ohne ſich darum zu bekümmern, wie ſchwer ihre Erfüllung ſey, und ohne irgend eine Entſchuldigung gelten zu laſſen, die durch die Antwort — „wer hieß Euch etwas unternehmen, dem Ihr nicht gewachſen ſeyd?“ — zum Schweigen gebracht werden kann. Es fordert z. B. von demjenigen, der den Lucrez in Verſen überſetzt: daß ſich ſein ganzes Werk mit Vergnügen, mit Leichtigkeit oder doch nur mit mäßiger Anſtrengung des Verſtandes leſen laſſe, ohne daß man den Ueberſetzer, geſchweige die ſaure Mühe, die ihm die Arbeit gekoſtet, merke. Es fordert daher eine immer richtige und fehlerloſe, von den Geſetzen des Sprachgebrauchs nie, oder doch nur ſelten (und auch alsdann nicht um der bloßen Bequemlichkeit *des Autors willen*) abweichende, reiche, fließende

und geſchmeidige Sprache; eine immer kräftige, edle, zierliche Diction, ohne Schwulſt und Ziererei, und von Steifheit eben ſo weit entfernt als von jener uneleganten Nachläſſigkeit, die nichts als die Eilfertigkeit und Geſchmackloſigkeit eines Schriftſtellers verräth, und eben ſo unerträglich iſt, als wenn ein Menſch ungekämmt und ungewaſchen, in einem ſchmutzigen ſchlotternden Anzug ſich in gute Geſellſchaft mengen wollte. Endlich kann ſich jeder Ueberſetzer eines alten oder neuen Dichters verſichert halten, daß die Leſer ihm keinen Dank dafür wiſſen werden, wenn er ſich die traurige Mühe gibt, ſie mit übelorganiſirten, hinkenden, unlesbaren und Ohrenzwang verurſachenden Herametern zu unterhalten. Der ungelehrte oder wenigſtens unzünftige Theil der leſenden Welt hat ſo gut Ohren als der ſtrengſte Proſodiſt; und wiewohl die meiſten Leſer dieſer Claſſe keinen deutlichen Begriff von Herametern haben, ſo fühlen ſie doch ſehr gut, ob Wohlklang in den einzelnen Zeilen und Numerus in den Perioden iſt oder nicht: der gelehrte Theil hingegen findet es, wie billig, ſehr übel, daß jemand, der keine guten Verſe machen kann, und nicht Ohr genug hat zu merken ob ſeine Verſe ſchlecht oder gut ſind, ſich einer Kunſt anmaße, wozu er weder von Natur noch durch Unterricht und Fleiß tauglich iſt.

Außer dieſem großen Publicum gibt es noch ein kleineres, an deſſen Befriedigung einem Ueberſetzer des Lucrez nicht weniger gelegen ſeyn darf; und dieß beſteht aus den Gelehrten, die das Original kennen und ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen wiſſen. Wenn dieſe zu ſchonender Nachſicht gegen die Fehler, die der Dichter

entweder überſehn hat, oder, weil
er Menſch, wie andre, iſt, nicht ſtets verhütet,

vielleicht geneigter als andre ſind, weil ſie die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung beſſer kennen: ſo iſt es auf der andern Seite auch deſto ſchwerer ihren Beifall zu erhalten, weil ſie am beſten wiſſen, was zu leiſten war, und was geleiſtet werden konnte. Dieſe fordern von dem Ueberſetzer eines Lucrez nicht nur alles was jene verlangen, die nicht ſowohl eine ſchöne Copie als ein Aequivalent für das Original erwarten: ſie fordern auch Treue und Genauigkeit in der Nachbildung der Gedanken des Autors; ſie wollen im Ganzen und im Detail überall, ſo viel nur immer möglich iſt, nicht den Ueberſetzer, ſondern das Original ſelbſt ſehen; und wiewohl ſie ſehr gut wiſſen, wie viel dem verſchiedenen Genius der Sprache ſowohl, als der Rückſicht, die der Ueberſetzer auf Geſchmack und Sitten ſeiner Nation und ſeiner Zeit zu nehmen hat, zugeſtanden werden muß: ſo wollen ſie doch den Styl des Originals, das Eigenthümliche des erſten Urhebers, ſeinen ganzen Geiſt, und wenigſtens etwas von ſeiner individuellen Manier, in der Nachbildung wiederfinden.

Unglücklicher Weiſe haben ſich, ſeit einiger Zeit, verſchiedene Verſemacher, von einer glänzenden Autorität verführt, das Ueberſetzen alter Autoren in Herameter oder andere reimfreie Versarten, durch allerlei eigenmächtige Dispenſationen von den Geſetzen unſrer Sprache, hauptſächlich durch ungewöhnliche, auffallende und theils an ſich ſelbſt, theils durch den gar zu häufigen Gebrauch unerträglicher Verſetzungen der Worte, zu erleichtern geſucht. Ein mir unbekannter Ueberſetzer des Lucrez hat alſo, was ſich andere, was ſelbſt ein Dichter und Philolog wie Voß (freilich mit mehr Beſcheidenheit und Geſchmack) ſich erlaubte, auch ihm für erlaubt gehalten; und da er aus Erfahrung fand, wie viel leichter ihm nun die ſonſt ſo unſäglich mühſame Arbeit, den Lucrez

in Deutſche Hexameter zu überſetzen, von den Händen ging: ſo begreift ſich leicht, wie es kam, daß er eine poetiſche Licenz (die, wenn ſie in hundert Verſen höchſtens einmal vorkäme, vielleicht geduldet werden könnte) unvermerkt für ein Privilegium anſah, und dadurch das Maß ſeiner übrigen Verſificationsſünden ſo voll machte, daß ſeine Ueberſetzung ſchon dadurch allein unlesbar wird. Denn welches Deutſche Ohr kann eine ſolche Art zu conſtruiren dulden, wie z. B.

— — denn alles was iſt verweslichen Urſprungs
muß der Vergangenheit Alter || lange ſchon haben verzehret:
aber wenn alles was iſt, aus dem was war erneuert,
ſtets fortdauert: ſo muß von Natur es ſeyn unverweslich;
alſo kann kein Weſen || kehren in Nichts zurücke.

oder:

Nun, wohlan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erſchaffen
werden aus Nichts, noch kehren ins Nichts das Geſchaffne
zurücke;
ſo vernimm auch welche Körper — — —
dennoch, wie bekennen du mußt, ſind wirklich vorhanden.

Ueberhaupt hat der Ungenannte in allen Arten der Vergehungen gegen die Regeln der ſchönen Organiſation des Hexameters, z. B. in Verſen, die in der Mitte in zwei Halbverſe zerfallen (dergleichen hier in vier Zeilen zwei vorkommen), in Vernachläſſigung des ſchönen Verhältniſſes der kleinern Einſchnitte und des ſymmetriſchen Baues der Perioden, in willkürlicher Correption und Production der Sylben ohne Rückſicht auf den Accent u. ſ. w. — ſo viele zum Theil anſehnliche und hochbelobte Vorgänger, daß es ihm (unter vorausbedungener Beſſerung) zu verzeihen iſt, wenn er ſolchen

Mustern ſicher folgen zu dürfen wähnte. Aber aus allen dieſen Licenzen gegen Sprachgebrauch, Proſodie und Verſemaß zuſammengenommen, mußte natürlicherweiſe eine Verſification herauskommen, die man gerne mit der alltäglichſten Proſe vertauſchen würde und noch viel dabei gewonnen hätte. — Indeſſen beweiſet, meines Erachtens, dieſe meiſtens tadelhafte und nicht ſelten den auriculis des Königs Midas ſelbſt unerträgliche Verſemacherei nichts Entſcheidendes gegen die Fähigkeit unſers Ungenannten: denn es hängt bloß von ſeinem Willen und hartnäckigen Fleiß ab, beſſere Hexameter zu machen; mehrere Stellen laſſen mich hieran nicht zweifeln.

Es wäre überflüſſig, zumal nach dem, was oben geſagt worden, mich über die Pflichten auszubreiten, die ein Ueberſetzer des Lucrez, mit allen andern Ueberſetzern, beſonders der Werke des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums, gemein hat. Treue und Deutlichkeit ſind die erſten und weſentlichſten: eine Treue, die, ſo viel als es nur immer möglich iſt, den Sinn und Geiſt des Originals wie ein reiner Spiegel darſtellt, und ſich an die Worte desſelben nur inſofern bindet, als es ohne Nachtheil der Sprache, in welche man überſetzt, und des Autors, der durch eine ängſtliche und buchſtäbliche Ueberſetzung faſt immer entſtellt und verunziert wird, geſchehen kann.

In dieſer Rückſicht kann man ſich vielleicht an keinem Alten mehr verſündigen als an Lucrez. Die Kenner ſtimmen darin überein, daß ihn kein anderer Römer an Reinigkeit der Sprache übertroffen habe; Quintilian ſchreibt ihm ſogar elegantiam in sua materia, d. i. in einer der Eleganz nicht ſehr empfänglichen Materie, zu. Indeſſen geht doch Lambinus (welcher freilich zu viel Verdienſte um den Text des Lucreziſchen Werkes hat, als daß ihm einige Hartnäckigkeit

nicht zu verzeihen wäre) offenbar zu weit, wenn er den Lucrez für den elegantesten und zierlichsten aller auf uns gekommenen Lateinischen Dichter erklärt. Denn gewiß werden mir auch die wärmsten Verehrer desselben eingestehen: daß er in dem, was man Poesie des Styls heißt, überhaupt vom Virgil weit übertroffen wird; daß er hierin sich selbst nicht gleich ist; daß seine Uebergänge, die alle Augenblicke bei ihm vorkommenden Formeln, „dicam, tu percipe, tum porro, huc accedit, postremo, denique, praeterea, nunc age, in his rebus, quod quoniam docui," u. dgl. seinem Vortrag keine große Anmuth geben; daß er sehr oft nach dem ersten besten Ausdruck greift, kurz, daß etwas in seiner Diction und Versification ist, das man nicht Nachlässigkeit zu nennen wagt, aber das doch zeigt, er sey zu voll und begeistert von seiner Materie gewesen, um sich durch eine große Aufmerksamkeit auf die Zierlichkeit der Einkleidung seiner Gedanken und die Auspolirung seiner Verse im Erguß seiner Gedanken aufhalten zu lassen. Zudem muß doch auch billig in Anschlag gebracht werden, daß er der erste Römische Dichter war, der es wagte, das trockene System eines Griechischen Materialisten in eine noch ziemlich rohe und zum Vortrag abstracter Speculationen, wissenschaftlicher Erörterungen, Beweise und Disputen wenig ausgebildete Sprache, überzutragen; und daß (selbst den Vater Ennius nicht ausgenommen) Rom damals noch keinen Dichter besaß, der ihm den Weg gebahnt und ein Muster, was die Römische Sprache in diesem Fache fähig sey, gegeben hätte. Daher läßt sich denn auch ganz wohl begreifen, daß — ungeachtet Lucrezen überhaupt das Verdienst einer bewundernswürdigen Deutlichkeit im Vortrag *dunkler* Sachen für Leser, die der alten Sprachen und Philo*sophie kundig* sind und eine etwas feine Nase haben, nicht

abgesprochen werden kann — Quintilian ihm doch nicht zu viel thue, wenn er ihn difficilem nennt; und ich wenigstens unterschreibe, aus Erfahrung, was Freret, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Literatoren unsers Jahrhunderts, irgendwo von ihm sagt: „Lucrèce lui-même a besoin, en plusieurs endroits, que le lecteur veuille bien se prêter à l'inexactitude et au defaut de précision, que la contrainte du vers repand quelque-fois sur ses expressions."

Aus allem diesem erhellet, däucht mich, daß ein Uebersetzer — der sich vor dem Vorwurf scheuet, welchen Vatry den meisten Uebersetzungen macht, „daß sie dem großen Haufen der Leser keine sonderliche Hochachtung für Gräciens und Latiums Schriftsteller einzuflößen geschickt seyen" — sich zwar nicht zur Ungebühr herausnehmen soll, den Lucrez verschönern zu wollen: aber daß er es hingegen den Manen des Dichters nicht weniger als seinen modernen Lesern schuldig sey, ihm alle vorerwähnten Flecken, so viel möglich, abzuwischen, und die Treue, die er dem Original zu leisten hat, nicht so weit zu treiben, daß er, wo Lucrez nur durch den Zwang des Verses dunkel ist, ohne alle Noth auch dunkel sey; ihm auch in seinen brüsken und einförmigen Uebergängen und in den prosaischen Formeln, womit er sich an seinen Lehrling so oft zu wenden pflegt, Fuß vor Fuß folge; und fast immer schwerfällige, oder hinkende, oder sonst mißtönende Verse mache; weil Lucrez zuweilen etwas harte Verse macht, oder sich häufige Licenzen gegen die Sprache und Nettigkeit des Ausdrucks erlaube, weil Lucrez doch auch materiai, lunai statt materiae und lunae, oder consumse statt comsumsisse sagt.

Im Gegentheil, es ist vielleicht das einzige Mittel, wodurch *ein Uebersetzer seine* unfreiwilligen Vergehungen gegen

einen Autor, der so manche unerreichbare Schönheiten hat, vergüten, und den Leser, der doch immer auch bei der besten Uebersetzung viel verliert, einigermaßen entschädigen kann, wenn er vielen Fleiß auf die Klarheit und Eleganz der Diction und auf die Harmonie der Verse wendet.

Man sieht, daß ich hiermit die vermeinten Verschönerungen nicht gut heiße, womit ein Uebersetzer zuweilen sein Original, aus purer Freigebigkeit, beschenkt, und dadurch von uns andern Lesern oft wenig Dank verdient. Dieß ist auch unserm Ungenannten nicht selten begegnet. Er besorgte, ganz unnöthig, der trockne Vortrag Lucrezens möchte uns lange Weile machen, und glaubte ihn hier und da durch kleine poetische Kunstgriffe aufstutzen, beleben und egayiren zu müssen. Aber, nach meinem Gefühl, hat Lucrez nichts dabei gewonnen. Von dieser Art sind z. B. die öfters vorkommenden Apostrophirungen, in Stellen wo Lucrez ganz kalt und ruhig forträsonnirt: als z. B.

v. 64. 65.

— zu zerbrechen die Riegel deiner Veste, Natur,
ut arcta Naturae primus portarum claustra cupiret.

v. 132. 33.

sondern dein Wesen, Natur, vertreiben, und du, Vernunft-
kraft,
sed Naturae species, ratioque —

und v. 226—34. die Apostrophe an die Venus, die Erde, die sanften Flüsse, die fernherrauschenden Ströme, die Heitre; wo Lucrez, der hier keine Begeisterung fühlte, sich weit schicklicher und dem dogmatischen Tone seines ganzen Werkes angemessener, begnügt, bloß zu sagen:

Praeterea, quaecunque vetustate amovet aetas
si penitus perimit, consumens materiam omnem,
unde animale genus generatim in lumina vitae
redducit Venus? aut reductum daedala Tellus
unde alit atque auget, generatim pabula praebens?
Unde mare, ingenui fontes externaque longe
flumina suppeditant? unde aether sidera pascit?
Omnia enim debet mortali corpore quae sunt
infinita aetas consumse anteacta diesque.

Ferner, bei Dingen, die endlich vor Alter den Sinnen entschwinden,
wenn bei ſolchen die Zeit den Urſtoff gänzlich verzehrte,
ſprich, woher brächte denn Venus der Thiere Geſchlechter und Arten
immer wieder? Wo nehme die Bildnerin Erde den Stoff her,
jedes nach ſeiner Art zu nähren und wachſen zu machen?
Sprich, wie erſetzten unſterbliche Quellen und Ströme dem Meere
was es verdünſtet? Womit ernährte der Aether die Sterne?
Denn ſo müßte ja wohl der Zeiten unendliche Folge
längſt die ſterblichen Körper zermürſet und aufgezehrt haben.

Ich gebe dieſe eilfertig hingeworfene Dolmetſchung für kein Muſter; aber lesbarer und getreuer iſt ſie doch als die vorcitirten Verſe des Ungenannten.

Zu den undankbaren Verſchönerungen rechne ich auch das unſchickliche Ausbilden und Coloriren ſolcher Naturdinge, welche Lucrez, dem es gerade um nichts weniger als um poetiſche Floskeln zu thun war, bloß mit ihrem rechten Namen nennt. Z. B.

Warum ſehn wir nebſt dem die Roſen im Frühling uns lächeln?
Warum vergoldet die ſtärkenden Felder der Sommer? Warum
träufelt die Freude nur im näſſern Herbſte der Weinſtock?

So poetiſirt nun freilich Lucrez, qui nil molitur inepte, nicht! Er ſagt ganz ſchlicht:

Praeterea cur vere rosam, frumenta calore,
vitis autumno fundi sudante videmus?
Warum ſehn wir die Roſe im Lenz', das Getreid' in der wärmſten
Jahrszeit, die Frucht des Weinſtocks im feuchtern Herbſte nur reifen?

Denn ihm iſt's nicht um das müßige Coloriren ſo bekannter Gegenſtände, ſondern um die Schlußfolge zu thun, die er aus dieſer Anordnung der Natur zieht.

Noch anſtößiger iſt die Verzierung in folgender Stelle (v. 278. f.)

Brennende Hitze die ſehn wir auch nicht, Kälte nicht, Stimmen,
herzerhebende Stimmen nicht, u. ſ. w.

Wie müßig und geſchmackwidrig iſt hier das Beiwort herzerhebend? Lucrez ſagt ſchlechtweg — nec voces cernere quimus.

Kann man doch auch die Wärme, die Kälte, die Töne nicht ſehen!

Gleich darauf läßt ihn der Ueberſetzer ſagen:

Endlich, du hängſt am ſcheitervollen Geſtade dein Kleid aus,
Sieh! es wird feucht; du breiteſt es aus an der Sonn', und es trocknet;

Lucrez ließ ſich nicht einfallen, eine ſo alltägliche Erfahrung mit einer ſo unzeitigen Emphaſe vorzutragen; er ſagt ganz ſimpel:

Denique fluctifrago suspensae in littore vestes
uvescunt, eaedem dispansae in sole serescunt.
Eben ſo werden Gewänder, am wellenbrechenden Ufer
aufgehängt, feucht, und trocknen der Sonne entgegen ge-
ſpreitet;

Ich wiederhole es, die einzige gute Art den Vortrag des Lucrez zu verſchönern, ohne ihm die eigenthümliche Trockenheit des Styls nehmen zu wollen, iſt, daß man ihm alle nur mögliche Klarheit, mit etwas mehr Nettigkeit und weniger Nachläſſigkeit in der Diction, gebe. Und dieß iſt gerade, was unſer Ueberſetzer ſo wenig geleiſtet hat, daß er, im Gegentheil, ſowohl was die Deutlichkeit als die Eleganz betrifft, ſehr oft hinter dem alten Dichter zurückbleibt. Nicht als ob er den Sinn des Textes nicht meiſtens gefaßt hätte: ſondern weil er öfters das, was Lucrez ſagt, ſich ſelbſt nicht deutlich genug gemacht hat, um es auf mehr als eine Art in Worte kleiden, und alſo immer diejenige Einkleidung wählen zu können, die den Satz, welcher vorgetragen, oder bewieſen, oder widerlegt werden ſoll, dem Leſer am verſtändlichſten macht; meiſtens auch wohl, weil es ihm an Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit fehlt, ſich in den Feſſeln eines regelmäßigen Hexameters mit Freiheit, Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, ohne ſich durch den künſtlichen Sylbentanz (wie unſer Bodmer den poetiſchen Rhythmus nannte) an richtiger Copirung des Gedankens und Ausdrucks ſeines Autors hindern zu laſſen. Ich will indeſſen nicht behaupten, daß eine ſcharfe Kritik bei genauer Vergleichung der Ueberſetzung mit dem Original nicht

hier und da Stellen finden könnte, wo der Ueberſetzer den Sinn desſelben nicht ganz getroffen hat; wie z. B. in folgender — Lucrez (v. 317. seq.) ſagt:

— — — — tum, portas propter, ahena
Signa manus dextras ostendunt attenuari
saepe salutantum tactu praeterque meantum.

Dieß überſetzt der Ueberſetzer:

und es zeigt am gegoſſenen Thore die eherne Bildſäul'
daß der Vorübergehenden, die grüßen, öftre Berührung
mit der Hand ſie verringre.

Das ſagt Lucrez nicht. Der nicht ſchwer zu errathende Sinn ſeiner Worte iſt: man ſehe öfters, wie die rechte Hand der ehernen Götterbilder, die neben den Tempel- oder Hausthüren zu ſtehen pflegten, bloß vom häufigen Berühren der hinein- oder heraus- oder vorbeigehenden Perſonen, welche dieſen Göttern durch Berühren oder Küſſen der rechten Hand ihre Devotion bezeugten, abgerieben würden. Dieſe Stelle müßte etwa ſo überſetzt werden:

— — — auch zeigen die ehernen Götterbilder
neben den Pforten uns ihre, vom bloßen Berühren der Lippen,
die im Vorbeigehn ſie grüßen, ganz abgeriebenen Hände;

Jetzt will ich nur noch zwei für jeden, der ſich an Ueberſetzung des Lucrez wagen will, ſehr weſentliche Fragen berühren.

Es fragt ſich nämlich: ob es nicht beſſer wäre, einen ſo ſchweren, und (wenigſtens dem ungleich größten Theile ſeines Werkes nach) ſo unpoetiſchen Autor lieber in Proſa als *metriſch zu* überſetzen? — und, falls die Entſcheidung für das

letztre ausfiele: ob der Herameter, oder der zehn- und eilfsylbige Jambus die schicklichere Versart dazu sey?

Auf die erste Frage erkläre ich mich, ungeachtet alles dessen, was sich zu Gunsten der Prosa sagen läßt, für die metrische Ueberſetzung, aus zwei Ursachen: erstens, weil Lucrez doch nicht selten viel Poesie des Styls hat, ja an mehrern Stellen, von wahrer Musenbegeisterung (von Platons μανια ἀπο των Μουσων) ergriffen (z. B. im Eingang des 2ten und des 3ten Buchs, und in der herrlichen Rede, die er gegen das Ende des 3ten [v. 944.] der Natur in den Mund legt), sich bis zum Erhabnen emporschwingt, und uns glauben macht, er habe poetische Kraft genug in sich gehabt, wofern die Liebe zu Epicur und seiner Philosophie ihm eine weniger dogmatische aber desto poetischere Behandlung seines Gegenstandes erlaubt hätte, es dem Virgil selbst schwer zu machen ihn zu übertreffen; zweitens, weil die Versification — wenn sie das wirklich ist, was sie seyn kann und soll, nämlich wenn sie durch die Declamation dem Ohr eine Art von Musik wird, und wenn der Ueberſetzer (was freilich eine indispensable Bedingung ist) alle mögliche Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß auf dieselbe verwendet — gar viel dazu beiträgt, ein Werk, wie das Lucrezische, genießbarer zu machen. Wiewohl ich sehr besorge, daß, auch mit allem, was der talentvollste Kopf leisten könnte, eine Ueberſetzung des Lucrez immer nur von einer kleinen Zahl der Leseluſtigen, selbst unter den Gelehrten, mit so viel Dankbarkeit aufgenommen werden möchte, als derjenige, der einen großen Theil seines Lebens mit höchster Anstrengung seiner Kräfte dieser Unternehmung gewidmet hätte, sich billig sollte versprechen dürfen.

Was die zweite Frage betrifft, so gestehe ich, daß der jambische *Vers unsrer Sprache* überhaupt natürlicher ist als

der Hexameter, und daß es in dieser Rücksicht leichter scheint, sehr gute Jamben als sehr gute Hexameter zu machen. Auch kommt vielleicht in Betrachtung, daß die Englische Ueberſetzung des Creech und die Italieniſche des Marchetti, beide in dieſer Versart geſchrieben, dem jambiſchen Ueberſetzer nicht ſelten die Arbeit erleichtern konnten. Wenn ich aber dagegen in Anſchlag bringe, 1) daß uns der jambiſche Vers den Gebrauch vieler Wörter unterſagt, die ſich entweder gar nicht, oder oft nur mit größter Mühe und Schwierigkeit in dieſe Versart hineinzwängen laſſen; da doch für den Ueberſetzer des Lucrez nichts nöthiger iſt, als den ganzen Reichthum der Sprache zu ſeiner Dispoſition zu haben; 2) daß der Hexameter mehr Geſchmeidigkeit hat und der Rede einen größern Spielraum gibt als der Jambus; und daß er eben darum 3) in einem ſo langen Werke das Ohr weniger ermüdet und angenehmer unterhält als jener: ſo würde ich für meinen Theil, wenn Jahre und Kräfte mir ein ſo halsbrechendes Abenteuer noch zu wagen erlaubten, mich (wiewohl mir der jambiſche Vers leichter iſt) zum Hexameter entſchließen. Denn der Einwurf, daß gute Hexameter ſo ſchwer zu machen und ſchlechte ganz unausſtehlich ſeyen, würde mich deßwegen nicht rühren, weil ich ſchlechte Verſe in jeder Art von Metrum, mit Moliére's Miſanthrop, hängenswürdig finde; und weil ich aus Erfahrung weiß, daß es keine kleine Kunſt iſt, auch nur leidliche, geſchweige denn vortreffliche Jamben *) zu drechſeln. Indeſſen unterwerfe ich dieſe meine Meinung dem Urtheil der Kenner, und vornehmlich dem Antrieb der Muſe, die, ſobald ſie einen Liebhaber des Lucrez zum Ueberſetzer desſelben weiht, ihm gewiß auch die Art der

*) Die Rede iſt hier bloß von der Vortrefflichkeit der Verſification. W.

Modulation und des Rhythmus, worin er die große Mutter Natur besingen soll, eingehen wird.

Wieland deutete damals, im J. 1792, auf einen Uebersetzer des Lucrez hin, dessen Proben ihn bedauern ließen, daß er nicht die Hoffnung machen könne, den ganzen Lucrez von ihm übersetzt zu erhalten. Seit jener Zeit erhielt das Publicum von demselben Uebersetzer noch andere Proben durch Goethe in der Farbenlehre, und durch Herder in der Adrastea, und im J. 1821 erhielten wir endlich von diesem Uebersetzer, dem ehrwürdigen von Knebel, doch den ganzen Lucrez. T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem Lateinischen Text nach Wakefields Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig 1821. Alles, was Wieland forderte, ist hier erfüllt von einem Manne, der einen großen Theil seines Lebens dieser so mühevollen als verdienstlichen Arbeit gewidmet hat, und der nicht müde wurde, seine schon beendigte Arbeit von neuem zu beginnen, um sie auch zu vollenden. Mehr als zwiefach hat er Horazens Bedingung des nonum prematur in annum erfüllt; und wer dieß nicht wüßte, würde es der Uebersetzung bald abmerken.

---

d.

Uebersetzung des Arioſto.

1774.

Eine Uebersetzung von Arioſts Orlando Furioſo, in achtzeiligen Stanzen,*) worin die Vers- und Reimart der Ita-

*) Von Werthes.

lieniſchen Ottave rime vollkommen beibehalten wird, iſt unſtreitig eine der verwegenſten und mühſamſten Unternehmungen, an die ſich ein Deutſcher Dichter wagen kann; ja, in Anſehung der Armuth unſrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italieniſche überdieß an Geſchmeidigkeit vor der unſrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine ſolche Ueberſetzung, wenn ſie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben ſoll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat ſich ein junger Dichter gefunden, der uns mit einem Verſuch ſolcher Ueberſetzung überraſcht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht zu nachſichtig gegen ſeine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit ſeinem Original vergleiche) wünſchen möchte, ſie weniger unvollkommen zu ſehen; ſo halte ich doch für billig, ihm das, was er geleiſtet hat, zum Verdienſt anzurechnen, und immer für viel zu halten, daß es ihm noch ſo gut gelungen iſt. Was ich am meiſten an ſeinem Verſuche zu loben finde, iſt, daß er dem beſondern Individual-Charakter der Arioſtiſchen Poeſie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Arioſtheit des Arioſto nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen iſt, und dadurch einigermaßen erſetzt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, ſobald er ſich vornahm, in Ottave rime zu überſetzen.

Indeſſen kann ich nicht umhin, zu wünſchen, daß er der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime überſetzt zu haben, lieber entſagen möchte. Es iſt wahr, dieſe Versart gibt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter nichts als Augen und Ohren braucht; überdieß liegt unſtreitig eine gewiſſe Muſik in dieſer Art zu

eimen, die für die Italiener vermuthlich darum so viel Reiz
at, weil sie für die Vergnügen des Ohrs empfindlicher sind,
ls irgend ein anderes Volk. Auch die überwundene Schwie-
igkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige
eine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich alle-
mal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Ge-
ichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter,
er uns mit einem Originalwerk im Geschmack Arioſts, oder
Taſſo's, beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu ar-
eiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von
ebersetzung eines Arioſto ist, von sehr geringem Gewichte.
)er gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des
Styls, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen
ese verloren, so kann uns ein Ueberſetzer zwar einen rasen-
en Roland liefern, aber nicht den vom Arioſt, und diesen
lten wir doch haben! Eine flüchtige Vergleichung der Stan-
n des Ueberſetzers mit dem Original ist hinlänglich, meine
)esorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die
reifachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so
hönen, warmen und kräftigen Ausdruck Arioſts getreu zu
leiben. Ich gestehe, daß es mir selbst, und vielleicht jedem
ndern unmöglich seyn würde, unter der nämlichen Bedin-
ung es besser zu machen (die Rede ist nicht von dieser oder
ner einzelnen Strophe): aber eben dieß scheint mir einen
numstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter
on den Ottave rime abstehen sollte. Vielleicht wäre die
Versart des neuen Amadis zu einer Ueberſetzung Arioſts zu-
leich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der
e für so leicht halten würde, als sie beim ersten Anblick
heint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie
t *vielleicht unter allen möglichen* diejenige, die am meisten

Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da es wohl n
mehr geben wird, denen wenigstens nicht so viel dav
kannt seyn sollte, daß die Italiener dieses poetische R
buch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorz
und auf ihren Ariost, als Originalgenie, wenigstens so
sind, als die Engländer auf ihren Shakespear. Bei
jenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen
die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig h
kann die Hochachtung, die ein so großer Geist, als G
Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unen
Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab
günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so wenige
trügen kann, da Galilei nicht bloß ein großer Stern
sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner
schönen Künste, und selbst ein geistvoller Autor war.
wozu haben wir Autoritäten vonnöthen? Alle Welt
daß Ariosts Orlando, es sey daß man ihn als ein Wer
poetischen Genius, oder bloß als unterhaltende Lectur
trachte, wenig seinesgleichen hat. Und wenn auch dieß

a.

Ueberſetzung des Taſſo von Gries.

1798.

Es iſt der Fortſchritte, welche die Muſenkunſt ſeit 50 ahren in Deutſchland gemacht hat, würdig, daß wir Werke nternehmen und gelingen ſehen, deren glückliche Ausführung och kurz vor der Hälfte dieſes Zeitraums niemand zu er- ben hoffen durfte.

Taſſo's befreites Jeruſalem iſt ein Ulyſſesbogen, den, it Dieterichs von Werder erſtem Verſuch, mehrere Deutſche ergebens zu ſpannen verſucht haben. Ich müßte mich ſehr ren, oder die Beſtehung dieſes ſchönen poetiſchen Abenteuers t für Gries aufbehalten, der ſich, wenigſtens in meinen lugen, aufs vollſtändigſte dazu legitimirt hat.

Ganz gewiß muß ein Dichter, der uns nicht bloß den Stoff, ſondern auch die Form ſeines Originals geben will, as befreite Jeruſalem in Ottave rime überſetzen, und um ieß nur in dem Grade von Vollkommenheit zu bewerkſtelligen, en man mit Recht von einem Nachbildner fordern kann, nuß er beinahe Taſſo ſelbſt ſeyn. Wer z. B. den 16ten Geſang n der Urſchrift lieſet, wird über die Schwierigkeiten er- chrecken, die ſich demjenigen entgegenthürmen, der dieſe laubergemälde in unſrer Sprache copiren wollte; und wer ie Ueberſetzung von Gries mit dem Original vergleichen ann, wird nicht weniger erſtaunen, jene Schwierigkeiten ſo neiſterhaft überwunden zu ſehen. Noch mehr zu verlangen, o mehr zu leiſten in der That phyſiſch unmöglich ſcheint, äre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Gries ſelbſt, eſſen *feinem Gefühl, Gewandtheit* des Geiſtes und hart-

nächtigem Fleiß ich alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu poliren, und ſeiner Nachbildung hier und da noch mehr das Anſehen eines Originals zu geben vermögend ſeyn wird. *)

*) Wir haben ſeitdem Arioſto und Taſſo von Gries und Streckfuß, den Taſſo auch von Hauswald in Stanzen überſetzt erhalten, und auch A. W. Schlegel hat Proben einer ſolchen Ueberſetzung des Arioſto geliefert. Es wird alſo nun wohl an der Zeit ſeyn, daß, was Fernow in einer Abhandlung über die Nachahmung des Italieniſchen Verſes im Deutſchen (im Prometheus von L. v. Seckendorf und J. L. Stoll Bd. 1. Heft 4. S. 32. fgg.) geſagt hat, zu prüfen; der Mühe werth iſt es gewiß.

V.

1.

Villehardouin.*)

1780.

Gottfried von Villehardouin war eine ſeltſame Com-oſition von einem äußerſt unwiſſenden, aber braven, nichts-heuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger rt orthodox-aberglaubiſchen ſtockdumpfen Chriſten, und von inem ganz nahe an kannibaliſche Wildheit angränzenden lltfranken. Doch in allem dieſem hat er nichts Beſonderes; as waren die übrigen ritterlichen Herren, die ſich zu dem reuzzuge, bei dem er ſich befand, verbunden hatten, alle-ımmt ſo gut als er. Vermuthlich würden ſie auch keine eſſern Geſchichtſchreiber abgegeben haben; denn Platteres ınn man ſich ſchlechterdings nichts denken als ſeine Manier

*) Verfaſſer der Histoire de la conquête de Constantinople ; am 17 Jul. 1203.

zu erzählen. Die Französische Sprache war freilich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenk und ungeschliffen; indessen war's doch die nämliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang, und so viele andere Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouins Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes; die Sprache eines Mannes, der weder reden noch schreiben gelernt hat, und keine andern Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das, was ihn demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der wirklichen Ritterzeit, der, unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten, und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplatz ansieht; von einer Staatsrevolution im Morgenländischen Kaiserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht; nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt; und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für eines Kaisers Sohn ausgibt, nach Konstantinopel zieht, um einen Kaiser zu entthronen, wie Lancelot oder Parcifal auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heiden in seinem Schloßhof aus dem Sattel zu werfen. — Vielleicht ist es manchem angenehm, ein Paar kleine Kapitel von den 257, woraus das ganze Werk besteht, zur Probe zu sehen.

Das XXXV. Kapitel.

ez une de plus grant
es et des greignors
es que vos onques ois-
eel tems. Or (fut) un
or en Constantinoble,
it nom Sursac (Isaac
) et si avoit un Frere
it a nom Alexis, qui
rachaté de prison de
lcil Alexis si prist son
npereor, si li traist les
eux) de la teste et se
ereor. En tel raison
s avez oi. En si le
guement en prison et
n fil qui avoit nom
Ici filz si eschappa
rison et si s'enfui en
el trosque à une cité
qui eut nom Ancone.
n alla al Roi Phelippe
igne, qui avoit sa seor
si vint à Verone en
lie et herberja en la
trova des Pelerins as-
s'en alloient en l'ost;
ui l'avoient aidié à
er, qui etoient li dis-
ive, veez ci un Ost

„Nun höret eine von den
„größten Wundergeſchichten
„und beſten Abenteuern, die
„ihr je gehört habt zu dieſer
„Zeit. Denn da war ein
„Kaiſer in Konſtantinobel,
„Namens Surſac (Iſaac) und
„der hatte einen Bruder, hieß
„Alexis, den er gelöst hatte
„aus der Gefangenſchaft der
„Türken. Dieſer Alexis fing
„ſeinen Bruder den Kaiſer,
„riß ihm die Augen aus dem
„Kopf, und machte ſich zum
„Kaiſer, ſolchermaßen wie ihr
„eben gehört habt. Und ſo hielt
„er ihn lang im Gefängniß
„und ſeinen Sohn, deſſen
„Namen war Alexis. Dieſer
„Sohn entwiſchte aus dem
„Gefängniß, und entfloh in
„einem Ref bis zu einer Stadt
„am Meer, deren Name war
„Ancona. Von dorten ging
„er zum König Phelipp von
„Allemannien, der ſeine Schwe-
„ſter zum Weibe hatte, kam
„dann nach Verona in der
„Lombardei, und herbergete

en Venise près de nos, des meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de toi pitie et de ton pere, qui à tel tart i estes derité; et se il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviseront. Lors espoir en prendrai et il dit que il fera mult volontiers, et que oist conseils est bons.

„in der Stadt, und fand der „Pilgramme nicht wenig, die „zum Heer (der Kreuzfahrer) „zogen; und die Männer die „ihm geholfen hatten aus dem „Gefängniß waren da und „sagten zu ihm: Sire, sehet „da ein Kriegsheer zu Venedig, „nicht weit von uns, aus den „besten Rittern in der Welt, „die über Meer ziehen. Dem„nach rufet sie um Hülfe an, „daß sie Mitleiden haben mit „dir und deinem Vater, die „ihr mit solcher Unbild enterbt „worden seyd; und wenn sie „dir helfen wollten, so solltest „du thun alles was sie dir „sagen würden. Da faßte er „wieder Muth, und sagte, er „wollte es recht gern thun, „und der Rath sey gut."

Das CCXXXII. Kapitel.

Plünderung von Konstantinopel.

Et les autres gens qui furent espandus parmi la ville gaaignirent assez et fu si granz *la gaaiez* fait, que nus ne *vos en* sauroit dire la fin,

„Und die übrigen, die in „der Stadt zerstreut waren, „erbeuteten fast viel, und war „die Beute die da gemacht „ward so groß, daß niemand

d'or et d'argent et de vaſſellement et de pierres precieuſes et de samiz et de dras de soie et de robes vaires et griſes et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en terre. Et bien tesmoigne Ioffroi de Villehardoin li Marschaus de Champaigne, a son escient por la verité, que puis que li siecles fu estarez ne fu si tant gaaigné en un ville.

„ausſprechen konnte die Menge „Goldes und Silbers und „Silbergeſchirrs und Edel„geſteins, und Sammet und „ſeidne Kleider, und Röcke „von feinem Grauwerk und „Hermelin, und alle die köſt„lichen Sachen, die je auf „Erden gefunden worden. Und „dieß bezeuget hiemit Gott„friede von Villeharduin, der „Marſchalk von Champagne, „wiſſentliche wie es denn die „Wahrheit iſt, daß ſeitdem „die Welt erſchaffen worden, „keine ſo große Beute gemacht „worden iſt in keiner Stadt."

Die Beſchreibung der viehiſchen Unthaten, die dieſe mit dem heil. Kreuz gezeichneten frommen (ſich ſo nennenden) Chriſten bei dieſer Plünderung und Verwüſtung der Hauptſtadt der Morgenländiſchen Chriſtenheit verübten, macht einem die Haare zu Berge ſtehen, wiewohl man ſich nichts Kaltblütiger's denken kann, als die Gelaſſenheit, womit Villehardouin davon ſpricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar andächtig gebeichtet und communicirt, und glaubten durch dieſe nämliche Eroberung der Stadt Konſtantinopel, die in ihren Augen bloß eine rechtmäßige Beſtrafung des mörderiſchen und unrechtmäßigen Beſitzers Murzuflus war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, und *den herrlichen troſtvollen* Ablaß zu gewinnen, den ihnen

Papſt Bonifaz III zu dieſem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das Allertollſte, und was die unbegreifliche Barbarei dieſer Zeiten am ſtärkſten bezeichnet, iſt dieß: daß dieſe Plünderung von Konſtantinopel nicht etwa eine unvorgeſehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, ſondern eine unter den Heerführern ſelbſt wohl überlegte und abgeredete Sache war, und daß ſie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geſchloſſen, vermöge deſſen einer von ihnen das Kaiſerthum und zwei Drittheile von Konſtantinopel, die Venezianer *) das übrige Drittel der Stadt und ungefähr das beſte Drittel des Reichs haben, das übrige unter gewiſſen Bedingungen zwiſchen den andern Intereſſenten und dem neuen Kaiſer, die in der Stadt ſelbſt gemachte Beute aber unter allen zu gleichen Theilen getheilt werden ſollte. Auch hielten ſie als ächte Biedermänner ſo ſcharf über dieſem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von ſeinen Rittern, der etwas von der Beute zurückbehalten, ohne weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt; und der ganze Vorzug, deſſen ſich ein Ritter in ſolchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war, daß er zum Zeichen ſeines ehrenvollen Standes mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

*) Die einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren, oder vielmehr die ehrlichen Franken dabei an der Naſe zogen.

2.

Ludwig Vives.

1777.

Auch dieſer für ſein Zeitalter große und wichtige Mann iſt nun vergeſſen! wie es denn nach dem natürlichen Laufe der menſchlichen Dinge nicht anders ſeyn kann, und denen die jetzt groß und wichtig ſind, oder zu ſeyn ſich dünken laſſen, in etlichen Generationen, längſtens, nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menſchenkinder ſind wie die Blätter auf den Bäumen, ſagt Vater Homer, die eine fällt ab, und die andere kommt — und die nicht mehr da ſind, werden vergeſſen, und bald nicht mehr vermißt, denn ihr Platz iſt (beſſer oder ſchlechter) ausgefüllt, und die Folgen deſſen, was ſie gethan haben, werden nicht mehr geſehen, weil die ehemals wirkende Urſache nicht mehr geſehen wird. —

Vives war einer von dem einſt berühmten literariſchen Triumvirat ſeiner Zeit; Budeus und Erasmus (hieß es) wären ſeine Mitregenten. Er ſelbſt (ſo wie die beiden andern) war wohl zu klug, ſich ſolcher Würde anzumaßen, wenigſtens zu klug, ſich's anmerken zu laſſen. — Aber ſolche Männer haben immer (wie dort Julius Cäſar) ihre Schmeichler und Caudatarien (Schwänzlinge), serva pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten, und rufen: lang lebe der König! —

Ich könnte, wenn ich den Baillet abſchreiben wollte, eine feine olla potrida von Urtheilen über die Verdienſte des Vives und ſeiner Schriften zuſammenſchütten, Urtheile, wo zum Theil der *eine ſchwarz nennt*, was dem andern ſehr weiß

vorkömmt, und wo doch immer beide ein wenig recht haben, ſo ausgemacht es auch iſt, daß ein Ding nicht ſchwarz ſeyn kann, wo und wenn es weiß iſt. Aber wozu der Unrath? Darin ſtimmen alle, deren Urtheil einiges Gewicht hat, überein, ihm gebühre einer der oberſten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchiſchen Barbarei, Wiederherſtellung des beſſern Geſchmacks in der Art zu ſtudiren und zu ſchreiben, und Verbreitung des Lichts einer geſundern Philoſophie, beſonders über den ganzen Umfang der Schulwiſſenſchaften und des Erziehungswerks, die ſo lange mit Finſterniß umhüllet gelegen, am meiſten beigetragen haben. Sein Werk de Causis corruptarum Artium, der Tractat de Initiis, Sectis et Laudibus Philosophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptſächlich aber das Buch de tradendis disciplinis (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, ſo ihnen der vortreffliche Conrad Geßner (in ſeiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte ſelbſt daraus weiſer werden könnten.“ Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, was ſie in einer Zeit wirken mußten, wo die Sprache des geſunden Verſtandes ſo neu, und das Licht (deſſen wir itzt ſo gewohnt ſind, daß wir — nichts mehr dabei ſehen) wiederkehrender Tag zu denen, die in Finſterniß und Schatten des Todes ſaßen, und gleichſam himmliſche Erſcheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das nämliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philoſophie und Literatur im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts) ſind nicht bloßer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu ſtudiren anfing. Es ſind nicht zuſammengeſtoppelte Gedanken der *Alten*, und Cruditäten einer gefräßigen Polyhiſtorie; ſondern *Producte* eines durch die Alten genährten, gebürten und ge-

ſtärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiſer gewordenen, aber ſelbſt arbeitenden, und ſich ſelbſt ausbildenden Geiſtes; eines Geiſtes, der ſich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freie Luft athmet, um ſich herſchaut, ſich aller ſeiner Kräfte bewußt iſt, und mit Macht in ſeine eigne Zeit einwirkt. Und wenn ſie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unſern Zeitgenoſſen eben ſo gut, oder zum Theil beſſer lernen könnten, ſo wären ſie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchſt nützlich ſeyn müßte, mit Männern von ſolcher Geiſtesſtärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freiheit und Richtigkeit des Geſchmacks umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geſchickten Manne, in welchem Fach es ſey, der das, was er iſt, durch ſich ſelbſt wurde, und ſich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten mußte, allemal mehr lernen kann, als von einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt, und auf dem ſchon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als jener gekommen iſt. Ich kann mich daher nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit den Wunſch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zuſammenſtehen, und uns eine Auswahl der beſten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der beſten Köpfe aus der zweiten Hälfte des funfzehnten und erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subſcription, zu liefern ſich entſchließen möchten — da die Werke dieſer Männer ſich meiſtens ſo vergriffen haben, und großentheils auch ſo unbequem für uns homunciones des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt ſind, daß es beinahe von keinem Nutzen ſeyn kann, ſie den Studirenden zu empfehlen, da die wenigſten

Gelegenheit finden derſelben habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß nicht alle gutdenkenden Gelehrten in und außer Deutſchland ein ſolches Unternehmen auf alle mögliche Weiſe zu fördern und aufzumuntern willig ſeyn ſollten.

Jetzt noch ein paar Worte von der Lebensgeſchichte unſers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien geboren; ſetzte ſeine daſelbſt angefangenen Studien zu Paris fort, ging ſodann nach Löwen, lehrte da mit großem Beifall (in einem Alter von 25—26 Jahren) Philoſophie und Humaniora, erwarb ſich die Freundſchaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Inſtructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Karl V, den 13 Hornung 1519 geſchrieben, außerordentlich günſtig von ihm ſpricht), wurde da Lehrer und Hofmeiſter (wie man's jetzt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbiſchof von Toledo, und ſchrieb unter anderm ſeinen Commentar über des heil. Auguſtins Stadt Gottes, *) ein Buch, das ihm mit der theologiſchen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bei Heinrich VIII in England, dem er's zugeeignet hatte, ſo gut empfahl, daß er nach England berufen und zum Lehrer der Prinzeſſin Maria beſtellt wurde. Da er aber, einige Jahre hernach, durch ſeine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Eheſcheidung dieſes Königs von ſeiner erſten Gemahlin, Katharina von Aragon, ſich die Ungnade ſeiner königlichen Excellenz (wie man damals

*) Er wird unter ſeine beſten Arbeiten gerechnet, und hat ſchon darum das günſtige Vorurtheil für ſich, weil die Theologi von Löwen die darin herrſchende Geiſtesfreiheit höchlich mißbilligt haben, und weil es ſich in dem Indice derer von der heil. Synode zu T. — verbotnen Bücher befindet — wo faſt alle guten Bücher dieſer Zeit verboten ſind.

noch sagte) zugezogen: verließ er England, zog nach Brugg, brachte da sein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verschiedener Bücher zu, und starb im J. 1537, oder nach Andern im J. 1541 im 48sten seines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Basel in Folio zusammengedruckt; doch ist das Werk über Augustins Civitatem Dei nicht dabei. — Eine Anekdote, dieses letztere betreffend, verdient hier noch Platz. Vives selbst erzählt sie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit diesem Buche auf die Messe nach Frankfurt kam, machte es so gar keine Sensation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon absetzen konnte. Verleger und Autor fanden sich beide gewaltig weit von ihrer Rechnung. Vides, schreibt ihm Erasmus zurück, etiam in Musarum rebus regnare fortunam. In unsern Tagen wäre manch ähnliches Beispiel aufzuweisen. Ein Buch kann auch relativ zu gut seyn, um seinem Verfasser viel Leser zu verschaffen, und es ist sehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines sehr großen Geistes Bankrutt mache. Aber man muß doch gestehen, daß es ärgerlich ist!

3.

Voltaire.

Ein Wort über ihn, besonders als Historiker.

1773.

Wenige Schriftsteller haben sich jemals so viel Freiheiten mit der historischen Wahrheit herausgenommen, als der Herr *von Voltaire*. *Dieß ist schon lange eine weltkündige Sache.*

Ich besorge, ein großer Dichter ist immer ein gefährlicher Geschichtschreiber. Wenn er auch ehrlich genug ist, die Wahrheit sagen zu wollen (welches vielleicht nicht allezeit der Fall Voltaire's ist), so müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über sich selbst haben, wenn er immer Meister von seiner Einbildungskraft, oder von der Wärme seines Herzens bleiben, und von der Gewohnheit, die Gegenstände zu verschönern oder zu verhäßlichen, sie nach Belieben zusammenzusetzen, und Schatten und Licht so zu vertheilen, wie sie den besten Effect machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen, als sie wirklich in der Natur sind, oder zu seyn scheinen.

Ob diese Betrachtung hinlänglich sey, den Dichter, der so viel historische Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewohl man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urtheil anderer. Aber dieß wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quid libet audendi fordern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man, außer den Feenmährchen und *Tausend und Einer Nacht*, noch niemals ein Beispiel *gesehen hat.*

Daß der Philoſoph von Ferney, oder (wie er ſich ſelbſt
u nennen liebt) der Alte vom Berge Krapak, von dieſer
Schwachheit — (dieß iſt doch wohl der gelindeſte Name, den
an der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben ſey,
avon findet ſich im zweiten Theil ſeines Siècle de Louis XIV,
der, im 197ſten Kapitel ſeiner Histoire générale (Tom. VI.
ag. 157 édit. 1756) ein Beiſpiel von der ſonderbarſten Art.
Die Sache, die es betrifft, iſt an ſich ſelbſt von geringer Er-
eblichkeit. Aber die ſorgloſe Dreiſtigkeit, womit er uns das
nglaublichſte aller Mährchen, ein Mährchen, das der Mutter
Hans würdig iſt, glauben machen will, iſt an einem Schrift-
eller wie Voltaire ſehr erheblich, und verdient immer, daß
ir uns einige Minuten dabei aufhalten.

Es iſt ſo ziemlich die Gewohnheit des Hrn. v. V. ſich
uf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen
nd, und die man (wenigſtens ſeitdem Swedenborg zu
einen Freunden, den Geiſtern, gegangen iſt, ohne einen Erben
einer Wundergaben zu hinterlaſſen) in der andern Welt nicht
ohl befragen laſſen kann, ob ſie das auch wirklich geſagt
aben, was ſie Herr v. V. ſagen läßt. Auch für das Mähr-
en, wovon dießmal die Rede iſt, ſtellt er einen Mann von
Namen und Anſehen aus der andern Welt, den Herrn von
Caumartin, ehmaligen Intendanten der königl. Finanzen,
um Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache
mit ſeinen Augen geſehen, und Herr von Voltaire hat ſie
us deſſen Munde mit ſeinen Ohren gehört. Was kann man
ehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monsieur de Caumar-
n, Indentant des Finances! Ein Ohrenzeuge wie Herr von
Voltaire! — Karneades und Pyrrho ſelbſt müßten bei ſolchen
eugen zweifeln, ob da noch etwas zu zweifeln ſey! Aber das
factum, das Factum! Dieß iſt wohl die Hauptſache — Alſo „beſag-

ter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Menſch war, ſah einſt in dem Hôtel de Mazarin, in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke einnahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbſchaft des damals ſchon vor einigen Jahren verſtorbnen Cardinals Mazarin, deſſen Univerſal-Erbe, bekanntermaßen, der Duc de la Mulleraye, nachmaliger Duc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortenſia Mancini, war. In einer Erbſchaft, wie des Cardinals Mazarin, iſt ein Schrank mehr oder weniger freilich keine Sache. Auch hatte man ſich aus dieſem, wovon der Schlüſſel ſchon lange verloren gegangen war, bisher ſo wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen war, wiſſen zu wollen, was wohl darin ſeyn möchte. Herr von Caumartin fand dieſen Mangel an Wiſſensbegierde unverantwortlich, und überredete endlich die Herzogin durch die Vorſtellung: es könnten doch wohl allerlei artige Sachen darin ſeyn, daß ſie den Schrank aufſchlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde alſo geöffnet, und ſiehe! „alle Schubfächer desſelben waren mit Quadrupeln, goldnen Schauſtücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt.“ — Wunderbar genug! aber dieß iſt noch das wenigſte. Was hatte Madame Mazarin — welche damals ſchon ſehr übel mit ihrem wunderlichen Gemahl ſtund, über deſſen unbegreifliche Verſchwendungen die bitterſten Klagen führte, und bald darauf von ihm entwich — was hatte ſie, nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umſtänden ſo wohl zu Statten kam, zu thun? „Sie warf alle dieſe ungeheure Menge Goldes handvollweiſe zum Fenſter hinaus, und (was nicht der ſchwächſte *poetiſche* Zug in dieſer Erzählung iſt) ſie hatte acht Tage *lang zu thun*, bis ſie mit dieſer großmüthigen, und, wie

dan denken kann, der Canaille zu Paris ſehr angenehmen
lrbeit fertig war." —

Obwohl Herr von Caumartin jemals — (bei nüchternem
Nuthe wenigſtens) dem Philoſophen von Ferney ſo was
rzählt haben mag? Ein königlicher Finanz-Aufſeher in Paris
ſt freilich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht.
Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Hrn.
. Caumartin — ſo wie in den Augen des Hrn. v. Voltaire,
elchen die größten Dichter aller Zeiten und Völker, mit
Vater Homer an ihrer Spitze, zuſammengenommen, nicht
ufwiegen würden — keine ſo große Summe ſeyn, als ſie es
ermuthlich in den Augen des armen Taſſo war, der ſeine
atze in einem ſchönen Sonett erſuchte, ihm Licht aus den
yrigen zu leihen, damit er ſeine Verſe dabei ſchreiben könnte.
llein demungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von
Caumartin die Sache nicht halb ſo arg gemacht hat, als
nſer Dichter. In den Arabiſchen und Perſianiſchen Mähr-
yen gehen freilich Dinge vor, die, wenn ſie nur ein wenig
laublicher wären, eine ſolche Erzählung glaublich machen
nnten. Da ſehen wir zum Exempel einen gewiſſen Abulka-
m — der, in ſeiner Jugend als ein armer Junge, den
äſten in einer Fiquaa-Bude Blumen und Citronen anbietet
- um ſeiner ſchönen Augen willen von einem alten reichen
aufmann aus Baſra zum Erben eingeſetzt. Der alte Kauf-
ann ſtirbt und entdeckt ſeinem jungen Erben, daß er Herr
n einem unermeßlichen Schatze iſt. Abulkaſem ſieht ſich
icht ſobald im Beſitze dieſes Schatzes, ſo fängt er an mit
mer Pracht und Freigebigkeit zu leben, worin es ihm kein
Monarch in Aſien gleich thun kann. Er verſchenkt täglich
ngeheure Summen, ohne daß man an ſeiner Art zu leben
en Abgang derſelben im mindeſten gewahr wird. Endlich

bringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Chalifen zu Bagdad. Der unglaubige Harun Alraschid will mit seinen eignen Augen sehen; er reiset nach Basra, macht unter der Gestalt eines Kaufmanns Bekanntschaft mit dem großmüthigen Abulkasem, und erhält noch an dem nämlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freigebigkeit dieses Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulkasem sey. Er läßt nicht ab, bis er seinen Wirth dahin bringt, ihm seinen Schatz sehen zu lassen. Sie gehen tief in der Nacht, da alles schläft, in den Garten; Abulkasem hebt unter einem gewissen Baume eine versteckte Fallthür auf. Sie steigen eine marmorne Treppe hinunter, und — daß ich's kurz mache — sie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Karfunkelsteinen so stark erleuchtet wird, daß es von Schah-Bahams zweitausend diamantnen Kronleuchtern selbst kaum heller werden könnte. Alles, was indessen bei so vielem Licht in diesem Saale zu sehen ist, ist in dessen Mitte ein Becken von weißem Marmor, funfzig Schuh weit und dreißig Schuh tief. Aber dieses Becken ist voller Goldstücke, und ringsherum stehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgesteinen, unvergleichlich gearbeitet, u. s. w. — wie mit mehrerm zu lesen ist, im zehnten Tage der sehr wahrscheinlichen und schlafbefördernden Erzählungen, welche sich die Prinzessin Farruknaz von Kashmire, von ihrer getreuen Amme Sutlumeme, alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat Herr von Voltaire die Amme Sutlumeme und das funfzig Schuh weite und dreißig Schuh tiefe Marmorbecken voll Goldstücken im Sinne gehabt, da er von einem sehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hause wie der Mazarinische Palast einnahm, und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen

angefüllt, als von einer Sache ſpricht, die nicht die geringſte Schwierigkeit hat. Es iſt wahr, dieſer Schrank konnte, nach einer ſehr mäßigen Berechnung, nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dieß iſt allerdings gegen das, was in Abulkaſems Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber geſetzt, daß auch nur Eine Million Quadrupel in dem Schranke geweſen wäre, ſo würde dieſes doch immer in unſern Zeiten und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübſche Summe geweſen ſeyn. Der Herr von Voltaire, der den Königen David und Salomon ſo genau nachrechnet, und die Verlaſſenſchaft des erſten an Gold und Silber ſo unbegreiflich findet, ſcheint dießmal vergeſſen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel die dazu gehören, einen Schrank, der nur zehn Schuh hoch, acht breit und ſechzehn Zoll tief iſt, anzufüllen, keine Sache iſt, die einer beſitzen kann, ohne es zu wiſſen. Der Cardinal Mazarin mag noch ſo große Einkünfte gehabt, noch ſo viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er deſſen ſo viel gehabt, um ſich eines ſo großen Schrankes voll Quadrupeln gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Herr von V. bereden will, credat Judaeus Apella!

Doch zugeſtanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln ſeine Richtigkeit: welches Kind wird ſich von irgend einer Sutlumeme in der Welt einſchwatzen laſſen, daß Madame Mazarin, welche damals, da dieſe Entdeckung gemacht worden ſeyn ſoll, in höchſt mißlichen Umſtänden war, und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verſchwenderiſchen, bigotten, tyranniſchen, mit Einem Wort unerträglichen Gemahl (wie ſie ihn durch ihre Freunde geſchildert hat) nie zu viel Geld haben konnte, daß ſie, ſo groß auch immer ihr Leichtſinn und Muthwille ſonſt war, allezeit genug

hätte ſeyn können, einen unverhofft entdeckten Schatz von ſolcher Wichtigkeit zum Fenſter hinauszuwerfen?

Wer die von dem Abbé de St. Réal verfaßten Mémoires dieſer außerordentlichen Frau, und die an ſie gerichteten Briefe und andre Aufſätze des St. Evremond geleſen hat, weiß, daß Madame Mazarin, durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl, in ſolche Umſtände kam, daß ſie, ohne die Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen, ſo lange ſie zu Chambery lebte, und ohne eine Penſion von Karl II während ihres Aufenthalts in England, nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abenteuer mit dem Schranke ſoll einige Jahre nach des Cardinals Tode begegnet ſeyn. Nun hielt Madame Mazarin nicht länger als fünf Jahre bei ihrem Gemahl aus: folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht, und alſo gerade zu einer Zeit gemacht worden ſeyn, wo ſie ihre Quadrupel beſſer gebrauchen konnte, als ſie zum Fenſter hinauszuwerfen.

Als ein noch ſehr junges Fräulein, in dem muthwilligen, ſorgloſen Uebermuth der erſten Jugend und gränzenloſer Erwartungen, konnte ſie wohl einmal (ſie erzählt es von ſich ſelbſt *) in einem Anſtoß von Fröhlichkeit ſich mit ihren Schweſtern eine Luſt daraus machen, von den 10,000 Louisd'or, die ſie von ihrem Bräutigam zum Geſchenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe ſtehenden Bedienten aus dem Fenſter zu werfen: aber acht Tage lang wirft niemand, als ein Wahnwitziger, ſeine Quadrupel bei Händevoll auf die Gaſſe.

Es wäre nur ein ſchwacher Behelf, wenn man ſagen wollte, ſie habe es gethan, weil ſie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, ſich unverhofft

*) S. Mémoires de Mad. de Mazarin p. 46.

ines ſo groſſen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man ſie die ganze Woche durch, während welcher Madame Mazarin dem Pöbel zu Paris Reſtitution machte, vor ihm verbergen konnte; warum hätte man ſie nicht eben ſo leicht — und in der That fünf- oder ſechshunderttauſendmal leichter vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geſchafft hätte? Es iſt unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll ſeyn mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es ſehr leicht, mit einem kleinen Theile des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenoſſen zu binden, welche bei Eröffnung des Schrankes zugegen ſeyn mochten: und der junge Herr von Caumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer ſo ſchönen Frau, wie Madame Mazarin, hätte verrathen ſollen.

Doch geſetzt auch, alle dieſe Einwürfe wären von keinem Gewichte, ſo ſind noch einige andre Schwierigkeiten übrig, an welche Herr von V. im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derſelben, nach ſeinen ſonſt gewöhnlichen Grundſätzen, hinlänglich wäre, ihm eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeſchichte verwerfen zu machen, wenn ſie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen geſiegelt worden wäre. — Madame Mazarin wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gaſſe, und Herr von Caumartin iſt der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn ſie wahr wäre, im ganzen Europa geſprochen haben würde? — Wie kann ein Mann, der ſich ſo gut auf Wirthſchaft und Kreislauf des Geldes verſteht, wie Herr von V., eine ſolche Anekdote niederſchreiben, *ohne daß ihm beifällt*, was für einen entſetzlichen Lärm

eine Summe von dreißig oder vierzig Millionen Livres in baaren, wichtigen Dublonen oder Quadrupeln, in einer Stadt wie Paris, gemacht haben müßte? Es kann nicht ſo ſtille zugehen, wenn eine ſolche Summe auf einmal, wie durch einen Wolkenbruch, in die Circulation, und was am meiſten zu bedeuten hat, in die unterſte Claſſe des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine ſolche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen, und wenigſtens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig ſtören. — O la Baumelle, la Baumelle, wie würde dir mitgeſpielt worden ſeyn, wenn es dir begegnet wäre, ſo eine Anekdote fallen zu laſſen, und den Herrn von Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hochachtung für den Verfaſſer der Merope und Semiramis, der Henriade und der Pucelle, des Zadig und Mikromegas, des Candide und des Siècle des Louis XIV. Ich empfinde die Zauberei ſeiner Schreibart ſo ſtark als irgend jemand, und laſſe mich durch den Schimmer ſeiner Einfälle und die Blendwerke ſeines Vortrags ſo gerne hintergehen als ein andrer; vorausbedungen, daß es mir erlaubt ſeyn muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kann gleichwohl nichts dazu, wenn ich — nach ſolchen Beiſpielen, wie weit ein Mann, der einmal im Beſitz iſt zu reden und zu ſchreiben was er will, die Sache treiben kann — überlaut lachen muß, eben dieſen Mann, mit dem Ernſt eines Weiſen, der zum Unterricht des menſchlichen Geſchlechts ſchreibt, ſagen höre:

„Die Lebensbeſchreibungen der großen Männer im Plutarch ſind eine Sammlung von mehr angenehmen als zuverläſſigen Anekdoten. Woher ſollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des Theſeus und Lykurgus gehabt haben? In

den meiſten Maximen, die er ſeinen Helden in den Mund legt, iſt mehr moraliſcher Werth, als hiſtoriſche Wahrheit.

„Die geheime Geſchichte Juſtinians von Prokop iſt eine aus Rachſucht gefloſſene Satyre; und wiewohl auch die Rache Wahrheit ſagen kann, ſo ſcheint doch dieſe Satyre, die mit der öffentlichen Geſchichte des Prokop in Widerſpruch ſteht, nicht immer die Wahrheit zu ſagen.“

„In unſern Zeiten iſt es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch, alſo noch viel weniger dem Prokop, nachzuahmen. Wir nehmen nichts für hiſtoriſche Wahrheit an, als was bewährt iſt. Wenn Zeitgenoſſen wie der Cardinal von Retz und der Duc de Rochefoucault, die einander haßten, in ihren Nachrichten die nämliche Begebenheit bezeugen, ſo iſt dieſe Begebenheit wahr; widerſprechen ſie einander, dann muß man zweifeln. Was nicht wahrſcheinlich iſt, verdient nicht geglaubt zu werden, es wäre dann, daß verſchiedene glaubwürdige Zeitgenoſſen es einhellig bekräftigten.“ — Ain tu? Aus deinem Munde richte ich dich, du — Biedermann!

Aber der ehrliche Plutarch — wie kommt denn der dazu, daß er, bei Gelegenheit der Anekdoten der Regierung Ludwigs XIV, ſo übel abgeführt wird? „In unſern Zeiten iſt es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzuahmen.“ O, ſehr erlaubt, Herr von V., ſehr erlaubt! Die ganze Welt wird ſich Ihnen dafür verbunden halten, wenn Sie unſer Plutarch ſeyn wollen. Die Sache ſtößt ſich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, ſo unausſprechlich auch Ihre Selbſtzufriedenheit iſt, unmöglich verborgen geblieben ſeyn kann, wenn Sie den Plutarch jemals ſo fleißig und ſo gut geleſen haben, wie ihn Henri IV las.

„Allein, woher (ſagen Sie) ſollte Plutarch getreue Nachrichten vom *Privatleben* des Theſeus und Lykurgs genommen

haben?" Und daraus ſchließen Sie — einer Logik zufolge, die Ihnen eigen iſt, und ewig eigen bleiben möge! — daß er auch keine getreuen Nachrichten von dem Privatleben des Perikles, des Alcibiades, des Epaminondas, des Phocion, der Catonen, des Cäſars, des Pompejus, des Brutus, des Antonius und ſo vieler andrer, deren Lebenszeit nicht ſo nahe an das fabelhafte Zeitalter der Griechiſchen und Römiſchen Geſchichte gränzt, gehabt haben könne? Die Geſchichte des Theſeus iſt mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälſcht. Es iſt die Geſchichte eines Griechiſchen Rolands oder Cids. Plutarch geſteht es ſelbſt offenherzig. Allein da er für Griechen ſchrieb, hielt er es der Mühe werth, ſo viel möglich, das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geſchichte eines ſo berühmten Nationalhelden herauszuſuchen. Geſetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeſchreibung ſolcher Helden, wie ein Theſeus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuverſichtliche Urkunden gehabt: wie wenig muß demjenigen daran gelegen ſeyn, ob das, was er ſelbſt ſagt, wahr oder falſch iſt, der um dieſes kleinen und unerheblichſten Theiles des Plutarchiſchen Werkes willen das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgibt?

Was der Herr von V. dem Herrn Wieland wohl zu Leide gethan haben mag? — Nichts in der Welt. Ich bin ſeit fünfundzwanzig Jahren einer ſeiner Leſer und Bewunderer. Ob ihm mein Daſeyn bekannt iſt, weiß ich nicht, und habe mich, meiner Gewohnheit nach, nie darum bekümmert. Was er dazu ſagen würde, wenn dieſer kleine Ausfall wider ihn zu ſeiner Wiſſenſchaft käme, kann ich mir ſehr gut vorſtellen. Aber auch dieß beunruhigt mich nicht. Warum ſollte ich nicht ſo viel Recht haben, von einem Schriftſteller, der

nur von ſehr Wenigen Gutes und von jedem großen Mann vor ihm und neben ihm Böſes geſprochen hat, meine Meinung eben ſo freimüthig zu ſagen, als er ſelbſt die ſeinige über jedermann und über alles ſagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn ſelbſt; und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als ſeine Einbildung oder ſeine Laune. Alle Augenblicke gibt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftſchlüſſe, Orakelſprüche für Beweiſe. Eine glückliche Gabe, alles zu ſagen was er will, hat es ihm leicht gemacht, ſeine Leſer zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernſthaften Tone nicht, ſo macht er einen Spaß, und die Lacher ſind auf ſeiner Seite. Es iſt allerdings unläugbar, daß er viel, ſehr viel zu der beſſern Denkart beigetragen hat, die man in der großen Welt täglich mehr Platz gewinnen ſieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menſchheit verfochten und den Königen freimüthige Wahrheiten geſagt. Aber, geſtehen wir, daß er uns dieſe Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen ſeine Schriften ſtrotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie ſeiner Farben und die künſtliche Vertheilung des Lichts und Schattens in ſeinen Gemälden, die wahre Geſtalt der Gegenſtände zu verfälſchen; der verwegene Gebrauch, den er ſchon ſo lange und mit einer ſo hartnäckigen Beharrlichkeit von dieſer Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall und Verdammung ausſpricht; die Zuverſichtlichkeit, womit er Gegenſtände einer mühſamen und langwierigen Unterſuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; ſeine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie geleſen, und Meinungen zu *widerlegen*, die er nie verſtanden hat, und

zwanzig andere Untugenden dieſer Art, machen ihn zu einem verführeriſchen Schriftſteller für den großen Haufen, von welchem die meiſten nur zum Zeitvertreibe leſen; die wenigſten hingegen Muße, Geduld, Verſtand oder Wiſſenſchaft genug haben, zu prüfen, was ſie leſen.

W.

1.

Weibliche Bildung.

1786.

a.

Daß die männliche Hälfte des Menſchengeſchlechtes ſich eines ausſchließenden Rechts an die Vortheile, die aus der Kultur der Wiſſenſchaften entſpringen, anzumaßen habe; und daß die andere Hälfte, die aus unſern Müttern, Gattinnen, Schweſtern und Töchtern beſteht, und zu unſrer Erhaltung und Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt als wir zu der ihrigen, benſowohl gegründete Titel zur Aufklärung, Bildung und Verſchönerung ihres Geiſtes und Herzens mit auf die Welt bringe als wir: eine ſo ſtark in die Augen leuchtende Wahrheit kann in unſern Tagen wohl keine Frage mehr ſeyn: und am allerwenigſten ſoll ſie es unter einer Nation ſeyn, die ſich ſchon in ihren älteſten Zeiten durch ihre Hochachtung des weiblichen Geſchlechtes, und durch thätliche Anerkennung ſeiner Rechte an Freiheit und Theilnehmung an den edelſten

Angelegenheiten und Vergnügungen des unsrigen, vor den meisten Völkern der Erde ausgezeichnet hat. Diesen edlen Charakterzug hatten die alten Germanen mit den Griechen und Römern gemein. Während das Weib in der ganzen übrigen Welt, entweder durch eine unnatürliche Unterdrückung zur Sklavin des Mannes herabgewürdigt, mit den mühseligsten Arbeiten belastet und zu der schnödesten Behandlung verdammt war, oder als bloßes Werkzeug der Ueppigkeit in vergoldete Kerker eingesperrt, von gestümmelten Halbmenschen schimpflicher Weise gehütet wurde: lebte sie in dem von unserm Stamme bevölkerten Europa von jeher mit dem Mann auf gleichem Fuße, und war, was sie nach den Absichten der Natur seyn soll, seine Gehülfin, Freundin und Rathgeberin.

Freilich hatte die Gattin eines alten Germaniers, um ihrem Manne alles dieß zu seyn, keines durch Wissenschaften entwickelten Verstandes vonnöthen. Die Natur, welche uns mit Fähigkeiten und Anlagen, die in gewissem Sinne keine Gränzen haben, ausstattet, hat auch für Mittel gesorgt, wodurch diese Anlagen, unter allen Umständen, in welche sie uns setzt, auf jeder Stufe des Lebens und der Cultur, worauf wir uns befinden, hinlänglich und zweckmäßig entwickelt werden: und ein mehreres würde uns oft nur unnütz und lästig seyn. Was sollte ein ungebildeter roher Krieger oder Landmann mit einer so fein ausgebildeten und vollkommenen Frau angefangen haben, wie z. B. Plinius die liebenswürdige Fannia *) schildert? — Oder, wenn eine Fannia, eben dadurch, weil sie in einem so hohen Grade vollkommen war, auch selbst für einen solchen Mann immer ein gutes Weib

*) Des Pätus Thrasea und der Arria Tochter, des Helvidius Priscus Gemahlin. S. über sie des Plinius Briefe B. 7. Br. 19.

abgegeben hätte: wie viele von ihren Vorzügen, wie viele Grazien ihres Geiſtes, wie viele angenehme und in andern Umſtänden ſogar nützliche Gaben und Geſchicklichkeiten würden gleichwohl für den braven Mann verloren gegangen ſeyn? Aber eben deßwegen muß die Cultur bei beiden Geſchlechtern einen verhältnißmäßig gleichen Schritt halten: und wenn die Wiſſenſchaften und die Künſte der Muſen ihre glücklichen Einflüſſe über die höhern Claſſen einer Nation zu verbreiten angefangen: ſo wäre es nicht nur ungerecht, ſondern ungereimt und unſerm eigenen Vortheile zuwider, das weibliche Geſchlecht von Theilnehmung an denſelben deßwegen ausſchließen zu wollen, weil unſere Urmütter ohne Wiſſenſchaften und Literatur Muſter von Klugheit, Treue, Muth und Keuſchheit waren, ſo wie es noch in unſern Zeiten hier und da Frauen gibt, die, ohne die Vortheile einer feinen Erziehung genoſſen zu haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter, und wahre Vorbilder jeder menſchlichen und häuslichen Tugend ſind.

Die immer ſeltener werdenden Beiſpiele dieſer letztern beweiſen indeſſen gegen die Vortheile, welche der weiblichen Hälfte einer cultivirten Nation durch Theilnehmung an der gemeinſamen Aufklärung zuwachſen, nicht mehr, als die Beiſpiele, daß man bloß durch ein glückliches Naturell ein Künſtler, ein Feldherr, ein Dichter, kurz, alles wozu uns die Natur machen will, werden kann. Wenn es auch nicht wahr wäre, daß ſelbſt dieſe Günſtlinge der Natur durch wiſſenſchaftliche Ausbildung es noch weiter gebracht haben würden: ſo wird doch immer wahr ſeyn, daß die meiſten, ohne dieſes Hülfsmittel, weit unter demjenigen bleiben, was ſie ihrer Lage und Beſtimmung nach ſeyn ſollten, und bei gehöriger Cultur *geworden wären.* Kurz, wenn es für jede Nation

einen Zeitpunkt gibt, wo ſie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wiſſenſchaften und Muſenkünſte nicht ohne groſſen Nachtheil entbehren kann: ſo gilt es auch von dem weiblichen Geſchlechte; und die Ausnahmen beweiſen eben ſo wenig gegen die Regel, als der Mißbrauch etwas gegen den rechten Gebrauch entſcheiden kann.

Wenn alſo die Rede von dem Antheil iſt, der dem ſchönen Geſchlechte an der Nationalcultur, inſoferne ſie durch Kenntniſſe und Wiſſenſchaften befördert wird, gebühret: ſo fragt ſich nicht, ob ſie zu denſelben berechtigt ſeyen (denn dieß kann unter einer gebildeten Nation keine Frage ſeyn), ſondern bloß: worin er beſtehe, und welche Gränzen die Damen ihrer Wißbegierde etwa zu ſetzen haben möchten?

Käme es bei dieſer Frage bloß auf ihre Fähigkeiten an, ſo würde weder irgend eine Wiſſenſchaft zu ſchwer, noch irgend eine Stufe derſelben zu hoch für ſie ſeyn: denn es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns in dieſem Stücke keines natürlichen Vorzuges anzumaßen haben. Es iſt längſt aus Beiſpielen und Thatſachen offenbar, daß ſie nicht nur alles, was die ſcharfſinnigſten Männer in den höhern Wiſſenſchaften erfunden haben, zu verſtehen und ſich eigen zu machen fähig ſind: ſondern daß ſie in Werken des Geiſtes, zumal wo es auf Imagination, Zartheit des Gefühls, Schönheit der Geſinnungen und Feinheit des Geſchmackes ankommt, Stufen erſtiegen haben, die uns kaum erreichbar ſind. Wie anſehnlich würde das Regiſter der Frauen ſeyn, welches wir (von den Griechinnen und Römerinnen nichts zu ſagen) nur aus den neuern Zeiten, von der ſchönen Chriſtine von Piſan bis auf dieſen Tag, zum Beweiſe dieſer Wahrheit aufführen *könnten*, wenn ſie eines Beweiſes nöthig hätten. Wir ſind *hievon* ſo überzeugt, daß wir es für unartig halten würden,

der edlen jungen Spanierin, Donna Maria Iſidora Quintana de Guzmann y la Cerda, die ſich mit ſo großem Gepränge den philoſophiſchen Doctorhut zu Alcala aufſetzen ließ, ſogar die Behauptung, daß eine Dame einen akademiſchen Lehrſtuhl mit Ruhm ausfüllen könnte, ſtreitig machen zu wollen, zumal nachdem in Italien die berühmte Laura Baſſi den Beweis bereits durch die That geführt hat.

Alſo nicht die Fähigkeiten, ſondern bloß die angeborene Beſtimmung des weiblichen Geſchlechtes, und der eigene Wirkungskreis, welchen die Natur ihren Gaben und Tugenden angewieſen, geben uns den wahren Geſichtspunkt an, aus welchem das Recht der Frauen an wiſſenſchaftliche Bildung genauer zu beſtimmen iſt. Und wie glücklich iſt es nicht für ſie, daß ſie, aus dieſem Grunde, ſo vieler Plage des Geiſtes, ſo vieler nur zu oft unnützen Arbeiten, woran wir unſre innern und äußern Sinne ermüden und abſtumpfen müſſen, gänzlich überhoben ſind! — daß ſie bloß der Früchte genießen dürfen, deren mühſame Erzielung uns obliegt; daß ſie auch unter dieſen immer die ſchönſten und ſchmackhafteſten auswählen, und, gleich dem Blumenvogel, den die Griechen zum Bilde der Seele gemacht haben, ihren Geiſt nur mit den lieblichſten Blüthen und Düften des Muſenhügels, nur mit dem reinen Nektar der Philoſophie, nähren dürfen — kurz, daß ſie aller Kenntniſſe und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, ſie weiſer, liebenswürdiger und glücklicher zu machen.

Genauer läßt ſich die Gränzlinie nicht wohl ziehen, welche (wenn ich ſo ſagen kann) den weiblichen Antheil an den Wiſſenſchaften von dem unſrigen ſcheiden: oder vielmehr, es gibt im Grunde gar keine ſolche Linie, über welche einer Frau nicht *erlaubt wäre, ſich* hinaus zu wagen, wenn ſie ſich von

innen dazu berufen fühlt, und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andre Hinderniſſe zurückgezogen wird. Fähigkeiten, beſondre Anlage, Muße, Stand und Gelegenheit entſcheiden hier über mehr oder weniger: und wenn eine Anna Maria von Schurmann ſich berufen fühlte, auch die Rabbinen zu ſtudiren, eine Anna Dacier den Homer und Ariſtophanes zu commentiren, eine Katharina Macaulay mit den Saluſten, Macchiavellen und Guicciardinen um den Lorber der Geſchichtsmuſe zu ringen, und das ſiebenzehnjährige Fräulein Donna Maria Iſidora Quintana de Guzmann y la Cerda öffentlich mit 158 knaſterbärtigen Doctoren zu disputiren! wer kann etwas dagegen einzuwenden haben — ſo lange ihre Väter oder ihre Mütter zufrieden ſind?

Denn nicht bloß das Unentbehrliche oder auch das Nützliche in Rückſicht auf den kleinen Cirkel, worin wir uns bewegen: auch das bloße Vergnügen zu wiſſen, was an ſich wiſſenswerth iſt, und der Kräfte unſers eigenen Geiſtes, des innern Schatzes, der in unſern eigenen Herzen verborgen liegt, mit Einem Worte aller der angenehmen Empfindungen zu genießen, womit eine Seele ſich bereichert, die ihren Sinn für das Wahre, Große und Schöne in den Werken der Natur und Kunſt gebildet und geſchärft hat — auch dieß iſt ein würdiger Zweck, ja er iſt der edelſte unter allen, und iſt es eben darum, weil er ſich nicht auf Nothdurft und Nutzen einſchränkt, ſondern den Geiſt angewöhnt, an dem, was wahr, ſchön und erhaben iſt, ohne andere Rückſicht als weil es dieß iſt, inniges Wohlgefallen zu finden, und ſich daran als an einer ſeinem Geiſte homogenen Geiſterſpeiſe zu weiden. In dieſem Sinne kann man ſagen, der edelſte und reinſte Zweck der Wiſſenſchaft ſey — die Wiſſenſchaft ſelbſt; ſo wie das Schöne edler iſt als das Nützliche, weil dieſes nur wegen

ſeiner Beziehung auf unſre körperlichen Bedürfniſſe, Verhältniſſe und zufälligen Umſtände ein Gegenſtand des Begehrens iſt: jenes hingegen bloß wegen der reinen Befriedigung, die unſre Seele in ſeinem unmittelbaren Genuß und Anſchauen findet, geliebt wird.

In beiden Fällen aber, meine liebenswürdigen Leſerinnen, es ſey nun, daß Sie ſich bloß auf das Nothdürftige und Brauchbare, oder auch nur auf das angenehm Unterhaltende und Zeitkürzende in der Wahl ihrer Lecture einſchränken: oder daß Sie (was freilich nur bei den wenigſten ſtatt finden kann) die Vollkommenheit Ihres Geiſtes durch Wiſſenſchaften und Kunſt zur Hauptſache Ihres Lebens machen wollten: in beiden Fällen ſind eine Menge mannichfaltiger elementariſcher Kenntniſſe vonnöthen, die Ihnen unentbehrlich ſind, um, in Ihrem einſamen Cabinette, in dem belehrenden und ergötzenden Umgang mit den ſchönſten Geiſtern der Alten und Neuern ſich deſto beſſer zu gefallen, und außer denſelben in der Geſellſchaft, in welcher Sie leben, dem Vorwurf einer Unwiſſenheit zu entgehen, der in unſern Tagen für Perſonen von gewiſſen Claſſen etwas ſehr Unangenehmes hat. Es ſind nur wenige vorzügliche Werke des Geiſtes, oder es gibt vielleicht gar keines, ſelbſt unter denen die nichts als Empfänglichkeit für Bilder und Empfindungen vorauszuſetzen ſcheinen, welche man recht verſtehen, recht genießen, geſchweige denn recht beurtheilen könnte, ohne eine Menge kleiner Kenntniſſe zu beſitzen, die in alle Arten von Wiſſenſchaften einſchlagen. *)

*) Zu dieſem Behuf empfiehlt nun Wieland die von K. L. Reinhold nach dem Franzöſiſchen neu bearbeitete Allgemeine Damenbibliothek, Leipz. 1786 fgg., wozu das Obige als Vorrede geſchrieben iſt.

b.

Bei der Anzeige von Schillers historischem Kalender für Damen.

1791.

Frivolität ist keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutschen: was sich davon unter uns befindet, ist von einer Nation zu uns herübergekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in allem was vom Geschmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Deutsche bemächtigt hatte, und von welcher mit gleich vielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das Wahre, Schöne und Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nation, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und insoferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderlei Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend gewesen seyn. Aber auf Deutschen Boden versetzt, verliert sie alles, wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima, noch zu unsrer Lebensweise, weder

zu unſrer Verfaſſung, noch zu unſern Sitten; ſie ſteht vielmehr mit allem dieſem und mit unſerm daraus ſich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarſten Widerſpruche; und es wäre alſo doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzoſen ſelbſt aufgehört haben frivol zu ſeyn, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anſpruch machen wollten, die uns ſo übel anſteht; denn, unter uns geſagt, ein frivoles Deutſches Mädchen, eine frivole Deutſche Frau iſt unſtreitig das fadeſte, platteſte, widerlichſte, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieſes einzigemal brauchbar iſt — das ungenießbarſte Ding unter der Sonne.

Die Anzahl ſolcher mißrathenen Copien eines Originals, das ſelbſt keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, kann aber unter uns nicht beträchtlich ſeyn. Germaniens Töchter erkennen nicht erſt von geſtern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele ſich mit den weſentlichſten Pflichten ihrer Beſtimmung nicht nur ſehr gut vereinbaren läßt, ſondern ſie zu deſto vollkommnerer Erfüllung derſelben geſchickt machen kann — und, ſo der Himmel will, iſt es auch unter den verſtändigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, ſo wie wir ſelbſt an Cultur zunehmen, auch das Geſchlecht, welches Natur und bürgerliche Verfaſſung in die zarteſten und engſten Verhältniſſe mit uns geſetzt, zu Gehülfinnen unſers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unſrer Kinder, zu unſern Freundinnen, Rathgeberinnen und Geſellſchafterinnen beſtimmt hat, kurz, das Geſchlecht, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften und Tugenden zum Glücke unſers Lebens und zum gemeinen Wohlſtande der bürgerlichen Geſellſchaft gleich weſentlich und unentbehrlich ſind — verhältnißmäßig auch

gleichen Schritt mit uns halten, und (ſo weit als es der Umfang und die Gränzen ihrer allgemeinen und beſondern Beſtimmung zulaſſen) auch durch Aufklärung ihres Verſtandes, Erweiterung ihrer Kenntniſſe und Veredlung ihrer Geſinnungen aus dem ſchmählichen Zuſtande von Unterdrückung und Sklaverei, worin ſie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile ſchmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menſchengeſchlechts gebührt, eingeſetzt werden müſſe.

Diejenigen, die als Augenzeugen wiſſen, wie es mit der Nationalcultur (beſonders inſofern ſie durch das, was man Lecture nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns ſtand, werden geſtehen, daß die Fortſchritte, die wir in dieſer Zeit gemacht haben, groß genug ſind, daß unſre Urahnfrauen, wenn ſie (wie Lucians Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erſchienen, ſich in eine andre Welt verſetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchſten Claſſen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender, kannten, und ſich in müßigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der Römiſchen Octavia und Lohenſteins Arminius — und in der Folge mit der Aſiatiſchen Baniſe, Neukirchs Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da iſt jetzt das Leſen auch unter der Mittelclaſſe, und bis nahe an diejenigen, die gar nicht leſen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geſchätztes Buch las, ſind jetzt (um nicht zu viel zu ſagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerſtreuungen der großen Städte fehlt — die alles leſen, was ihnen vor die Hände kömmt und

einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Daß es aber weder für den Kopf und das Herz unserer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generation, nichts weniger als gleichgültig sey, mit was für Lecture unsre jungen Schönen unterhalten werden; ob durch das, was sie lesen, ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung, oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde? — daß dieß keine gleichgültige Sache sey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lecture, zumal auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lecture auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Gränzen haben! durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publicum, besonders der Jugend beiderlei Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereien, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das, was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die auf keimenden Leidenschaften der Jugend am meisten reizen kann,

auf die bequemſte und wohlfeilſte Art in die Hände zu ſpielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geſchlecht unter einer Nation an der Geiſtescultur, ſofern ſie durch Bücherleſen erhalten wird, beinahe unbeſchränkten Antheil nimmt, iſt es ein wirklicher Dienſt, der dem gemeinen Weſen geleiſtet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche beſonders für Leſerinnen beſtimmt ſind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen ſucht. Es iſt nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiſte überhaupt eine zugleich geſunde und angenehme Nahrung, oder wenigſtens eine dem Verſtand, dem Geſchmack und dem Herzen unſchädliche Gemüthsergötzung verſchaffen; nicht genug, daß die Lecture das Ihrige beitrage, um ſie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Geſellſchaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen gibt ihnen ein Recht, ſich auch als Genoſſen der Nationalverbindung, als Glieder des politiſchen Körpers, dem ſie angehören, zu betrachten, und neben den Geſinnungen und Tugenden, welche ihre beſondere Beſtimmung in dem engern häuslichen Kreiſe der Familienverhältniſſe erfordert, auch die höhern Geſinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen, in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich beſorge von meinen Leſern keine unzeitige Perſiflage über das was ich hier ſage; oder ich würde mich wenigſtens dadurch nicht irre machen laſſen, da es darum zu thun iſt, von einer ernſthaften Sache ernſthaft zu ſprechen. Wenn gleich (Dank ſey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit ſeinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heirathen immer ſchwerer und ſeltner wird: ſo bleibt es doch der Wunſch der Natur ſowohl als der bürgerlichen Geſell-

, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde; je beſſere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter erhalten haben, deſto geſchickter werden ſie, zur Bildung Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natür- Folge wächst alſo der Antheil, den das weibliche Ge- ht an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kennt- und edlen Geſinnungen zunimmt; und eben darum es um ſo nöthiger, daß die Weiber vorzüglich, vor nd andern Gegenſtänden der Wißbegierde, ſich mit dem- n beſchäftigen, wodurch ſie in dem Gefühl und Bewußt- ihres Verhältniſſes gegen die politiſche Geſellſchaft, er ſie angehören, erhalten werden. Denn wie kann erwarten, daß eine Mutter die Geſinnungen der Vater- liebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlſtande Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns die Verfaſſung derſelben, durch die Verdienſte unſrer ahren und durch die Arbeiten unſerer Zeitgenoſſen zu ten kommen u. ſ. w. in ihrem Sohn entwickeln und unter- n werde, wenn ſie ſelbſt von allen dieſen keine oder nur orrene und unzuſammenhängende Begriffe hat? Iſt es nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle en Augen ſich mit Leſen abnutzen, zu einer Zeit, da re ein faſt allgemeines Bedürfniß unſrer Frauen ge- en, und man hierin ſchon lange bis zum Luxus gegangen - doch noch ſo viele, ſelbſt in den höhern Claſſen, zu n ſind, denen alles andere bekannter iſt, als die Geſchichte eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch Uebermaß von Schande, daß ſich gerade in dieſen höhern en noch ſo manche in allen Theilen Deutſchlands befinden, – eben darum, weil ſie in der Geſchichte des Vater-

landes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Deutsche zu seyn schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des Deutschen Reichs, und mögliche Verbesserung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theil schon seit geraumer Zeit durch Schmidts allgemein geschätzte Geschichte der Deutschen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtsschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltnen Geschicklichkeit in Composition und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in

welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister einer Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des historischen Kalenders für Damen beurtheile: so kann ich nicht anders, als unsern Deutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sich's zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten.

2.

Christoph Martin Wieland.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

1775.

Erste Unterredung.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daß ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam Zoll für Zoll, dergestalt, daß sie ungefähr drei bis vier Se-

runden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil dieſe langſame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte umzuſchauen, und wahrzunehmen, daß alle dieſe Bewegungen von einem menſchlichen Weſen herrührten, welches, dem Anſehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günſtiger Aufnahme, herein zu kommen ſtrebte.

Es verſtrichen noch einige Secunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man ſehen wird, ein beſſerer Mann, als man nach dieſen Anſcheinungen hätte vermuthen ſollen — den Kopf vorwärts geſtreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der ſich durch eine enge Oeffnung hindurch winden muß, obſchon die Thür weit genug für ihn war — ſich ſo weit hereingearbeitet hatte, daß ich ſehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodiſch zugeſchnittenen grauen Rocke mit ſchwarzen Knöpfen, einer ſchwarzen Tuchweſte, wohl geſchonten, aber doch an den Knien etwas abgeſtoßenen ſchwarzen Plüſchhoſen, wollenen Strümpfen von derſelben Farbe, und (was aus ſeinem Anzug ein vollſtändiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spaniſches Rohr mit einem ſchlechten Fayenceknopf, und unterm Arm einen großen Hut, der ſo abgegriffen und verſchliſſen war, daß ſein Herr ſelbſt beſchämt ſchien, ihm noch längere Dienſte zuzumuthen.

Dieſes unſcheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in ſeiner Geſichtsbildung und Miene, das mich für

ihn einnahm; und überdieß ſchien er zu einem Orden zu gehören, deſſen Beſtimmung in meinen Augen ſo ehrwürdig iſt, daß ich dem geringſten Mitgliede desſelben (inſofern es kein Bonze iſt) mit eben ſo viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbiſchof zu York oder der Cardinalvicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umſtände und Entſchuldigungen. — „Ich beſorge — Sie ſind beſchäftigt, wie ich ſehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit" u. ſ. w.

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, ſagte ich, indem ich ihn erſuchte Platz zu nehmen.

Er ſchien dieß, wiewohl es kein Compliment war noch ſeyn ſollte, für etwas noch Schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das ſeltſame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerkſamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Beſcheidenheit gemildert war — oder mein Geſicht müßte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, dieſen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, ſagte er, und habe mir ſchon lange gewünſcht Sie perſönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bei den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf ſeinen abgetragenen grauen Rock, auf ſeine Plüſchhoſen und wollenen Strümpfe, und auf ſeinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich ſeufzte.

In der That ſtellten ſich mir in dieſem nämlichen Augenblick eine ſo große Menge ernſter und trauriger Vorſtellungen dar — die Beſtimmung und Würde ſeines Standes, im

b.

Bei der Anzeige von Schillers historischem Kalender für Damen.

1 7 9 1.

Frivolität ist keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutschen: was sich davon unter uns befindet, ist von einer Nation zu uns herübergekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in allem was von Geschmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Deutsche bemächtigt hatte, und von welcher mit gleich vielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das Wahre, Schöne und Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nation, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und insoferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderlei Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend gewesen seyn. Aber auf Deutschen Boden versetzt, verliert sie alles, wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima, noch zu unsrer Lebensweise, weder

zu unſrer Verfaſſung, noch zu unſern Sitten; ſie ſteht vielmehr mit allem dieſem und mit unſerm daraus ſich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarſten Widerſpruche; und es wäre alſo doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzoſen ſelbſt aufgehört haben frivol zu ſeyn, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anſpruch machen wollten, die uns ſo übel anſteht; denn, unter uns geſagt, ein frivoles Deutſches Mädchen, eine frivole Deutſche Frau iſt unſtreitig das fadeſte, platteſte, widerlichſte, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieſes einzigemal brauchbar iſt — das ungenießbarſte Ding unter der Sonne.

Die Anzahl ſolcher mißrathenen Copien eines Originals, das ſelbſt keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, kann aber unter uns nicht beträchtlich ſeyn. Germaniens Töchter erkennen nicht erſt von geſtern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele ſich mit den weſentlichſten Pflichten ihrer Beſtimmung nicht nur ſehr gut vereinbaren läßt, ſondern ſie zu deſto vollkommnerer Erfüllung derſelben geſchickt machen kann — und, ſo der Himmel will, iſt es auch unter den verſtändigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, ſo wie wir ſelbſt an Cultur zunehmen, auch das Geſchlecht, welches Natur und bürgerliche Verfaſſung in die zarteſten und engſten Verhältniſſe mit uns geſetzt, zu Gehülfinnen unſers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unſrer Kinder, zu unſern Freundinnen, Rathgeberinnen und Geſellſchafterinnen beſtimmt hat, kurz, das Geſchlecht, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften und Tugenden zum Glücke unſers Lebens und zum gemeinen Wohlſtande der bürgerlichen Geſellſchaft gleich *weſentlich und unentbehrlich* ſind — verhältnißmäßig auch

gleichen Schritt mit uns halten, und (so weit als es der Umfang und die Gränzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sklaverei, worin sie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesetzt werden müsse.

Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nationalcultur (besonders insofern sie durch das, was man Lecture nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen, daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucians Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andre Welt versetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender, kannten, und sich in müßigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der Römischen Octavia und Lohensteins Arminius — und in der Folge mit der Asiatischen Banise, Neukirchs Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da ist jetzt das Lesen auch unter der Mittelclasse, und bis nahe an diejenigen, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem *Lande*, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — *die* alles lesen, was ihnen vor die Hände kömmt, und

einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geiſtes verſpricht.

Daß es aber weder für den Kopf und das Herz unſerer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlſtand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Geſichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beſte der jetzigen und nachfolgenden Generation, nichts weniger als gleichgültig ſey, mit was für Lecture unſre jungen Schönen unterhalten werden; ob durch das, was ſie leſen, ihr Geſchmack richtig oder falſch gebildet, ihr Geiſt wohl oder übel genährt, ihr Herz verbeſſert oder verſchlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Beſtimmung, oder mit frivolen Phantaſien und mit dem Zunder ausſchweifender und verderblicher Leidenſchaften angefüllt werde? — daß dieß keine gleichgültige Sache ſey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lecture, zumal auf die Jugend und auf ein Geſchlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichſten iſt, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um ſo nöthiger, je gewiſſer es iſt, daß, ſo wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lecture auf alle nur erſinnliche Weiſe zu vermehren, keine Gränzen haben! durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leſeluſt zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, ſogar an den kleinſten Orten, Anſtalten getroffen werden, dem Publicum, beſonders der Jugend beiderlei Geſchlechts, alle Arten von guten und ſchlechten Leſereien, ohne Auswahl, ohne Rückſicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit gefliſſentlicher Rückſicht auf das, was die Lüſternheit, den Leichtſinn und die auf keimenden *Leidenſchaften* der Jugend am meiſten reizen kann,

auf die bequemſte und wohlfeilſte Art in die Hände zu ſpielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geſchlecht unter einer Nation an der Geiſtescultur, ſofern ſie durch Bücherleſen erhalten wird, beinahe unbeſchränkten Antheil nimmt, iſt es ein wirklicher Dienſt, der dem gemeinen Weſen geleiſtet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche beſonders für Leſerinnen beſtimmt ſind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen ſucht. Es iſt nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiſte überhaupt eine zugleich geſunde und angenehme Nahrung, oder wenigſtens eine dem Verſtand, dem Geſchmack und dem Herzen unſchädliche Gemüthsergötzung verſchaffen; nicht genug, daß die Lecture das Ihrige beitrage, um ſie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Geſellſchaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen gibt ihnen ein Recht, ſich auch als Genoſſen der Nationalverbindung, als Glieder des politiſchen Körpers, dem ſie angehören, zu betrachten, und neben den Geſinnungen und Tugenden, welche ihre beſondere Beſtimmung in dem engern häuslichen Kreiſe der Familienverhältniſſe erfordert, auch die höhern Geſinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen, in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich beſorge von meinen Leſern keine unzeitige Perſiflage über das was ich hier ſage; oder ich würde mich wenigſtens dadurch nicht irre machen laſſen, da es darum zu thun iſt, von einer ernſthaften Sache ernſthaft zu ſprechen. Wenn gleich (Dank ſey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit ſeinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) *das Heirathen* immer ſchwerer und ſeltner wird: ſo bleibt es doch der Wunſch der Natur ſowohl als der bürgerlichen Geſell-

ft, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde;
je beſſere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter
ſt erhalten haben, deſto geſchickter werden ſie, zur Bildung
r Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natür-
e Folge wächst alſo der Antheil, den das weibliche Ge-
echt an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben
n Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kennt-
en und edlen Geſinnungen zunimmt; und eben darum
d es um ſo nöthiger, daß die Weiber vorzüglich, vor
ſend andern Gegenſtänden der Wißbegierde, ſich mit dem-
igen beſchäftigen, wodurch ſie in dem Gefühl und Bewußt-
n ihres Verhältniſſes gegen die politiſche Geſellſchaft,
lcher ſie angehören, erhalten werden. Denn wie kann
n erwarten, daß eine Mutter die Geſinnungen der Vater-
dsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlſtande
Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns
ch die Verfaſſung derſelben, durch die Verdienſte unſrer
rfahren und durch die Arbeiten unſerer Zeitgenoſſen zu
atten kommen u. ſ. w. in ihrem Sohn entwickeln und unter-
ten werde, wenn ſie ſelbſt von allen dieſen keine oder nur
worrene und unzuſammenhängende Begriffe hat? Iſt es
o nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle
nen Augen ſich mit Leſen abnutzen, zu einer Zeit, da
ture ein faſt allgemeines Bedürfniß unſrer Frauen ge-
rden, und man hierin ſchon lange bis zum Luxus gegangen
— doch noch ſo viele, ſelbſt in den höhern Claſſen, zu
den ſind, denen alles andere bekannter iſt, als die Geſchichte
es eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch
Uebermaß von Schande, daß ſich gerade in dieſen höhern
ſſen noch ſo manche in allen Theilen Deutſchlands befinden,
— *eben darum, weil* ſie in der Geſchichte des Vater-

landes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Deutsche zu seyn schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des Deutschen Reichs, und mögliche Verbesserung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theil schon seit geraumer Zeit durch Schmidts allgemein geschätzte Geschichte der Deutschen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtsschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltnen Geschicklichkeit in Composition und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in

welcher ſein erſter Verſuch (die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung) ſchon den künftigen Meiſter ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geiſter ſeiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieſer Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geiſtes die zweckmäßigſte Richtung zu geben, angeſtellt habe, mir den beſondern Geſichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des hiſtoriſchen Kalenders für Damen beurtheile: ſo kann ich nicht anders, als unſern Deutſchen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünſchen, daß ein Schriftſteller von dieſem Werth und Ruhm ſich's zur Ehre geſchätzt hat, eines der wichtigſten Stücke unſerer vaterländiſchen Geſchichte ausdrücklich für ſie zu bearbeiten.

2.

Chriſtoph Martin Wieland.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

1775.

Erſte Unterredung.

Dieſer Tage, da ich allein an meinem Schreibtiſche beſchäftigt war, hörte ich etwas ſo leiſe an der Thür pochen oder kratzen, daß ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langſam Zoll für Zoll, dergeſtalt, daß ſie ungefähr drei bis vier Se-

runden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil dieſe langſame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte umzuſchauen, und wahrzunehmen, daß alle dieſe Bewegungen von einem menſchlichen Weſen herrührten, welches, dem Anſehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günſtiger Aufnahme, herein zu kommen ſtrebte.

Es verſtrichen noch einige Secunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man ſehen wird, ein beſſerer Mann, als man nach dieſen Anſcheinungen hätte vermuthen ſollen — den Kopf vorwärts geſtreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der ſich durch eine enge Oeffnung hindurch winden muß, obſchon die Thür weit genug für ihn war — ſich ſo weit hereingearbeitet hatte, daß ich ſehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodiſch zugeſchnittenen grauen Rocke mit ſchwarzen Knöpfen, einer ſchwarzen Tuchweſte, wohl geſchonten, aber doch an den Knien etwas abgeſtoßenen ſchwarzen Plüſchhoſen, wollenen Strümpfen von derſelben Farbe, und (was aus ſeinem Anzug ein vollſtändiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spaniſches Rohr mit einem ſchlechten Fayenceknopf, und unterm Arm einen großen Hut, der ſo abgegriffen und verſchliſſen war, daß ſein Herr ſelbſt beſchämt ſchien, ihm noch längere Dienſte zuzumuthen.

Dieſes unſcheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in ſeiner Geſichtsbildung und Miene, das mich für

ihn einnahm; und überdieß ſchien er zu einem Orden zu gehören, deſſen Beſtimmung in meinen Augen ſo ehrwürdig iſt, daß ich dem geringſten Mitgliede desſelben (inſofern es kein Bonze iſt) mit eben ſo viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbiſchof zu York oder der Cardinalvicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umſtände und Entſchuldigungen. — „Ich beſorge — Sie ſind beſchäftigt, wie ich ſehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit" u. ſ. w.

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, ſagte ich, indem ich ihn erſuchte Platz zu nehmen.

Er ſchien dieß, wiewohl es kein Compliment war noch ſeyn ſollte, für etwas noch Schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das ſeltſame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerkſamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Beſcheidenheit gemildert war — oder mein Geſicht müßte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, dieſen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, ſagte er, und habe mir ſchon lange gewünſcht Sie perſönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bei den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf ſeinen abgetragenen grauen Rock, auf ſeine Plüſchhoſen und wollenen Strümpfe, und auf ſeinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich ſeufzte.

In der That ſtellten ſich mir in dieſem nämlichen Augenblick eine ſo große Menge ernſter und trauriger Vorſtellungen dar — die *Beſtimmung* und Würde ſeines Standes, wie

Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der so genannten Klerisei in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Contrast theils auf den Charakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluß und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorglosigkeit der meisten Großen über einen so wichtigen Gegenstand; die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinausläuft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Uebel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen bessern Fuß zu setzen: alles dieß mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmal anschauend gedacht — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht — betrübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiß wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixirte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?“ — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bei mir anzutreffen. Es war ein vortrefflicher Mann (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl man's ihm nicht ansieht.

Nein, gewiß nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieß sind die Baisers von Dorat, nach den Basiis des Johannes Secundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher

Vignetten — ein Buch kann nicht beſſer gekleidet und herausgeputzt werden — und doch iſt dieß Buch ſeinem Innern nach vielleicht — nicht einmal — einen Kuß werth. Und ſehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unſcheinbares Büchlein, auf ſchlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach ſeinem wahren Gehalt mehr Gold werth iſt, als der Verfaſſer und ſein Buch zuſammengenommen ſchwer ſind.

Der Pfarrer ſah mich an, als ob er die Beſtätigung deſſen was ich geſagt hatte in meinen Augen leſen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schloſſers Katechismus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiß; ich hab' ihn mehr als einmal geleſen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen ſagen, es iſt ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin ſteht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deßwegen verwerfen, weil nicht alles darin ſteht? Allenfalls hätte Herr Schloſſer ſeinem vortrefflichen Büchlein, um der ſchwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, ſagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den Baisers, die er noch in der Hand hatte, ſchüttelte ein paarmal den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küſſen, ſagte er, indem er die Büſte des Weiſen von neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern ſich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenophon beſtraft, weil er zu leichtſinnig über die *Gefahr eines Kuſſes* wegſchlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meinen Sie, daß er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberei der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Complimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bei allen Büchern schwer: denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bei den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewissermaßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dieß nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einzigesmal in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht einem der besten Sterblichen die je gewesen sind, am ersten Abend, den

BLOOMINGDALE GRADUATING LIBRARY
819 AMSTERDAM

ir zuſammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf wig mein Freund geworden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, diese nun che Geſchichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben icht — o! gewiß, Sie ſtellen ſich nicht vor, wie viel falſche rtheile und wie viel Aergerniß Sie vielleicht dadurch verhin=ern, und wie viel Gutes Sie damit ſchaffen würden.

Ich. In der erſten Wärme war dieß auch der Gedanke es würdigen Mannes, von dem ich Ihnen ſagte. Aber er örte meine Gegengründe, und billigte ſie. — Ich will Ihnen ieſe Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und, lauben Sie mir, ich fühle in dieſem Augenblicke etwas, das ich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu ſagen, wenn ich uch nicht wollte. — Wiſſen Sie alſo, ich habe nicht anhal=enden Enthuſiasmus genug, mich über alle die Urtheile hin=wegzuſetzen, denen ich mich ausſtellen müßte, wenn ich ein eigner Biograph würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen ſo hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich in als ein Dichter bekannt. Man würde mich, ſelbſt indem h das Schlimmſte, was ich von mir zu ſagen hätte, beich=ete, der Kunſtgriffe beſchuldigen, deren ſich Danae bediente, a ſie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geſchichte rzählte. Man würde ſagen, daß ich (wie Danae) mehr die Geſetze des Schönen und Anſtändigen als der hiſtoriſchen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken emacht hätte, bald einen Umſtand zu verſchönern, bald ei=en andern wegzulaſſen, je nachdem es die beſſere Wirkung es Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, h kann mich nicht entſchließen, alles Gute von mir zu ſa=en, *was ich ſagen müßte*, wenn ich ſo wahr und gerecht ge-

gen mich selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daß wir bei einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen „ego homuncio hoc non facerem“ fürchten?

Ich. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein großes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dieß ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dieß auch vorkommen mag — gerade das, was freilich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muß Ihnen alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

Der Pfarrer. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bei Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daß er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dieß ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhol' es, Sie wissen *nicht*, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daß es auch ohne Ihre Schuld ge-

ſchehen ſeyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannichfaltige Mißbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel ſelbſt das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwiſſender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon, und bin ſehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthuſiasmus liebenden Voß*) das geringſte von den Uebeln ſind, wozu ich die gelegentliche Urſache geweſen ſeyn mag. Denn dieſen jungen Mann entſchuldige ich. Er that in ſeinem Eifer das nämliche an mir, was ich vor vierundzwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichem Eifer an Anakreon, Arioſt, Guarini und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Laſſen Sie ihn älter werden, und es wird ihn ſo gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geſchrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes mit ſo viel unbeſtimmten Halbwahrheiten, ſo unreifen Urtheilen und ſo unbilligen Ausfällen auf unſchuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieß alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Urſache geſchah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind iſt, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates ſeyn kann.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler geſtehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Menſch dieß abſcheuliche Compliment von einem andern Menſchen hören müſſen!

---

*) *Im Göttingiſchen Muſenalmanach 1775.* W.

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vierundzwanzig Jahren über mich, insofern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind, *) würden mich wenig anfechten, wenn sie bloß meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloß insofern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben muß, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publicum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene gibt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sey, in ihrem Namen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden literarischen Demagogen überschreien, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läßt, so geschieht es doch nur auf

*) Man erinnere sich bei Lesung dieses Gespräches immer, daß es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist. W.

Zeit, und der Taumel geht immer ſchnell genug vor=
Dieß iſt es alſo nicht, was mich am meiſten beküm=
Aber der ſittliche Mißbrauch, welchen Leſer von ver=
em Herzen von meinen Schriften machen, und der
n, den ſie durch Mißverſtand, oder, wenn ſie Perſonen,
lche ſie nicht geſchrieben ſind, in die Hände fallen, an=
können — dieſer Mißbrauch, dieſer Schaden verwun=
ein Herz, und hat mir ſchon oft den ungeduldigen
h ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger,
lles andere, was ein ehrlicher Mann ſeyn kann, gewor=
n möchte, als ein Dichter und ein Schriftſteller für
elt. Indeſſen hat doch die Gewißheit, daß ich ſelbſt
n Theilen und Gegenden Deutſchlands eine große An=
erſonen von den vorzüglichſten Eigenſchaften des Gei=
d Herzens kenne, die mich gerade ſo leſen, wie ich's
e, und den Gebrauch davon machen, der meiner Ab=
ntſpricht — dieſe Gewißheit, und die wahrſcheinliche
thung, daß es deren noch viele gibt, die ich nicht kenne,
enigſtens in heitern Stunden, ſo viel Tröſtendes für
aß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhö=
Täuſchungen Raum gebe, ohne welche ſchwerlich je=
in Biedermann Schriftſteller geworden wäre. Und ſo
es denn, daß ich gewöhnlicher Weiſe zwiſchen dieſen
äußerſten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zu=
heit mit mir ſelbſt fortbewege, und, von dem ſüßen
liedchen, alles iſt gut, eingelullt, mein Haupt ſo ſanft
ein Kiſſen lege, als irgend ein Autor in der Chri=
.

r Pfarrer. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß
ßbrauch, den unverſtändige oder übelgeſinnte Leute
ier Sache machen, weder den Werth der Sache ver=

mindert, noch dem Urheber derſelben zur Laſt gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes ſelbſt täglich, ſtündlich und augenblicklich von Unzähligen gemißbraucht? Ich denke, da ſogar der Allweiſe und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geſchöpfen, wie wir Menſchen ſind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es ſey ſchlechterdings unmöglich etwas ſo Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andere Weiſe zum Werkzeug oder zur Veranlaſſung oder wenigſtens zum Vorwande von vielem Böſen gemacht werden könnte. Weder menſchliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn ſie in ſchiefe Köpfe fällt, oder in einem falſchen Lichte geſehen wird, nicht verfälſcht, die unſchuldigſte Rede oder Handlung von Unverſtand, Uebereilung oder böſem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend ſelbſt nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniß aller derer, die auf irgend eine Weiſe unſchuldig an Seele oder Leib gemartert worden ſind, würde einen größern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vaticaniſchen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an dieſen Wahrheiten —

Ich. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall ſie anzuwenden kommt; und ſo legt man z. B., dieſer ſo allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftſteller — wenigſtens ſo lang er lebt, und man ihm alſo durch Vorwürfe und Schmälerungen ſeines Ruhmes ſchaden kann — jedes vorgebliche Aergerniß zur Laſt, das gewiſſe Leute, in deren Umſtänden, Erziehung, Kopf, Herzen, oder Sitten der wahre Grund, warum *ſie geärgert* werden, liegt, ohne ſeine mindeſte Schuld an *ſeinen* Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieß ist der Punkt, auf den alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke bloß darum zum Vorwurfe machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

Ich. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

Der Pfarrer. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede ſeyn, daß die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn am Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

Ich. Ich gestehe Ihnen dieß ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzuzusetzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftstellern von einer gewissen Classe — oder, um deutscher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satyrikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frei von der Brust weg schreiben — eben so unmöglich ist, zu verhindern, daß schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daß eine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und außer seinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

Ich. *Schwache Seelen*, lieber Herr Pfarrer, sind krank

Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß sie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer andern den Staar stechen soll, muß selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniß, sind die meisten unter denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sanct Pauls Ermahnung, nachdenken, und (wie ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können!*) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muß doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Ich. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. —

*) Philipp. 4, 8.

Die Sache kann freilich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

Ich. Dieß erfuhr ich selbst, da letzthin bei einer Dame von vorzüglicher Einsicht die Unterredung auf diese Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so außerordentlich klar und entscheidend vorkam, daß ich nichts Besser's thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daß ein einziges reizendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die bessere Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dieß Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureißen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzukommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ist's möglich, daß ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das wirklich?

Ich. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, daß dieß mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freilich sehr zu bedauern: aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daß in diesem nämlichen Augenblicke irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoß, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander losarbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk' ich jetzt auch. Aber damals, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen gibt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bei diesen Oel ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu

yn, *) an den man eine solche Frage thun kann — was ürde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er h durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verhrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich achen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, m Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die engstlichkeit. Es ist unmöglich, daß ein Mann, er sey ichter, oder Philosoph, oder Arzt, oder Maler, oder Feldrr, oder was Sie wollen — wenn er bei jedem neuen edanken, bei jedem Feder- oder Pinselzug, bei jedem Recept, s er verschreibt, bei jeder Ordre, die er gibt u. s. w. von n Gedanken beunruhigt würde: wird dieß nicht bei irgend mand eine falsche Wirkung thun? Werd' ich nicht um den hnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie nausfahren? Wird dieß dem Kranken nicht zu warm oder kalt machen? — Wird sich nicht vielleicht in diesem Augenick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und so meine Ordre nachtheilig macht? — Es ist unmöglich, sage , daß einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine ur, oder eine schöne That gelinge!

Der Pfarrer. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie so nken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, e ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur engstlichkeit getrieben zu wünschen.

Ich. Dieß ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der usübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den

*) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Compliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bei dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben. W.

glücklichen Augenblicken des Genie's und der Laune würde Behutſamkeit die nämliche Wirkung thun, die bei gewöhnlichen Menſchen Aengſtlichkeit thut. — Ueberdieß, ſagen Sie mir ums Himmelswillen, wozu alle mögliche Behutſamkeit eines Schriftſtellers am Ende helfen ſoll? — Ueberlegen Sie nur einen Augenblick den Zuſtand der Welt. Können Sie im Ernſte glauben, daß durch ein paar neue ſcherzhafte Erzählungen oder erotiſche Gemälde*) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieſer Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichſten ſchon zweihundert Jahre lang ſogar claſſiſch ſind? Gleichen nicht die Wohnungen der meiſten Perſonen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hauſe des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die Baisers noch einmal in die Hand, und ſehen Sie dieſe Vignetten an! Was ſagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymphe Thais, deren Triumphe in dieſen Gedichten beſungen werden? Und gleichwohl ſchimmert dieß Buch dermalen in den Bücherſchränken einer Menge von Damen vom erſten Rang und von unbeſcholtenem Rufe. Und warum ſollt' es nicht darin ſtehen, da unter Perſonen von einem gewiſſen Stande vielleicht wenige ſind, die nicht mit eignen Augen geſehen haben ſollten, was Thérèse la Philosophe für ein Buch iſt,**) wiewohl es mit unſern Sitten noch nicht ſo weit gekommen iſt, daß man's öffentlich geſtände? Doch geſetzt auch, ich irrte mich hierin,

---

*) Man bittet erotiſche Gemälde nicht mit aſotiſchen zu verwechſeln. W.

**) Dieß mag wohl verſchiedene Einſchränkungen leiden; wenigſtens wird die jetzige Generation immer decenter. W.

wie viele Perſonen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet (junge unverheirathete Töchter ausgenommen), ſind wohl, die Boccazens Decameron, den Arioſt, die Contes des la Fontaine, den Sofa und Ecumoire, de Argola, und eine Menge andrer Werke dieſes Gelichters nicht geleſen haben? Und was meinen Sie, daß die komiſchen Erzählungen, oder gewiſſe Stellen des Idris an der Einbildungskraft aller dieſer Perſonen ſchlimmer machen könnten?

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren böſen Ruf kenne. Aber, mein beſter Herr W**, — wenn dem ſo iſt wie Sie ſagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer geweſen iſt, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter geleſen? War es etwa beſſer zu den Zeiten eines Chryſoſtomus, Ambroſius, Auguſtinus? Ihre Homilien und die Geſchichte beweiſen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten circuliren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt ſehen wir ſie in den Colonien von Nordamerika.*) Es iſt ein labender Anblick für den Menſchenfreund, ein tugendhaftes Volk zu ſehen! — Hunderttauſende, von Einem durch ſie alle hinſtrömenden Geiſte belebt, die mit hohem Muthe, ſtandhaft und unerſchütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menſchheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelnen Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Beſten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und

*) Dieß iſt dermalen, im Jahre 1797, ſchon nicht mehr ſo wahr, als vor zweiundzwanzig Jahren. W.

uns nach den Sitten dieſes nämlichen Volkes umſehen, das jetzt vor den Augen des menſchlichen Geſchlechtes eine ſo große Rolle ſpielt — wie unkennbar würden wir ſie finden! — Oeffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frei, unternehmend, arbeitſam, mäßig, wirthſchaftlich. Iſt ſeine Lage nur einigermaßen günſtig, ſo muß es nothwendig durch dieſe Eigenſchaften reich und mächtig werden. Aber ſobald es einen gewiſſen Grad von Macht und Reichthum überſtiegen hat, helfen weder menſchliche noch göttliche Anſtalten mehr, der Ueppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben ſich. Das reiche und mächtige Volk ſinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe ſeines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend ſteigt, um künftig wieder durch Ueppigkeit und Uebermuth zu ſinken. — In dieſem ewigen Cirkel dreht ſich die Menſchheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was ſie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieſer Digreſſion hinriß, und beklage das Menſchengeſchlecht, wenn es (wie ich befürchte) ſo iſt, wie Sie ſagen; wiewohl ſich manches dagegen einwenden ließe Aber laſſen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen ſind. — Erlauben Sie mir eine Frage (ſagte der gute Pfarrer mit einem gewiſſen herzlichen Ton, indem er ſeinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freimüthigkeit nicht beleidigen; und zudem ſind wir ja allein.

Ich. Dieſer Umſtand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir ſelbſt weniger Freiheit zugeſtehen, als jetzt, da wir allein ſind. Ein einzelner rechtſchaffner Mann iſt mir

so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

Der Pfarrer. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daß der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daß sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können), wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ist's möglich, daß ein Menschenfreund jemals den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

Ich (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muß *man ertragen lernen*; oder wissen sie ein anderes Mittel?

— Ich habe alſo die erſte Ihrer Fragen ſchon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Menſch ſind, und mit einem Menſchen reden. Irren und Fehlen — es ſind ſchlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann ſich davon freiſprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte ſo ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed iſt; aber dieß bin ich gewiß, daß ich damals, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erholungsſtunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Abſicht noch die Beſorgniß hatte, jemanden dadurch ſchädlich zu ſeyn.

Indem ich dieß ſagte, trat meine älteſte Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu ſagen. Der Pfarrer betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit, und drückte ſein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewiſſen Widerſchein einer heitern ſchönen Seele, der ihm in einem Geſichte von ſechs bis ſieben Jahren ungewöhnlich ſchien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unſerer Leſer, eben ſo wie das meinige, ſchon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte ſie einige Minuten den Gegenſtand unſers Geſpräches aus. Sie müſſen ſich ſehr glücklich fühlen, ſo oft Sie dieß Kind anſehen, ſagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr ſeyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu ſehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art ſie zu erziehen mache.

Werden Sie, ſagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komiſchen Erzählungen zu leſen geben?

Der gute Mann ſagte dieß zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel

ſtrotzenden Gelbſchnabels, deſſen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er ſich einbildet, er habe ſeinem Gegner eine Nuß aufzuknacken gegeben. Ich ſah es deutlich in ſeiner ganzen ehrlichen Geſichtsbildung, daß ſein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freimüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu ſetzen beſorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unſchuld und harmloſen Abſicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wiſſen, es kommt beim Fragen viel darauf an, wer der Mann iſt, der die Frage thut, und wer der Mann iſt, der gefragt wird. Ich kenne manchen Clericus und Laien, dem ich auf die nämliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit ſtillſchweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der ſind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, geſetzt auch, Sie hätten — wie dießmal — etwas gefragt, das Sie ſich ſehr leicht ſelbſt beantworten konnten. Ich ſage Ihnen alſo: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komiſchen Erzählungen, ſo wenig als die Dialogos Meretricios des Lucian oder den goldnen Eſel des Apulejus zu leſen geben: aber ich werde ſie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beiſpiel die beſte moraliſche Erziehung für ihre Töchter iſt — ſo zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts ſchaden ſoll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen ſollte. Eine geſunde Seele gleicht auch in dieſem Stücke (wie in vielen andern) einem geſunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten, und manches ohne Gefahr zu ſich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann.

was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

Ich. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daß er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bei einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

Der Pfarrer. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieß sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrophirung der Dichter hinriß, hatte etwas so

Drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweideutige Wohlmeinenheit, daß es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komischen Erzählungen oder den Idris deßwegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andern Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschließe, ist der nämliche, warum ich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter, und im Propheten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen, oder nur jemals — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatullióse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beitragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieser Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bei jeder Gelegenheit zu citiren pflegt; indessen —

Ich. Lieber Herr Pastor, lassen Sie sich, ich bitte Sie, ein für allemal sagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von

unlautern Absichten entfernten Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen Nationalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern (die ihn größtentheils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das Nämliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, so lange ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnte, war eben nicht, die Methode zu mißbilligen, deren sich der Prophet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiß nicht zu läugnen begehren werden: daß die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und dreiundzwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewiß eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daß die besagten komischen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel Verdammliches daran seyn mag — gewiß nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst

damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweideutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daß sie den Idris und die komischen Erzählungen vielleicht mehr als Einmal gelesen haben, und nicht schlimmer dadurch geworden sind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Kapitel des Propheten lesen würde, wenn sie ihren Inhalt, und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemalt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Charakter sie seyn mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reizende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinem rechten Namen nennt, und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mißgestalt darstellt.

Ich. Es gibt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen was sie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sey als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sophistereien eines Bayle über diesen Punkt mit den tristigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Uebrigens dächt' ich doch, ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den

Unterſchied nicht überſehen, der zwiſchen einem verhüllenden und verſchönernden Schleier iſt. Das Laſter an ſich ſelbſt iſt häßlich; wer es verſchönern wollte, würde es ſchminken und herausputzen müſſen, und dadurch allerdings zu einem ſchändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie geſagt, verſchönern und verſchleiern ſind zwei ganz verſchiedne Dinge. Es gibt Laſter, die man nicht genug entblößen kann, um ſie in ihrer wahren Häßlichkeit darzuſtellen. Von dieſer Art ſind zum Beiſpiel Ungerechtigkeit, Untreue, Beſtechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geiſtlicher und weltlicher, Heuchelei und Gleißnerei, Unduldſamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es iſt keines unter allen dieſen Laſtern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloß darum, weil es ſo gut verſchleiert und maskirt war, faſt immer ungeſtraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Dieſen Laſtern den vermummenden Schleier und die verſchönernde Maske abzuziehen, iſt nöthig, iſt Pflicht der Weiſen und Guten; ihre Nacktheit iſt das unfehlbarſte Mittel Abſcheu zu erwecken, und kann nie gefährlich ſeyn. Aber es gibt, wie Sie wiſſen, auch andre unſittliche Leidenſchaften und Handlungen — dieſe mögen nun Vergehungen eines unbeſonnenen Augenblicks, oder Ausſchweifungen eines an ſich der Natur ſehr gemäßen Triebes, oder Früchte laſterhafter Gewohnheiten ſeyn, welche der Sittenlehrer eben darum verſchleiern muß, weil es gefährlich wäre, ſie zu ſehr zu entblößen. Sie verſtehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über dieſen Punkt?

Der Pfarrer. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, ſchlechterdings Recht zu geben.

Ich. Ueberdieß, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Catonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: alle Sünden sind gleich.

Der Pfarrer. So viel ich weiß, gibt es (wenigstens heutzutage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoron der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern, und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniß der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle frommen Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmal gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieß freilich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradores Zeug behaupten, sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, daß Messalina und Ninon Lenclos *Aholiba und Danae*, Delila und die neue Heloise, in

ihren Augen Geschöpfe von einerlei Art sind. Es sind H*r*n, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, daß sie das Kind so freimüthig mit dem rechten Namen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemals möglich seyn, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nämliche Handlung, die an dem einen den höchsten Abscheu verdient, bei dem andern mehr bedauerns- als strafwürdig ist? Wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleißner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der bloß darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bei dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Ochslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Curius oder Cato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstoß von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freiheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen

Dingen seiner eignen crapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt), und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Jonischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beinahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delicatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreiwilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lucretia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstractionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die *Danaen*, die Musarion sind in der Natur; es

ſind keine Hirngeſpenſter, wie mancher von Schulwitz friſch aufgeblaſene Homunculus und mancher alte halb kindiſche Hoſenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meiſtens ſehr unbedeutenden Cirkelchen ſeiner Bekanntſchaften nichts dergleichen geſehen hat. Dieſe Aſpaſien, Danaen u. ſ. w. ſind freilich, wie die Magdalenen der Correggio und Cignani, ſehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht widerfahren laſſen! Wenn es Unrecht iſt, dem Teufel ſelbſt zu viel zu thun: ſo kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig ſind, eine Sünderin, welche alles, was ſchön und liebreizend und bezaubernd iſt, in ihrem Geiſt, ihrer Perſon und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die ſich nur für die Ahalas und Ahalibas ſchicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, inſofern ſie eine Sünderin iſt: aber wenn ſie nun gleichwohl Witz, Geſchmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntniſſe, Talente, kurz tauſend Verdienſte und Reizungen hat, die ſelbſt auf ihre Sünden ein ſanft gebrochnes Zauberlicht werfen; ſoll der Dichter ſie nicht ſchildern wie ſie iſt? Oder iſt er zu tadeln, wenn ſie in ſeinem Gemälde ſich ſelbſt ähnlich, und alſo ebenſo verführeriſch iſt als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Abſicht das Volk ſündigen zu machen?

Der Pfarrer (lächelnd). Ich habe Sie lange reden laſſen; und ich dächte, dieß ſollte einem Manne meines Standes, der von Amtswegen ſo oft allein reden muß, und ſich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu ſprechen, zuzieht, als einiges Verdienſt angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

Ich. Auch dieß, Herr Pfarrer, ist billig, einem Clericus zu größerm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satyrisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulcompendium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daß sie bloß darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie wirklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten," vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

Ich. Sie werden dieß in der Folge noch besser begreifen; denn ich *habe Ihnen noch lange* nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

Ich. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

Der Pfarrer. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w., oder so ärgerlicher, wie ihre Dianen und Junons, Rahimus und Schatulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Phantasie erhitzenden Gemälde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daß in diesen Gemälden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens eben so nöthig haben als die Ihrigen, daß man gefährliche verführerische Gemälde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemälde doch vor so vielen verbergen muß, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu malen?

Ich. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemälde des hohen Liedes,

und an die ſehr ärgerlichen Gemälde der H***ien der mehr beſagten allegoriſchen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen ſtärkern Beweis, daß es nicht beſſer ſeyn muß, ſolche Gemälde überhaupt gar nicht zu machen, von mir verlangen, als die Exiſtenz jener Gemälde in dem heiligſten der Bücher. Aber meine Sache iſt nicht ſo ſchlimm, daß ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemälde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwei Punkten: Sie finden ſolche, an ſich ſelbſt betrachtet, ärgerlich oder verführeriſch; und dann däucht Ihnen, daß ich ſie mit zu viel Wärme colorirt habe. Das letztere mag wohl hier und da geſchehen ſeyn, und iſt, wo es geſchehen iſt, ein äſthetiſcher Fehler. Ich wollte freilich lieber, daß es nicht geſchehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft ſo etwas begegnen! zumal wenn er, ſo wie ich es war, gänzlich überzeugt iſt, daß das Aergerliche oder Verführeriſche, was in den Gegenſtänden ſolcher Gemälde liegt, kein Grund ſey noch ſeyn könne, ſie gar nicht zu malen. Denn bei dieſer Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Compoſition den Dichter da oder dort ein wenig über die Gränzen der Vorſichtigkeit wegführen, womit moraliſche Schilderungen dieſer Art verfertigt werden ſollten!

Der Pfarrer. Dieß letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Ueberzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführeriſche Gemälde malen würde?

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieß war es nicht, was ich ſagte. Gemälde, deren Gegenſtand etwas

Aergerliches oder Verführeriſches hat, ſind darum noch keine ärgerlichen und verführeriſchen Gemälde.

Der Pfarrer. Sie haben Recht; verzeihen Sie mir's, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünſchte doch, daß Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Ueberzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umſtande, daß die ganze Welt ſchon ſeit etlichen tauſend Jahren voller ärgerlicher und verführeriſcher Perſonen, Handlungen und Sachen iſt? Dieß werden Sie doch nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer ſeufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmal, ich bitte Sie, ein Laſter, welches nicht ärgerlich, und wenigſtens für manche Menſchen verführeriſch wäre? Scheinen Ihnen etwa Heuchelei, Scheinheiligkeit, falſcher Religionseifer, phariſäiſcher Hochmuth, unbändige Herrſchſucht, wiſſentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Beſtechung, Verrätherei, Giftmiſcherei u. ſ. w. nicht eben ſo ärgerliche und verführeriſche Verbrechen als Schwelgerei, Völlerei und Unzucht? Und iſt dieſes Erdenrund nicht von jeher mit Menſchenkindern bedeckt geweſen, welche alle dieſe und noch viel mehr höchſt ärgerliche Laſter begangen haben? Iſt die Geſchichte wohl viel beſſer, als ein ungeheures Sündenregiſter des menſchlichen Geſchlechts? Wie groß iſt nicht die Anzahl der Kaiſer, Könige, Fürſten, Feldherren, Staatsminiſter, Günſtlinge, Hofnarren — Päpſte, Biſchöfe, Aebte, Prieſter und Leviten — item: der Königsweiber und Königstöchter, Dames d'Honneur, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauſpielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen u. ſ. w., die eine höchſt ärgerliche Rolle auf der Welt geſpielt haben, und vermittelſt der Geſchichte, die uns zu

Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Declamationen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher aus dem nämlichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheußlichsten Gemälde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beispiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem sogenannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurückgeht, muß über den Charakter der damaligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemälde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern statt; der tugendhafte Mann flieht bei diesem Anblick zurück, wie bei den Gemälden eines Aretins.“ *) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemälde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemalt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' er's sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein wenig Athem.

*) *Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode* S. 69.

Der Pfarrer. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

Ich. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificirten Laſter ſind ſo häßlich, daß es unmöglich iſt von ihnen verführt zu werden, ſobald man ſie in ihre nackte Geſtalt zurückzutreten nöthigt. Es iſt daher auch, wie ich oben ſchon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als ſie zu entlarven. Aber was denken Sie von ſo manchen in der weltlichen oder Kirchengeſchichte glänzenden Männern, deren Leidenſchaften und oft ſehr große Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, beſonders der religiöſen Heiligkeit, ſo zu ſagen, übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daß Männer wie Sanct Bonifaz, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Canterbury, Sanct Heinrich der Zweite, der Mönchenvater *) u. ſ. w. durch ihre menſchlichen Schwachheiten und Leidenſchaften, wiewohl dieſe mit dem ſechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendlichemal mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß es nicht gefährlich iſt, ſolche Perſonen, ſolche Charakter (und wie viele hat deren die Geſchichte nicht!) ins Schöne zu malen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beſchönigen, ihre Schwachheiten und Uebereilungen zu entſchuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht ſeyn, der wenigſtens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und große Männer ſchildern würde; unbekümmert, ob nicht mancher ſchwache Kopf oder böſe Bube ſich von dem Beiſpiel ihrer Fehler verführen laſſen, oder hinter ſolches

*) So nennen ihn ſeine gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren. W.

ſich verſtecken und ſagen werde: Ego homuncio hoc non facerem?

Der Pfarrer. Ich verſtehe Sie, und ſehe die Anwendung, die Sie von dieſer Bemerkung gemacht wiſſen wollen.

Ich. Mich däucht, ſie macht ſich von ſelbſt. Es iſt ebenſo erlaubt, eine Danae, eine Heloiſe, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu ſchildern, als es erlaubt iſt, einen Mann mit einem Nimbus zu malen, der, bei aller ſeiner ſtrengen Heiligkeit und mönchiſchen Tugend, von Herrſchſucht und Eifer ſich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreißen ließ, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anſpornte, und arme harmloſe Metaphyſiker verfolgte.

Der Pfarrer ſah auf ſeinen Rock.

Ich. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der ſchwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum ſollte ein ehrlicher Pfarrherr — trotz den Vorurtheilen, die ſich noch aus jenen heilloſen Zeiten herſchreiben, wo ein bißchen Keuſchheit, wie eine Meſſerſpitze voll philoſophiſches Pulver, hinlänglich war die menſchenfeindlichſten Laſter in goldne Tugenden zu verwandeln — warum ſollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigſtens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich beſorge, lieber Herr W**, Sie haben die ſchrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entſtehen würden, wenn Geſetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuſchheit in und außer der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichſte zu befördern, und den entgegenſtehenden Laſtern,

zu denen der thieriſche Theil des Menſchen einen ſo ſtarken natürlichen Hang hat, alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Ich. Ich geſtehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlaſſung gehabt habe, als vielleicht tauſend andre unſersgleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indeſſen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über dieſen Theil der Sittenlehre ſo orthodox bin als Sie ſelbſt.

Der Pfarrer. Um ſo gewiſſer werden Sie mit mir übereinſtimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewiſſenhafter und menſchenliebender Schriftſteller ſich gleich ſorgfältig hüten müſſe, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Geſetze den Sünden gegen die Keuſchheit entgegenſetzen, zu untergraben, als die Reizungen zu dieſen Sünden zu verſtärken. Jenes geſchieht, däucht mich, wenn den Sünden dieſer Art, durch die Reizungen und die Liebenswürdigkeit der Perſonen, die man ſie begehen läßt, durch gewiſſe verſchönernde Wendungen, die man der Sache gibt, und durch den Grazienſchleier, den man über das Anſtößigſte zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit aſſociirt ſeyn ſollte: dieſes, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberei der Beredſamkeit und Poeſie aufbietet, um wollüſtige Gemälde zu machen, ohne daß ſich irgend eine moraliſche Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabei hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebſter Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Beſtimmung des Standpunkts, woraus ſolche zu beurtheilen ſind, vieles ſagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange

nicht zu, dieſen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

Ich. Wir ſuchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund! dieß iſt unſer beider großes Intereſſe; wie könnten wir bei dieſer unſrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen ſchon geſtanden, daß ich, beſonders was Ihren zweiten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir ſelbſt zufrieden bin. Indeſſen däucht mich, das, was Sie ſo eben ſagten, zerfalle in einige ſehr verwickelte äſthetiſch-moraliſche Probleme, deren Auflöſung nicht ſo leicht iſt, als Sie zu denken ſcheinen. Ich bin ſehr geneigt, dieſe Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun ſchon an mir gewohnt ſind, vorzulegen, wenn Sie anders Luſt zu einer zweiten Unterredung haben.

Der Pfarrer ſagte mir, daß er Geſchäfte hätte, die ſeinen Aufenthalt bei uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweite Zuſammenkunft ab, und ſchieden für dießmal als ſehr gute Freunde von einander.

Zweite Unterredung.

Als ich den zweiten Beſuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälligerweiſe verhindert, ihn ſogleich zu ſehen, und ließ ihn alſo bitten, ſich etliche Minuten in meinem Zimmer mit ſich ſelbſt, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandiſon, der von ungefähr im Fenſter lag; und ſo kamen wir auf Karl Grandiſon zu reden, und *von Grandiſon auf die* Bücher, worin die Menſchen ge-

ſchildert werden, wie ſie ſeyn ſollten. Dieß Geſpräch war in Abſicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abſchweifung, hatte aber doch ſo viel Verwandtſchaft damit, daß ich für gut anſah, ihm ſeinen Gang zu laſſen.

Der Pfarrer war der Meinung, daß die Bücher im Geſchmack des Karl Grandiſon die nützlichſte und erbaulichſte Art von moraliſchen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich geſtehe Ihnen unverhohlen, ſagte ich, daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieſer Gattung von Büchern allen Werth abſpreche, zumal wenn ſie, wie Clariſſa und Grandiſon, das wirklich leiſten, was ſie verſprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt ſehr wenig, oder doch nicht ſehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menſchen geſchildert werden, wie ſie ſeyn ſollten.

Der Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht ſo paradox, als es Ihnen beim erſten Anblick vorkommt.

Der Pfarrer. Sie wollen vielleicht ſagen, daß nicht ſo viel Genie dazu gehöre, die Menſchen darzuſtellen, wie ſie ſeyn ſollten, als wie ſie ſind?

Ich. Zum Darſtellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beim Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer ſind Darſteller. Aber jetzt iſt die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, ſondern was erbaulicher und nützlicher ſey.

Der Pfarrer. Ich begreife nicht, wie dieß eine Frage ſeyn kann. Der Menſch hat einen angebornen Inſtinct zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, ſo muß man ſeine Aufmerkſamkeit auf vor-

treffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muß sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dieß, däucht mich, ist so gut als eine Demonstration.

Ich. Es stößt sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage: wie sollen die Menschen seyn? für etwas so Leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erholte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: was Sie aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas sehr Schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

Ich. Ja freilich ist nichts leichter als die Sokratische Kalokagathie, mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Cardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definiren und in Ordnung zu stellen, und große Reden über ihre von keiner Seele jemals im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Speculationen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hineingeschaut, und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems. — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beispiel, aus dem großen Uhrwerk des Ganzen herauszuschrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und, nachdem er

gerecht, wohlthätig u. ſ. w. Selbſt derjenige, der ihnen im allgemeinen ſagt, wie man's machen müſſe, um weiſe, klug, fromm u. ſ. w. zu ſeyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit iſt, dieſe einzelnen Menſchen zu belehren, wie ſie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem beſondern Zuſammenhang der innern und äußern Umſtände, worin ſie ſich in jedem dieſer Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoßen und Anziehen ſo unzählig vieler auf ſie wirkender mechaniſcher, lebendiger und geiſtiger Kräfte, und mitten unter ſo vielen Schwierigkeiten, Hinderniſſen und Colliſionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon ſie umgeben ſind — es anzufangen haben, um ſo weiſe, fromm, gerecht und gut zu ſeyn, als es unter allen beſagten Umſtänden möglich iſt. Nun begreifen Sie doch, daß ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie ſollen die Menſchen ſeyn?" für keine ſo leichte Frage zu halten? Denn entweder ſagt ſie gar nichts, oder ihre Meinung iſt: „wie können Menſchen unter gewiſſen vorausgeſetzten Individualumſtänden ſeyn?" — Und um dieß zu beſtimmen, wird (wie Sie leicht ermeſſen werden) eine Kenntniß der menſchlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meiſten, die ſich mit Moraliſiren abgeben, kaum das ABC gefaßt haben.

Der Pfarrer. Gleichwohl iſt es eine unläugbare Wahrheit, daß alle Menſchen ſeyn können, was ſie ſeyn ſollen. Oder wozu hälfen ſonſt Erziehung, Sittenlehre, Religion, Geſetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen beſtrafen, welche gethan haben, was ſie hätten unterlaſſen ſollen?

Ich. Zugeſtanden, inſofern Sie mir dagegen einräumen, daß niemand verbunden iſt, zu ſeyn, was er nicht ſeyn kann.

Der Pfarrer. Das fordert auch niemand.

Ich. Dieß möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber laſſen wir ſie, wo ſie iſt: die Erörterung würde uns zu weit von unſerm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verſtanden, oder wir ſind einig darüber: daß die beſondern Einſchränkungen des Verſtandes und Willens einzelner Menſchen, d. i. die unzählig verſchiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Beſtimmung des Menſchen gehören, von ihren beſondern Umſtänden abhangen; und daß es alſo nicht bloß auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Marcus Antonius zu werden.

Der Pfarrer. Ich ſehe nicht, warum ich Ihnen dieß nicht zugeben könnte. Es wird von niemand gefordert ein Marcus Antoninus zu ſeyn, der nicht dazu berufen iſt.

Ich. Ich bitte Sie, laſſen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen ſind mancherlei, und es kommt ſo viel darauf an, wer der Fordernde iſt! Wie viele fordern alles von andern, und nichts von ſich ſelbſt! Andere glauben, ſehr billig zu ſeyn, wenn ſie von einem jeden fordern, was ſie ſich ſelbſt zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daß er ſehe, vom Lahmen, daß er tanze! Wie oft ſind ſelbſt die Forderungen der Geſetzgeber ungerecht! — Aber das Weſen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem ſeiner Geſchöpfe mehr, als was nach dem Maße der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zuſammenhang der Umſtände, in die es geſetzt worden, möglich, nach dem Urtheile deſſen, der Alles mit Einem Blick durchſchaut und ermißt, möglich iſt. — Laſſen wir alſo dießmal noch unausgemacht, *wo die Gränzen* der Forderungen, die an jeden

Menſchen gemacht werden können, abgeſteckt werden müßten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unſerm dießmaligen Vorhaben iſt es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daß von keinem Menſchen gefordert wird, vollkommen zu ſeyn.

Der Pfarrer. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun iſt, ſo will ich die Ermahnung des Erlöſers: „ſeyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt," — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu chicaniren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern ſcheint, ſagt anderswo: „Niemand iſt gut, denn Gott allein." Beide Stellen zuſammen geben uns die Wahrheit. Der Menſch kann weder Gott ſeyn noch Gott werden: aber dem Gott, nach deſſen Bild er erſchaffen iſt, immer ähnlicher werden, dieß kann er, und dazu iſt er da. Aufrichtiges Beſtreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit ſelbſt angerechnet.

Ich. Nur einen einzigen freien heitern Blick auf das Menſchengeſchlecht, wie es iſt, wie es immer geweſen iſt, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verſtehe Sie. Deſto ſchlimmer, daß wir ſo tief unter das, was wir ſeyn ſollten, gefallen ſind!

Ich. Wir ſind gegenwärtig, was wir den Umſtänden nach ſeyn können; und um zu werden, was wir eyn ſollten, müſſen noch viel Anſtalten vorhergehen, die bisher nicht gemacht ſind, viel Stufen erſtiegen werden, die noch über uns ſind, viel Hinderniſſe aus dem Wege geſchafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieß beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes der Menſchen arbeiten zu können, müſſen wir wiſſen — wie gut oder ſchlecht die Menſchen der-

malen ſind; warum ſie ſo ſind; auf welche Bedingungen ſie beſſer werden können; und welches für alle, und für jeden insbeſondere, die nächſte Stufe iſt. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuſeeländer werden noch manche Stufe ſteigen müſſen, bis ſie ſo gut und ſo ſchlimm werden, als die Engländer in den nächſten fünfundſiebzig Jahren geweſen ſind; und die artigſte Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis ſie eine Aſpaſia wird; ſo wie eine Aſpaſia noch manche Haut abzuſtreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

Der Pfarrer (lächelnd). Dieß dürfte wohl eben ſo gut der Fall unſrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreiſen des heiligen Römiſchen Reichs ſeyn.

Ich. Glauben Sie? — in der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unſre Zeitgenoſſen für beſſer halten wollten, als wir ſind. „Aus ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen," — iſt eine herrliche untrügliche Regel, wenn ſie nur (was bei allen Regeln gleich nöthig iſt) mit Verſtand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Geſtehen wir uns alſo immer, daß der größere Theil der Menſchen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere ſittliche Verfaſſung betrifft, entweder noch ſo roh und ungeſchliffen, oder bereits ſo verdorben iſt, daß der Mann, der ihnen zurufen wollte: ſeyd vollkommen, nicht weiſer handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorſchlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugeſtehen, daß man in dieſem Falle Schritt für Schritt gehen muß, und daß man ſchon etwas gethan hat, wenn man ſehr thieriſche Menſchen zu einigem Grade von Vermenſchlichung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer (mit einem ſchwachen Achſelzucken). So wenig es iſt, ſo iſt's *doch etwas*.

Ich. Wenn es mit der Verbeſſerung der Menſchen natürlich zugehen ſoll, ſehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieſer Einſchränkung geb' ich's Ihnen deſto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich ſehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Calovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu beſorgen. Denn die Rede iſt unter uns ſchlechterdings bloß von natürlichen Urſachen und Wirkungen; und ſo befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Calove und Quenſtädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der große Lama von Thibet. Wir wären alſo darüber einig, daß man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur ſtufenweiſe verbeſſern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dieß iſt, ſo iſt auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menſchen abgebildet werden wie ſie ſind, oder jene, worin man uns idealiſche Menſchen ſchildert, die nützlichern ſeyen? Denn dieſe vollkommnen Menſchen ſind um ſo viele Stufen über dem größten Theil der Leſer, daß dieſe, ſelbſt mit aller Beſtrebung ſich zu ihnen aufzuſchwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

Der Pfarrer. Dieß ſeh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter ſo vollkommnen Muſtern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardſon in ſeinen Werken aufſtellt: aber eine aufrichtige Beſtrebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir ſind.

Ich. Die Erfahrung ſcheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu ſeyn. Junge Leute (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und

ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden), junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Ueberlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmal erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Copien, oder finden, daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und geben's auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melancholische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge gibt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Größe des Geistes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ist's zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Ueberall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu seyn. Ihre unbiegsame Seele stößt allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer alles oder nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daß der Mensch, so wie er organisirt ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam seyn kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tausendmal besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen wie er ist, die *Welt kennen* wie sie ist; lernten begreifen, wie

dieſer Zuſtand die nothwendige Folge dieſer Urſachen iſt; lernten einſehen, wie ſie ſelbſt ſeyn müßten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umſtände zu paſſen, in und unter welche die Vorſicht ſie geſetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden ſind, kennen, wodurch ſie ſelbſt und andre natürlicher Weiſe beſſer werden könnten; und vergäßen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daß dieſe nämliche Welt, in welcher wir leben, und dieſe nämlichen Menſchen, mit welchen wir's zu thun haben, bei weitem nicht ſo ſchlimm ſind, als Unwiſſenheit, Schwärmerei, Milzſucht, Hypotheſenſucht, übermäßige Einbildung von ſich ſelbſt, Unmuth über fehlgeſchlagene Erwartungen und andere ähnliche Leibes- und Seelenkrankheiten uns ſolche vorſtellen? Wär' es nicht beſſer, alle Bücher, die wir zu unſrer Belehrung oder Unterhaltung leſen, führten uns zu dieſem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unſrer Ergötzung auch Ideale und ſchöne Hirngeburten haben wollen, iſt's nicht wenigſtens unläugbar, daß die Geſchichtſchreiber der Menſchheit nützlicher ſind als die Prometheen, die uns neue Menſchen nach ihrem eignen Bilde ſchnitzeln?

Der Pfarrer. Beinahe ſollten Sie mich deſſen überreden. Aber gleichwohl laſſen Sie den Werken, worin vollkommne Charakter als Muſter geſchildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Dieſe ſind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergötzung; denn ſie dienen uns wenigſtens zum Maßſtabe unſers moraliſchen Werths, und demüthigen unſern Stolz, indem ſie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem ſind, was wir ſeyn müßten, um wahre, unparteiiſche, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieß iſt, wie Sie ſehen, immer ein großer Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daß er bei Vielen ſtattfinden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß Un-

ollkommenheit das allgemeine Loos der Menſchheit ſey; und ie meiſten finden ſich daher durch vollkommne Charakter eben o wenig gedemüthigt, als unſre Kriegshelden ſich kleiner ünken würden, wenn ſie im Herkules und Herkuliskus die haten der gewaltigen Ritter läſen, die auf Einen Hieb drei der vier Rieſen entzwei hauen, und mit einem einzelnen ohlbezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

Der Pfarrer. Es iſt ſchwer über ſolche Dinge etwas llgemeines feſtzuſetzen. Alles hängt von der beſondern Anlage nd Gemüthsverfaſſung der Leſer ab; und wie unendlich ver- chieden iſt nicht dieſe! —

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweier ntgegengeſetzter Gattungen von Schriften iſt, ſo entſcheidet, äucht mich, die Wirkung derſelben auf die meiſten Leſer; nd aus dieſem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom ones über einen Karl Grandiſon bald ausgemacht ſeyn.

Der Pfarrer. Ich will nicht länger über dieſen Punkt nit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit utem Fug verlangen, daß Sie mir die Caricaturen Preis eben, die man uns ſo häufig für wahre Abbildungen gibt, iewohl ſie das eben ſo wenig ſind als die idealiſchen Menſchen. Dieſe letztern dienen doch, nach Ihrem eigenen Geſtändniſſe, enigſtens zur Uebung und Ergötzung unſers moraliſchen Sinnes: aber Caricaturen dienen weder zur Beſſerung noch ur Beluſtigung; oder, deſto ſchlimmer für den, der eine reude daran haben kann, die menſchliche Natur verunſtaltet nd verzerrt zu ſehen!

Ich. Laſſen wir uns von einer ſchwankenden Bedeutung es Wortes Caricatur nicht irren. Es pflegt dieſem armen Worte nicht beſſer zu ergehen, als ſeinem Gegenfüßer Ideal, as *ſeit einigen Jahren* ſo ſehr Mode geworden iſt, Chimären

werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Caricaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Mißgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so außerordentliche Erscheinungen sind, daß es besser wäre, sie gar nicht zu malen. Aber diese Art der Mißgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häßlich sind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter also, es sey nun, daß dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proportionen verfehlt habe, soll uns nicht Caricatur heißen. Wir wollen diesen Namen nur solchen moralischen Mißgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturproducte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daß sie, ohne bis zur Scheußlichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge gibt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine gibt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Charakter noch nicht zur Caricatur; ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Caricaturen als für Narren erklären,

wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicherweise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Caricaturen erkenne. Gibt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie niemand läugnen wird — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen wie sie sind gemalt werden sollen, auch Caricaturen malen muß.

Der Pfarrer. Aber wozu meinen Sie daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Miniaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu gelangen, müßten wir, d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dieß ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber, was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versieht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammenrechnet, so findet sich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse *zureichend wäre*, wenn wir ihn nur recht gebrauchen

wollten, oder zu gebrauchen wüßten. — Und was ist nun wohl das Brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so däucht mich's wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Charakters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiß, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generation, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so große Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche, oder bei großen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder große Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch außerordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniß die Theorie der menschlichen Natur und die Philosophie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studire man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häßlicher als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es gibt deren (wiewohl meistens im Verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daß, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher weniger von dieser Classe mit allen Helden und Heldinnen, die jemals aus der Phantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabei gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individualgemälde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, *geworden* sind; unter welchen Umständen, in welcher innern *und* äußern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern,

bei welchen Hindernissen und Hülfsmitteln, sie gerade so, und nicht anders wurden, so und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann seyn, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Namen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heißt: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende ist. Dieß ist alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Charakters für das Menschenstudium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müßten, um selbst zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemälde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daß ich antworten muß: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerlei Weise unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich gestehe, daß ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene Erfahrung ver-

ächtlich vom Menſchen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor ſich ſelbſt erröthen, wenn ſie ſich mit ſolchen nicht fabelhaften beſſern Menſchen verglichen, würden Muth faſſen, eben das werden zu können, was ihresgleichen waren.

Ich. Hoffentlich würde der moraliſche Nutzen ſolcher Schriften nicht gering ſeyn. Aber glauben Sie ja nicht, daß man um dieſen Nutzen zu erreichen, ſich bloß auf die Schilderung der ſehr vortrefflichen Menſchen einſchränken müſſe. Für ſolche Geſchöpfe, wie wenigſtens neunundneunzig Hunderttheile der menſchlichen Gattung ſind, iſt die Geſchichte der Leidenſchaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weiſen Manne geſchrieben, lehrreicher, als die beſte Geſchichte der Weisheit und Tugend. Denn das erſte und nöthigſte, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der ſich von dieſem Wir ausnehmen dürfte! — iſt, unſere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Urſprungs, Fortgangs und Ausgangs herrſchender Leidenſchaften, in einzelnen Fällen uud unter gegebenen Umſtänden, mehr helfen, als die Geſchichte des untadeligſten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menſchheit dem aufmerkſamen Forſcher! In wie mancherlei Lichte kann und muß da jeder Gegenſtand geſehen werden! Wie unzählbar ſind die Schattirungen der Leidenſchaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tauſendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerſchöpflich die Zauberkräfte der Phantaſie! Wie fein, verführeriſch und oft unmerklich ihre Täuſchungen! Wie unendlich mannichfaltig die Miſchungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falſchheit, der

Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinahe in jedem einzelnen Menſchen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie ſehen aus dem, was ich bisher ſagte, von ſelbſt, lieber Herr Paſtor, daß ich, aus einerlei Grunde, nicht nur einzelne Perſonen, ſondern auch den allgemeinen Charakter jeder beſondern Claſſe von Menſchen, jedes Geſchlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit ſeinen eigenthümlichen, unterſcheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geſchildert haben möchte; und es würde ſehr überflüſſig ſeyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit ſolcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erſt noch beweiſen wollte. Ganz gewiß würden ſie zur Beförderung der Menſchenkenntniß, der Selbſterkenntniß, der Lebensklugheit und jener ſtufenweiſen Verbeſſerung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen dieſen Gemälden erwarten können, ſchlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: ſo würden unſere Menſchenmaler ſich weder wiſſentliche Verſchönerung, noch vorſetzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenſtandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beſchreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforſcher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren: wo es keinem einfällt, zum Beiſpiel den Uhu häßlicher oder den Auerhahn ſchöner vorſtellen zu wollen als er iſt. Groteske Caricaturen müßten ſelbſt dem Satyriker — dem ſtrafenden wie dem ſcherzenden — unterſagt ſeyn. Der Vorwand, daß man gewiſſe Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als gültig *angenommen werden.* Uebertriebene Zerrbilder können nur

Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin ſelbſt anführten, niemanden beſſern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlaſſen, daß der Deus in nobis — dieſer unbeſtechliche Richter in unſerm Buſen, der uns, je nachdem wir's verdienen, billigt oder tadelt, entſchuldigt oder verdammt — auch die verzärteltſte Eigenliebe nöthigen werde, ihre Geſtalt, wie häßlich ſie ſeyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo unterſcheiden Sie die Caricaturen in wahre, wo der Maler die verunſtaltete Natur bloß abbildet, wie er ſie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer beſondern Abſicht die Ungeſtalt ſeines Gegenſtandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur ſo analoge Art dabei zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloß phantaſtiſche, oder eigentlich ſogenannte Grotesken, wo der Maler, unbekümmert um Wahrheit und Aehnlichkeit, ſich (wie etwa der ſogenannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläßt, und durch das Uebernatürliche und Widerſinnige ſeiner Hirngeburten bloß Gelächter, Ekel und Erſtaunen über die Kühnheit ſeiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erſte Art von Caricaturen, weil ſie zwar verunſtaltete Natur, aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweite und dritte (die im Grunde nur weniger oder mehr verſchieden ſind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur ſehr wohl verſtanden, ſondern berichtigen auch durch dieſe dreifache Eintheilung der Caricaturen, was ich vorhin nicht beſtimmt genug davon geſagt hatte.

Der Pfarrer. Ich bekenne mich aus voller Ueberzeugung zu Ihrer Meinung über dieſe Materie; und ich bin ſo weit entfernt, die Caricaturen von der zweiten Claſſe durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Laſters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimteſten und wildeſten Grotesken für weit unſchuldiger halte, als gewiſſe Hogarthiſche Caricaturen. Denn, wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo ſagt,*) „daß noch kein Maler den Menſchen je ſo ſchön oder ſo ſchlecht gemalt habe, als er ſey oder ſeyn könne" (ein Satz, deſſen Wahrheit mir ſehr zweifelhaft ſcheint), ſo bliebe doch immer eben ſo wahr, daß ſo abſcheulich zerrüttete, ſo ganz und gar durchteufelte Menſchen, wie einige Hogarthiſche augenſcheinlich ausſehen, wenigſtens äußerſt ſelten ſind. Ein jeder frage nur ſich ſelbſt, ob er nicht in ſeinem Leben zehn Geſichter, die neben den beſten in der Lavateriſchen Sammlung ſtehen dürften, geſehen habe, gegen ein einziges, das den ſchlimmſten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bei ſehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber ſolche Ungeheuer ſo ſelten; iſt es richtig, daß auch die wenigen von dieſer Art, die auf dem ganzen Erdboden zerſtreut ſeyn mögen, das Tageslicht ſcheuen, und den Augen der beſſern Menſchen ſelten ſichtbar werden: wozu ſollt' es nützen, ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen? Wer ſoll durch ihren Anblick beſſer werden? — Die Guten? — Ich geſtehe, daß ich nicht begreife, wie dieß zugehen ſollte. Mich wenigſtens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menſchen unendlich mehr als der Anblick eines ſchlechten. — Die Böſen oder die Halbguten? — Dieſe gewiß noch weniger.

*) *Phyſiognomiſche Fragmente*, 1 Bd. S. 85.

Denn nicht nur ihre Eigenliebe, ſogar ihr Gewiſſen ſagt es ihnen, daß ſie ſo ſchlimm nicht ſind, wie dieſe Verruchten. Der Gedanke, daß es ſolche Ungeheuer gibt, macht ſie alſo mit ihrer eigenen Ungeſtalt nur deſto zufriedener, und ſie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häßliches Geſicht neben einem viel häßlichern beinahe ſchön wird. Ich kann alſo nicht finden, wozu dergleichen Caricaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menſchlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber ſelbſt, Schande zu machen.

Es geſchieht unzähligemal unter Perſonen, die miteinander über Gegenſtände, die ſich nicht vollkommen beſtimmen, und folglich weder meſſen noch ausrechnen laſſen, discuriren, daß ſie in Worten einig, und dennoch in dem, was ſie bei dieſen Worten denken, weit von einander ſind. Dieß mochte wohl öfters der Fall zwiſchen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unſrer beiden Unterredungen geweſen ſeyn; gewiß war's im Betreff der Hogarthiſchen Caricaturen ſo, auf die der gute Mann einen großen Groll hatte, ohne den Grund davon ſich ſelbſt recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloß, weil er ſich ſchon lange her angewöhnt hatte, die Menſchen für beſſer zu halten, als ſie, im Durchſchnitt genommen, jemals geweſen ſeyn mögen; — welches denn bei einem ſo gutherzigen Manne, der ſo wenig von der Welt geſehen, und ein ſo einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir ſtritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu ſeiner Eintheilung der Caricaturen, in wahre, übertriebene und phantaſtiſche, ſelbſt den Anlaß und Wink

gegeben, und ſie daher auch ohne Widerſpruch gelten ließ, ſo war doch meine Meinung gar nicht, ihm ſo leicht einzugeſtehen, daß die Hogarthiſchen Caricaturen auf der neunten Tafel (S. 100) in Lavaters phyſiognomiſchem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und alſo unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menſchenkenntniß nichts beitragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater ſelbſt beſtätigte ſein Urtheil, da er von dem Geſichte Nr. 3 in der oberſten Reihe ſagt:

„Wenn Hogarth dieß Geſicht geſehen, und dieſe Stellung copirt hat, ſo iſt das Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat er's erſchaffen, ſo iſt Hogarth — (ſelbſt ein Teufel ſchwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hat's zuſammengedichtet aus vorhandenen Geſichtern, und ſo iſt er und das Menſchengeſchlecht gerettet.“

Denn (ſagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieß abſcheuliche Geſicht zuſammengedichtet hat, ſo iſt es als Individualgeſicht übertrieben: etliche Böſewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie iſt ein einzelner Menſch Teufel genug geweſen, ſo auszuſehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Geſichtern, deren jedes lange nicht ſo abſcheulich ausſah, dieſe ſcheußliche Teufelslarve zuſammengeſetzt, und einem einzelnen perſönlichen Menſchen, der unter andern nach dem Leben geſchilderten höchſt verdorbenen Scheuſalen ſeine einzelne Rolle ſpielt, angedichtet. Er hat alſo dieſes entſetzliche Bild wirklich erſchaffen (denn wie kann der Menſch anders erſchaffen als durch Zuſammenſetzen, Vergrößern und Verkleinern?), und ſich alſo wirklich an der menſchlichen Natur verſündiget, weil er uns durch die ſtärkſte ſinnliche Darſtellung verleitet, ſie für verdorben genug zu halten, *einen ſolchen* Teufel hervorbringen zu können.

Ich erwiederte: bei Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daß er es selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Caricaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äußerst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, daß ein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag (fuhr ich fort), davon bin ich überzeugt, daß die scheußlichste Hogarthische Caricatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nämlich; der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — Sobald es einen Menschen gibt, der fähig ist einen Christus zu geißeln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muß noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheußliches (zumal in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth copiren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniß, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurücklassen mußten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Maler, wie groß er auch *seyn, könnte* das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in *der Natur* selbst seyn muß, zusammenfassen und hinstellen? —

Und gleichwohl iſt dieſer Menſch, ſo ſehr er Scheuſal iſt, kein Teufel — denn er iſt ein Menſch. Oder können wir zweifeln, ob es ſolche Menſchen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchſten Verwilderung der Menſchheit, oder der äußerſten Verderbniß derſelben durch den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, gibt noch ſolche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unſers Jahrhunderts die Menſchheit herabziehen werden. *) Hogarth iſt alſo gerechtfertiget. —

Auf Unkoſten der menſchlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? verſetzte ich: die Wahrheit iſt auf ſeiner Seite; und die menſchliche Natur gewinnt am Ende eben ſo viel dabei, als ſie verliert. Denn die Menſchheit könnte nicht ſolcher Herrlichkeit fähig ſeyn, wie ſie iſt, wenn ſie nicht ſolcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herabſinken, wenn ſie nicht zum Engel emporſteigen könnte.

Gut, ſagte der Pfarrer; aber wenigſtens werden Sie mir doch zugeben, daß ſolche menſchliche Ungeheuer höchſt ſelten ſind, und daß ihre Abſchilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und alſo beſſer gar unterbliebe.

Ich habe Verſchiedenes gegen Ihre Vorderſätze einzuwenden (erwiederte ich), und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beiſpielen in unſern Zeiten geſehen und gehört haben, die Geſchichte hinzunehmen, ſo wird ſich finden, daß die menſchlichen Ungeheuer, die mit Ho-

*) Eine Vorherſagung, die im vierten und fünften Jahre der Franzöſiſchen *Revolution* nur zu ſehr in Erfüllung gegangen iſt. W.

garths Caricaturen um den Vorzug der Häßlichkeit ſtreiten können, ſo gar ſelten nicht ſind. Und daß ſie noch ſo ſelten ſind, liegt mehr an den äußern Umſtänden, als an der innern Verkehrtheit mancher Menſchen. — Doch ſelten oder nicht, mehr oder weniger, genug ſie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menſchenfreundlicher Abſicht ſchildern wollte. Ohne ſie würde ſein moraliſches Gemälde kein Ganzes ſeyn. Geſetzt auch, daß weder die Guten noch die Böſen dadurch beſſer werden; gibt es nicht zwiſchen beiden äußerſten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menſchen, von welchen ſich hoffen läßt, daß ſie beim Anblick ſolcher Scenſale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was ſie ſelbſt noch werden könnten, erſchrecken möchten? Und iſt dieſes Schrecken, dieſes Schaudern, ohne welches man die Geſtalten nicht anſehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit ſolchen Ungeheuern nur den ſchwächſten Charakterzug gemein haben, wenn er's verhindern kann? Wer erſchräcke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu ſeyn? „Wer würde (wie Lavater ſagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heißen können, um einer ſolchen Geſellſchaft zu entrinnen?" — Dieß ſind Gefühle und Gedanken, deren man ſich beim Anblick dieſer höchſt verderbten Menſchen ſchwerlich erwehren kann; und wenn dieß iſt, welchen größern moraliſchen Nutzen können wir von einem Gemälde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein geſunder und nicht ſtarrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieſer Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daß ſich das Nämliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche, aber wahre moraliſche Caricaturen in Handlung darſtellen

und nach ihrem Innern ſchildern, ſagen laſſe; und daß es des Leſers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld ſey, wenn er die Abſicht des Dichters, oder die Ausführung ſelbſt, ſchief, und noch dazu durch ein falſches Medium und in widrigem Lichte anſieht, und dieſem falſchen Anblick zufolge verdammt, was er, wenn er richtig geſehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff dieſe Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur ſchleunigſten Rückreiſe an ſeinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns geſehen hatten, ſehr gute Freunde geworden. Es iſt doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angeſicht zu Angeſicht! rief er aus, da wir uns ſcheiden mußten. Wie viel berichtigt ſich da in einer einzigen Viertelſtunde! — Er ſchien ſich ungern ſo bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Converſationen, und in ſeiner ganzen Gegend war, außer zwei oder drei wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der ſich die ſeinige hätte beſprechen können. Ueberdieß intereſſirten ihn die Gegenſtände unſerer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch Verſchiedenes in petto, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm verſprechen, daß ich in einen Briefwechſel mit ihm treten, und ihm beſonders über die äſthetiſch-moraliſchen Probleme, deren ich zu Ende unſrer erſten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung ſchriftlich mittheilen wollte. Und ſo umarmten wir einander und trennten uns für dießmal.

X.

Xantippe.

1800.

Was der junge Lamprokles in dem Gespräch mit seinem Vater Sokrates (Xenoph. Mem. Socr. 2, 2.) von dem unerträglichen Wesen seiner Mutter sagt, bestätigt Aeschines, einer der wärmsten Anhänger des Sokrates, durch die Frage, die er in Xenophons Gastmahl an seinen Meister thut: „Wenn, wie du sagst, ein Mann seine Frau bilden kann wie er will, Sokrates, warum hast denn du die deinige, die von allen Widerbellerinnen, die ehemals lebten, jetzt leben und künftig leben werden, die unerträglichste ist, nicht zu einem zahmern und mildern Wesen umgebildet?" — Aber die scherzhafte Wendung,*) wodurch Sokrates eine directe und ernsthafte Antwort auf eine so unbescheidene Frage ablehnt, ob sich gleich aus ihr schließen läßt, daß er die gute Xantippe von dieser Seite für unverbesserlich gehalten habe, sagt doch deut-

*) Wiewohl eine Menge platter Herren, die seiner Antwort erwähnen, sie für bittern Ernst nehmen.

ich genug, daß er selbst sich sehr wohl mit ihr habe vertragen können; und der Begriff, den man sich aus der Unterredung mit seinem Sohne von ihr zu machen bewogen wird, scheint mir nicht nur jene Verträglichkeit ganz begreiflich zu machen, sondern überzeugt mich sogar, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn gelaugt hätte, und ihm sogar für die Aufrechthaltung seines Hauswesens unentbehrlicher gewesen wäre als sie.

Xantippe scheint mir, bloß nach ihrem vornehmen Namen *) zu urtheilen, aus einem guten Hause in Athen gewesen zu seyn; aber vermuthlich ohne Vermögen, was sehr häufig der Fall aristokratischer Töchter zu Athen war, dafür aber, was nicht häufig der Fall war, so häuslich und wirthschaftlich erzogen, daß Sokrates, dessen ökonomische Umstände sehr übel zu einer Dame, wie etwa die Gemahlin des ehrlichen Strepsiades in den Wolken war, gepaßt haben würden, große Ursache hatte sich in ihr glücklich zu preisen. Ich stelle sie mir nach einem Winke, den Sokrates in dem genannten Gespräch hierüber zu geben scheint) als eine Frau aus der Classe der Männinnen vor, die den Mangel an zarter Weiblichkeit und Grazie durch eine stattliche Amazonengestalt und eine derbe

*) Nach Gewohnheit der Athener bekam sie den Namen Xantippe entweder ihrem Vater, oder dem Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite, zu Ehren, deren einer Xantippos hieß; und daß dieß ein adeliger Name war, erinnern wir uns aus der ersten Scene der Wolken. Der Vater des Perikles führte diesen Namen, und es wäre nicht unmöglich, daß Xantippe eine Anverwandte von ihm, und dieser Umstand die Veranlassung gewesen wäre, daß Sokrates in seinen jüngern Jahren den Zutritt im Hause des Perikles erhielt, und mit Alkibiades, dem Neffen dieses großen Staatsmanns, *in so vertrauliche* Bekanntschaft gerieth.

rüstige Leibesbeschaffenheit ersetzen; von raschem, leicht aufbrausendem Temperament, etwas streitlustig und gern das letzte Wort behaltend; übrigens eine fleißige, emsige, auf alles aufmerksame, streng über gute Zucht und Ordnung haltende Hausmutter, die ihre liebe Noth mit drei solchen jungen Bengeln hatte, wie ich mir die Söhne des Sokrates vorstelle, und täglich Gelegenheit genug bekommen mochte, sich über ihre Unarten zu ereifern. Denken wir uns noch die sehr knappen Umstände eines Gelehrten hinzu, der weder Geld verdienen wollte, noch sonst auf eine zulängliche sichre Einnahme rechnen konnte, und wie viele Sorgen eine brave Hausfrau in einer solchen Lage hat, um die Oekonomie im Gange zu erhalten, ohne einem Manne wie Sokrates mehr zuzumuthen als recht war; so begreift man um so leichter, wie eine Frau, auf welcher so viele Sorgen liegen, zu einer habituellen Säure kommen kann, die nur kleiner Veranlassungen nöthig hat, um alle Augenblicke in ungestüme Hitze aufzubrausen, und ihrer übeln Laune durch Brummen und Schelten Luft zu machen. Sokrates, der ohnehin nicht viel zu Hause war, konnte sich, bei seiner ihm eigenen Kälte und Gleichmüthigkeit, leicht gewöhnen, den Rauch um des Feuers willen zu ertragen, und einer Frau, die so wesentliche Verdienste um ihn hatte, einige, wiewohl sehr beschwerliche Fehler, ihrer guten Eigenschaften wegen zu übersehen: aber von einem jungen Menschen, wie Lamprokles, der sich wahrscheinlich mehr auf seinen Vater einbildete als er durch seine wenige Aehnlichkeit mit ihm berechtigt war, und der (wie Herr Weiske*) wohl bemerkt) einen guten Theil von einer Mutter

*) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Sokratischen Denkwürdigkeiten.

geerbt haben mochte, war eine so weise Mäßigung nicht
warten, und Sokrates fand es daher für nöthig, ihn
Kindespflicht mit Nachdruck und durch solche Vorstel-
n zu erinnern, die, wofern nur etwas Gesundes an
n Kopf und Herzen war, wenigstens einen ernstlichen
h sich zu bessern bei ihm wirken mußten.

Anhang.

Neujahrwunſch.

1774.

Zum neuen Jahre Wünſche machen
Soll euch Merkur? Wohlan, es ſey!
Die Mode will's. Sie zu belachen
Steht zwar dem weiſen Manne frei;
Nur daß er nicht zu weiſe ſey
Sie lachend gleichwohl mitzumachen!
Zwar iſt, ich ſag' es ohne Scheu,
Von allen weſenloſen Sachen
Womit wir bis in Charons Nachen
Uns unterm Mond zu ſchaffen machen,
Nichts Weſenloſer's als ein Wunſch.
Und wenn bei ihrem Nektar-Punſch
Die Götter unſrer Wünſche lachen,
So haben ſie, beim Kaſtor! recht.
Du ſchöne Harmonie der Sphären,
Wo bliebſt du, würde Zeus dem irdiſchen Geſchlecht
Nur Einen Wunſch auf jeden Kopf gewähren?
Nur Einen Wunſch — (wenn's euch gefällt
Fragt Eulern oder Pater Hellen!)
Mehr braucht es nicht, um eine Welt
Wie *unſre auf den Kopf* zu ſtellen.

Zum Glück für uns und für die Welt
Fällt aller unſrer Wünſche wegen
Kein Flöckchen Schnee, kein Tröpfchen Regen
Mehr oder weniger als fällt,
Wenn wir uns auf die Ohren legen
Und laſſen alles ſich bewegen,
Wie es dem lieben Gott gefällt.

Der Menſch hat ſeinen Kreis zum Wirken,
Und weh uns, wenn wir, ſtatt zu thun
Was unſers Thuns iſt, gleich den Türken
Auf einem Sopha gähnend ruhn,
Und hoffen, während daß wir zu den Engeln lachen,
Es werd' etwa ein Geiſt der Lampe *) rüſtig ſeyn,
Und unſre Arbeit für uns machen.
Verlaßt euch drauf! Er wird ſo gütig ſeyn
Und ſeiner Wege gehn. Gerad' in dieſem Falle
Schlägt, glaubet mir, das Sprüchwort ein:
Für ſich ein Jeder, Gott für Alle!

Bei allem dem geſteh' ich ein,
Von allen unſern Albernheiten
Hat dieſe Wünſcheſucht am wind'ſten zu bedeuten.
Was man ſich wünſchet, hofft man gern,
Und iſt die Hoffnung nicht des Lebens Angelſtern?
Noch mehr, ein Wunſch, den wir verſchenken,
Iſt eine Art Wohlthätigkeit,
Falls euch beliebt hinzuzudenken,
Der Wünſcher wäre ſehr bereit,

*) ins Zauberlampe.

Denn er der große Mogul wäre,
Noch mehr zu thun; — und kurz und gut,
Ein frommer Wunsch, bei warmem Blut,
Macht immer unserm Herzen Ehre.

Wohlan! was wünsch' ich denn — an diesem ersten Tag
Des Jahres, da man zählen mag
Von unsers Herrn Geburt Eintausend Siebenhundert
Und vier und Siebenzig — der werthen Christenheit?
Ich sehe wohl, die Deutschen wundert,
Wie dieß sich enden wird? Verzeiht
Wenn es zu lange währt! Ich lieb' in allen Sachen
Den nächsten Weg, wiewohl er zweimal oft so weit
Als jener ist, den andre Wandrer machen.
Ein guter Weg ist einen Umweg werth,
Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt. *)

Ihr kennt ja, denk' ich, die Töchter Schah Bambos, die
Collfischetten,
Die Schattulliösen, Dindonetten,
Und Blaffardinen, und wie die Chronik weiter sie nennt,
Die, einem Orakel zufolge, die ganze Welt durchrennt,
Vom Indus bis ins Land der Neger und Mulatten,
Zu suchen — und was? Natürlich, was sie nicht hatten.
Nun, däucht mich, wäre dieß ein Wunsch für jedermann:
Was einer nicht hat, ist just, was man ihm wünschen kann.

So wünsch' ich denn uns allen mit einander
Zufriedenheit, der Güter höchstes Gut!

*) In Emilia Galotti.

Den Galliern Geduld, den Polen frohen Muth,
Den Deutſchen attiſch Salz, den Britten leichtes Blut,
Europen keinen Alexander,
Und Alexandern eine Welt,
Nur weit genug von der, worauf wir Armen ſchleichen!
Den Zwölfen, deren Hand der Parzen Scheere hält, *)
Sich ſtets in Güte zu vergleichen;
Dem Deutſchen Bunde keinen Feind,
Dem beſten Kaiſer ſeinesgleichen,
Und jedem Fürſten einen Freund;
Den Philoſophen etwas Zweifel
An eigener Unfehlbarkeit;
Der Prieſterſchaft viel Duldſamkeit,
Und den Verdammungsgeiſt zum T..l!
Den Schulkathedern Mutterwitz,
Den Klöſtern keine Fraticelli; **)
Und auf Sanct Peters heil'gem Sitz
Stets einen Papſt wie Ganganelli.
Den Dichtern viel Philoſophie,
Und ſehr viel Schlaf den Dichterlingen,
Und, heilt nichts ihre Phreneſie,
Die Kunſt in ſich hineinzuſingen.
Den Kritikern ein kleines Ohr,
Das deſto feiner hört und richtet;
Und Eicheln g'nug dem Barbenchor,
Das ſich und uns zu Gothen dichtet.
Den Sängern mehr Gefühl als Kunſt,

*) Den Europäiſchen Mächten nach damaliger Statiſtik, mit Anſpielung auf die 12 Olympiſchen Götter.

**) S. Bayle unter dieſem Artikel.

Malern reizende Modelle,
keiner Lais Fürſtengunſt,
jeder Schönen eine Seele.
Großvezieren Menſchlichkeit,
Freiheit den Kosmopoliten;
n Höfling niemals lange Zeit,
ach! Verſtand den Abderiten!
jedem Autor einen Kopf,
Langſamkeit den Recenſenten,
ſeinen Deckel jedem Topf,
dem Merkur viel Abonnenten.

An Amelia Tischbein. *)

1775.

Der Grazien jüngste zu schildern
Ergriff Amelia
Den Crayon; ein Himmel von Bildern
Stund vor ihr da.

Und aus dem Land der Ideen
Bringt ihr — so glaubt sie zu sehen —
Das Urbild Amor herab.
Und unter Ihrem Finger
Sehn Schwester Pasitheen
Die Liebesgötter entstehen.

O, ruft die geflügelte Schaar,
Sie ist es ganz und gar!
Dieß sind sie, die Herzenbezwinger,
Die Augen voll süßer Gefahr!

---

*) Die Tochter des Rathes und Professors J. Heinr. Tischbein zu Kassel hatte sich im J. 1775 zu Weimar aufgehalten, und daselbst auch Wielands Bekanntschaft gemacht. Nach ihrer Zurückkunft in Kassel übersandte sie dem Dichter als ein Andenken ihr von ihr selbst gezeichnetes Bildniß, und er dankte ihr durch diese Zeilen.

Die Stirne! der Mund! die Wangen!
Man kann nichts Gleicher's verlangen!

Soll ich, ſprach Cypripor,
Euch meine Liſt geſtehen?
Ich hielt, ſtatt Paſtheen,
Ihr einen Spiegel vor.

An Psyche. *)

1776.

Verwünscht! in welchem Gesicht
Dieß Rütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch sah ich euch kaum!
Wo seyd ihr? Ach Psyche,
Es war nur ein Traum!
O laß dir'n erzählen
Den herrlichen Traum!

Mir träumt, auf einem Muschelwagen
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus gespannt,
Würd' ich auf Wolken dahergetragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stand vor der Muschel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienstab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt' ein Nebel um Thal und Hügel;

*) Dieselbe Julie-Psyche, für welche Wieland sein Gedicht: „die erste Liebe," gedichtet hatte. S. Bd. 10.

Wir ſchwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da ſtand auf einmal ein Feenſchloß
Vor meinen Augen. Erdwärts ſchlüpfte
Der Wagen; ich ſprang herunter, hüpfte
Dem Schloſſe zu, fand offen die Pforte,
Stieg — Doch wozu ſo viele Worte?
Der Himmel weiß, wie mir geſchah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rathe, wen ich zum erſten ſah
An dieſem zauberiſchen Orte?
O Freude! Pſyche auch Du warſt da!
Kamſt lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, Du Grazie — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun,
Trotzig und lieblich anzuſchaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte ſich koſend wie Leda's Schwan
An deinen ſanften Buſen an.
Ein edler Ritter ſtand dabei,
Tapfer und bieder, wahr und treu,
Dem ſah man an den Augen an,
Daß er das Beſte dabei gethan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener ächten Jungfrauen-Art,
Die ohne ihr Beſtreben noch Sinnen
Ganz ſachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünſtelt, gut und rein,
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen,
Und in der Stille ſich begnügen,
Was andre ſcheinen wollen, zu ſeyn.

Von der Fee des Orts, ſag' ich Dir nichts.
Die iſt und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geiſt und Herz ſtets groß und kräftig,
Das Gute zu wirken ſtets geſchäftig,
An Reiz ein Weib, ein Mann an Muth,
Ruhig und ſanft, wie Aetna's Glut,
Ein Marmorbild bei eignem Leiden,
Und immer glücklich in andrer Freuden.
Allein, wozu noch Waſſer ins Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt ſie mehr
Als Du? — Nun denke, wie ſelig ich war!
Wie alles ſo ſchön, ſo heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär',
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die ſüßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einſt zugleich
In dieſem kleinen Himmelreich
Genoſſen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all' mein Weſen wieder erklungen!
Und, Pſyche, fühle dazu! es war
Der erſte Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert ſeligen Tagen
Die Ahnungen eingewickelt lagen!
Und als wir nun ſo um und um,
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geiſter im Elyſium!
Auf einmal ſtand in unſrer Mitten
Ein Zaubrer! *) — Aber, denke nicht,

*) Goethe.

Er kam mit unglückſchwangerm Geſicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein ſchöner Herenmeiſter es war,
Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geiſterkönig, daher;
Und niemand fragte, wer iſt denn der?
Wir fühlten beim erſten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unſern Sinnen,
Durch alle unſre Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gotteswelt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ſo ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!
Das laß mir einen Zaubrer ſeyn!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verſchwunden
Und wieder Augenblicke, ſo reich!
Am innern Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt im Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen?
In ſüßern Thränen zerſchmelzen das Herz?

Wer aus der Seelen innerſten Tiefen
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

O welche Geſichte, welche Scenen,
Hieß er vor unſern Augen entſtehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu ſehn,
Wir ſahn! Wer malt wie er? So ſchön,
Und immer ohne zu verſchönern!
So wunderbarlich wahr! So neu,
Und dennoch Zug vor Zug ſo treu?
Doch wie, was ſag' ich malen? Er ſchafft,
Mit wahrer mächtiger Schöpferkraft
Erſchafft er Menſchen; ſie athmen, ſie ſtreben!
In ihren innerſten Faſern iſt Leben!
Und jedes ſo ganz es ſelbſt, ſo rein!
Könnte nie etwas anders ſeyn!
Iſt immer ächter Menſch der Natur,
Nie Hirngeſpenſt, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überſpanntes Ideal!

Noch einmal Pſyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunſt vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was es ſey nun ganz empfunden,
Wie wurd' er ſo ſchnell uns wieder neu!
Entſchlüpfte plötzlich dem ſatten Blick
Und kam in andrer Geſtalt zurück;
Ließ neue Reize ſich uns entfalten,
Und jede der tauſendfachen Geſtalten

So ungezwungen, so völlig ſein,
Man mußte ſie für die wahre halten!
Nahm unſre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu ſehen,
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um ſeine Axe zu drehen.

O Pſyche, warum iſt unſer Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In ſeligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberiſche Traum!
Und ich — wie weit von Dir verſchlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch luftiger Wolken Höh'
Leichtſchwebend von Amors Tauben getragen,
Bezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Froſt gezwickt,
Und immer weiter — Dir entrückt!

Zwar ſaß in dieſen Fährlichkeiten
Mir unſer Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Noſtradamus! Er konnt', ums Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da ſaßen wir große Geiſter, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären,
Und (unſern Genienſtand in Ehren!)
An Leib und Seele ſehr contract,
Und *gähnten einander an* im Tact.

Und ſtell' dir vor (dieß iſt kein Scherz!)
Daß ich, trotz meiner dicken Kruſte
Von Froſt und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Mährchen erzählen mußte! *)

---

*) Zur Erklärung dient folgende Stelle aus einem Briefe Wielands an Sophie la Roche vom 11 Jan. 1776. „Drei wonnigliche Tage, die erſten in dieſem Jahre, haben wir zu Staden bei der Frau von *** (Gräfin von Görz?) und meiner Julie gelebt. Goethe war ſo gut, ſo lieb, ſo unſäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden."

La Philosophie endormie.

1778.

Ein bekanntes Franzöſiſches Blatt nach Greuze, das weder mehr noch weniger als eine gute dicke Hausfrau en Dormeuse, die über ihrer Nätherei in einem Lehnſtuhl eingeſchlafen iſt, vorſtellt, und unter welches dem Kupferſtecher, Gott weiß warum? vermuthlich um das Blatt dadurch verkäuflicher zu machen, den ſinnreichen Titel: La Philosophie endormie, zu ſetzen beliebte, hat zu dieſem Schwank (wie's Hans Sachs nennt) in einer kleinen Geſellſchaft Anlaß gegeben. Der Gedanke, die Modephiloſophie unſrer Zeit ſchlafend vorzuſtellen, ſchien alles Beifalls würdig: aber der Einfall, ſie in eine dicke phlegmatiſche Hausfrau zu verwandeln, wurde deſto platter gefunden. Man glaubte, ſie würde in Geſtalt einer nach der neueſten Mode galantiſirten Pariſer Fille ſich beſſer ausnehmen und richtiger charakteriſirt ſeyn; und es wurde beſchloſſen, ſie umzuſchaffen, ungefähr ſo wie ſie hier beſchrieben wird.

Erſte Scene.

Ein Saal, an den eine Art von Boudoir ſtößt, wovon die Thür etwas mehr als halb offen iſt. Die Philosophie endormie liegt im Boudoir auf einer Bergère in einer ſo galanten Attitude als man ſich denken will.

Der **Abbé**, der **Mylord**, der **Marquis**, der **Baron** (ein Deutſcher) und der **Chevalier** treten mit ziemlichem Geräuſch in den Saal. Die Frage: wie und warum ſie hineingekommen? wird verbeten; genug daß ſie drinnen ſind.

(Die Scene iſt in einem Hôtel garni.)

Der Abbé
(indem er die Schläferin gewahr wird, zum Mylord und Baron).

Sachte, ihr Herren au gros Bon-Sens,
ein wenig ſachte, darf ich bitten!
Ihr könntet mit euren plumpen Tritten
die Dame wecken, die dort — ſo lang
ſie iſt, in ihrer gebüfften Bergère
nach einem kleinen Komusfeſt
den Schlaf ſo wohl ſich ſchmecken läßt.

Der Baron (hinzuſchleichend).

Sie ſcheint nicht übel, bei meiner Ehre!

Mylord (wirft einen Blick auf ſie).

Für eine Kupplerin ziemlich jung!

Der Chevalier.

Ein wenig welk, doch gut genung
für einen Ausflug nach Cythere.

Baron.

Möchte wohl wiſſen wer ſie wäre.

Mylord.

Sie wird wohl von der Oper ſeyn.

Der Marquis

(lachend, als ob der Mylord eine Sottiſe geſagt hätte).

Ja doch! da ſchliefe ſie gleich allein!

Mylord.

Vor mir kann ihre Tugend ſchnarchen,
So laut ſie will — ich wecke ſie nicht!

Der Abbé (faisant la petite bouche).

Die Herrn ſind ſtrenge Ariſtarchen!
Ich dächte doch, ihr Air verſpricht?

Der Chevalier.

In dieſen langen Wintertagen
iſt einer oft über weniger froh.

Der Marquis.

Fy! ſolchen Espècen nachzufragen!
's iſt keine femme comme il faut!

Der Abbé.

Ich will's den Herren auf einmal ſagen —
Parbleu! es iſt — die Philoſophie!

Mylord.

Ah! reſpectabel! das hätt' ich nie
errathen! — Die Philoſophie?

Der Abbé.

Nichts anders, Mylord — et endormie
comme vous voyez.

Mylord (mit großem Phlegma).

Endormie

Natürlich! La Philosophie endormie —
't is plain!

Der Abbé.

In einem negligé
couleur de puce en couches —

Mylord.

Zum Henker!

Der Abbé.

Garnirt mit soupir étouffé —

Der Marquis.

Qu'y a-t-il là pour tant se récréer?

Mylord.

Nun laßt mir alle eure Denker
kommen! — Die ſchöne Philoſophie
à la façon de Barbarie!

Der Chevalier.

Au moins l'Allégorie
n'y manque pas. Wie viel esprit
auf ihrem Kopfe!

Mylord.

Beſſer für ſie,
ſie hätt' ihn drinn!

Der Marquis.

Das wäre platt!
Jede petite bourgeoise hat
den ihrigen dort.

Der Chevalier.

Messieurs, ich dächte
Die Damen bedienen ſich ihrer Rechte;
Es iſt am Ende Liſt wider Liſt.
Esprit und Eleganz und Schimmer,
ce Frillant, cet-enfin was Ihr wißt,
Uns gibt's der Schneider; dem Frauenzimmer

gibts die Coëffeuse. Eh bien, was iſt
dagegen zu ſagen?

Mylord.

Man läßt ſich bedeuten!
Es iſt im esprit d'économie
von unſern aufgeklärten Zeiten.
Il y a du Calcul là dedans.
Ich find' es herrlich. Jedermann
verſieht ſich mit den Nothwendigkeiten
des Lebens ſo wohlfeil als er kann.

Der Abbé.

Und ſehn Sie nur das air de Fée,
das air — von Geiſt, von Leichtigkeit,
von reizender Wackelhaftigkeit,
das air de Sylphide? —

Mylord.

O ja, ich ſehe,
ich ſehe was zu ſehen iſt,
und freue mich deſſen was ich ſehe,
als wär' ich — ein Oekonomiſt.
Denn ſehn Sie, wenn Ein grain de folie
ſchon glücklich macht: wie glücklich muß
die Welt nicht werden vom Ueberfluß,
de ce grain - là! — Die Zeit der Kühe
des alten Pharaons am Nil
iſt gegen die unſrige Kinderſpiel!
Doch, auf die Philosophie endormie
zurückzukommen —

Der Baron.

Viel Danks, Mylord
für *die Zurückkunft.* (Er lacht laut.) Auf mein Wort,

wir alle möchten die Dame näher
kennen lernen — (Zum Abbé.) Monsieur Fatras,
Sie ſind ja wohl ein Geiſterſeher?
(Er lacht noch lauter.)
Sie könnten uns von der Erſcheinung da
vermuthlich die beſte Nachricht geben!
Ich ſeh' ſie heut in meinem Leben
zum erſtenmal. — Hab' ehmals zwar
als Schüler von unſerm Ludimagister
von ihr gehört. Er ſprach als wüßt' er
ſehr viel davon. Allein, es war
wohl eine andre — oder er kannte
ſie auch vom Hörenſagen nur.
Was er Philosophiam nannte
war eine gar wichtige Infante!
Sie hätte, ſagt' er, die wilde Natur
zuerſt gebändigt und überwunden,
und in der Körper- und Geiſterwelt
und in der — was weiß ich welcher? — Welt
alles gar nett zuſammengebunden,
und Städte gebaut, das erſte Geld
gemünzt; Kirchen und Schulen beſtellt,
kurz alles gethan und alles erfunden,
ſagt' er —

Mylord.

Mein Herr von Trutenhahn,
der Ludimagister war ein — Lümmel,
und wußte nicht was er ſagte. Beim Himmel,
ſie hat, ſeitdem ſie athmen kann,
von allem dem juſt — nichts gethan.

Der Baron
(mit einer politiſchen Miene und ſehr laut ſchreiend).
Ich ſagte ja gleich, es müſſe noch eine
Philoſophie ſeyn —

Der Abbé.
Nicht ſo laut! —
Nein, Herr Baron, es gibt ſonſt keine;
in tauſend Geſtalten iſt's immer nur Eine.
Da ſitzt ſie in ihrer erſten Haut!
Hat freilich in ihren Lebenstagen
noch keinen Gänſeſtall gebaut;
(das können ſie kecklich weiter ſagen!)
noch jemals was erfunden — als
das Farbenclavier, und allenfalls
die Waſchmaſchine — Ihrenthalben
möchten wir noch auf Vieren gehn,
und Gras mit unſern Zähnen mähn,
und uns mit Thran und Schaffett ſalben.
Wohl uns, daß — wie bei jedem Thier —
Inſtinct und Glück das Beſte thaten
im Drang der großen Noth uns rathen
zu helfen. Denn ma foi, hätten wir
die Künſte lernen ſollen von ihr,
wir könnten noch keinen Apfel braten!
Die Kunſt zu träumen bei hellem Tag,
und Fliegen zu fangen und Sterne zu zählen,
iſt alles womit ſie groß thun mag!

Der Baron.
Nun möcht' ich doch, bei meiner Seelen,
begreifen, wie ſie zu ihrem Credit
gekommen *ſeyn kann* —

Der Marquis (zum Chevalier).

Gehſt du mit?

Der Chevalier.

Où?

Der Marquis.

Zur Comtesse de la Chouette.

Der Chevalier (avec un air fin).

Ja, wer nicht was Beſtelltes hätte.

Der Marquis.

Mylord, j'ai l'honneur — Herr Baron, Ihr Diener.

Der Baron.

Wie? Sie gehen ſchon?
Ich wollte mir nur erzählen laſſen —

Der Marquis.

Grand bien Vous fasse, Herr Baron!

(Er geht mit dem Chevalier hüpfend und pfeifend ab.)

Zweite Scene.

Der Abbé.

Sie ſollen bedient ſeyn, Herr Baron;
Wir wollen uns kurz zuſammenfaſſen!

Mylord

(wirft ſich in einen Lehnſtuhl, ſchlägt die Beine über einander, und ſieht aus, als ob er ſehr ſcharf an — nichts denke, und gar nicht Acht gebe, was die Andern ſagen.

Der Baron.

Nach Ihrer Bequemlichkeit, l'Abbé.
Ich wüßte doch bis zum souper
ſonſt nichts zu thun — (ſieht nach der Uhr) erſt ſieben Uhr;

ien — (er gähnt) contez, contez toujours,
: les Contes à la folie.
wär's? Wo blieben wir ſtehen? — Recht!
Rede war?

Der Abbé.

wollten die Mühe
ien, ſich von der Endormie
as erzählen zu laſſen. —

Der Baron.

t!
war's! J'y suis! Nur fortgefahren!

Der Abbé.

hren erſten Jugendjahren —

Der Baron.

hoffe, ſie iſt doch von altem Geſchlecht?

Der Abbé.

kennen, als in den Geſchichten erfahren,
hlbar das alte berühmte Geſchlecht
Feen?

Der Baron.

irgendwo geleſen
:y in großem Flor geweſen
Zeiten. Allein, wie alles changirt,
ıalen würde in meinem Lande
einer Fee ſchlecht probirt.
leu, ich glaube ſogar Urgande
Alquif würden nicht paſſirt!
nehmen's ſcharf bekanntermaßen.
ha! die gute Philoſophei!
würde, trotz ihrer Feerei,
einem *Stifte zugelaſſen!*

Mylord (auffahrend).

God damm your Pedigree! laß den Abbé
doch ſchwatzen.

Der Baron (laut lachend).

His Lordship, wie ich ſeh',
iſt nicht bei Laune — Weiter, Abbé!

Der Abbé.

Die Dame alſo, von der wir ſprechen
(wie jede Fee durch Schickſals Schluß,
ſo irgend was Tolles haben muß),
hat ein gewiſſes Naturgebrechen,
wogegen Muſtaſchens Zwickelbart —

Mylord (ungeduldig).

O laßt Muſtaſchens Zwickelbart,
und alle Vergleichungen dieſer Art;
zur Sache! zum Naturgebrechen!
Was iſt's?

Der Abbé.

In ewiger Pfleg' und Wart'
von einem Cicisbé zu ſtehen,
der ihrer Trägheit die Müh' erſpart
aus ihren eignen Augen zu ſehen.

Mylord

(ſchlägt die Beine übereinander, und läßt den Kopf auf den Rücken des Lehnſtuhls fallen).

Der Abbé (fortfahrend).

Das einzige was ſie ſich vorbehält
iſt Freiheit, immer von einem zum andern,
ſobald es ihr zu wechſeln gefällt,
(und das iſt oft) herumzuwandern.
Langweile, Neugier, Paradoxie,

kurz, Grillen und Launen regieren sie
dabei. Doch, ist der Günstling erkoren,
flugs ist er ihr der größte Mann,
den je ein weibliches Weib geboren,
und nichts ist dann so närrisch, er kann
sie's überreden. Sie hälf' ihm Mohren
bleichen; und spräch' er: zweimal Zwei
sey Fünfe! sie setzte ihre Ohren
dran, daß es in diesem Falle so sey.
Die's anders finden, schilt sie Thoren;
denn Recht zu haben und weise zu seyn
erlaubt sie nur ihrem Günstling allein;
und wer sich dagegen zu sperren wagt,
den schlägt sie mit einem Er hat's gesagt
als einem Kolben vor die Ohren.
Allein sobald ein neu Gesicht
ihr vorkömmt — ein Knabe, der mit Gewicht
aus einem neuen Tone spricht,
stracks ist der große Mann verloren:
der Mann und sein System ist weg,
er ist ein Träumer, ein schaler Geck,
und jeder darf ihm Esel boren.

Der Baron
(aus einem Mittelstand zwischen Wachen und Träumen erwachend).

Ein Träumer, ein Eselgeborner Geck —
wie — wie — wie meinten Sie das? —

Der Abbé.

Ei, Ihr Gewissen,
Herr Ritter, hört auch gar zu leis!
Es hat sie da ganz unhöflicher Weis'
aus Ihrem süßen Schlaf gerissen.

Ich dächte, Sie ſchliefen ruhig fort.
Mein Schwatzen hat Sie unterbrochen;
Verzeihen Sie —

Der Baron.

Nä! nur fortgeſprochen!
Sie ſehen, ich höre jedes Wort —

(Schläft wieder ein.)

Mylord.

Ich höre zwar da nichts Neues ſagen,
allein — man hört doch immer. — Nur fort,
nur fortgefahren, Abbé!

Der Abbé.

Mylord,
das Neue war ſchon in Salomons Tagen
was Seltnes! — ich ſpreche von langer Zeit —
Was Neues, Parbleu, die Möglichkeit
was Neues zu ſagen wird immer kleiner
von Jahr zu Jahr. —

Mylord.

Locus communis! doch no offence!
Nur weiter!

Der Abbé (vor ſich).

Orandum est ut sit mens
sana. (Laut) Mylord, die ganze Geſchichte
iſt etwas lang, und auch, beim Lichte
beſehn, nicht allzu angenehm —
ich dächte —

Mylord.

Mir iſt alles le même.
La Philosophie endormie (im Schlaf).
Ah! cher Voltaire! cher vieillard!

Mylord (zum Abbé).

Was will die mit ihrem Knaſterbart?
Der wird doch (wie Freund Triſtram ſpricht)
in ſeinen alten Tagen nicht
noch eine Fackel in ihrem — *)

Der Abbé (ihm ins Wort fallend).

— Still!
Sie ſehen ja daß ſie erwachen will!

La Philosophie endormie
(ſtreckt ſich, reibt die Augen, und ſpricht, ohne die Herren gewahr zu werden).

Wo bin ich? Das ſüße Traumgeſicht!
So alt und noch ſo unermüdet!
So unerſchöpflich! das braust und ſiedet
ja noch in meinem Dienſt; als wär'
ich — ſeine Pucelle. —

Mylord (vor ſich).

— und er
ihr edler langgeöhrter Galan!

Der Abbé (leiſe zu Mylord).

Sie fängt ein wenig feurig an! —
Ah! ſehn Sie die verſprechenden Augen!

Mylord.

Nur mehr fraicheur! So möcht's, mein Treu!
für einen Whim noch immer taugen!

Der Abbé
(nähert ſich indeſſen der Philosophie endormie mit großen Verbeugungen, und flüſtert ihr ſehr vertraulich ins Ohr).

---

*) Mylord geruht auf eine Stelle im Triſtram Shandy anzuſpielen, die zwar ſehr philoſophiſch, aber eben nicht die delicateſte iſt. S. *Vol. VIII. c. 5.*

La Philosophie endormie
(auf Mylord deutend).
Wer ist der Herr da?

Der Abbé.

Mylord Rund —
(Mylord macht einen schlichten serviteur).

La Philosophie endormie.
Sein air of liberty macht ihn kund.
(Zu Mylord.) Mylord, mich freut die Ehre — (zum Abbé) der Pinsel!
(zu Mylord.) Hab' für die Herrn aus Ihrer Insel
immer ein kleines faible gehabt!

Mylord (kalt).
Viel Ehre für uns!

La Philosophie endormie (zum Abbé).
Abbé, was trabt
die Treppe herauf?

Dritte Scene.

Der **Marquis** und der **Chevalier** mit großem fracas zu den **Vorigen.**

Mylord (zum Marquis).
Aux François, einen Augenblick!
Half pfeifen — machte ich einen Nick
den tour herum — dann zur Chouette,
die fand ich auf ihrem Ruhebette
mit einem Gesicht à faire peur,
die Nerven noch alle von gestern her

ı marmelade! — un mal de tête
freux — und ſolch ein Schmachten im Blick!
nfin — je fis une belle retraite;
ıb komme, wie Sie ſehn, zurück.
ie Urſach' läßt ſich leicht ermeſſen.
(Mit einer Verbeugung gegen die Philosophie endormie.)

Der Abbé (vor ſich).

er fat! — Des Mylords Abendeſſen
: wohl, die Herrn anzuziehn,
aguets genug! — (Zum Chevalier) Und Sie, wohin
err Ritter geriethen Sie indeſſen?
i! was Beſtelltes ſo zu vergeſſen!

Der Chevalier.

ous riez! es wäre lächerlich
ı unſer-Einem, in ſolchen Sachen
n Mann von großem Gedächtniß zu machen —
r Fehler iſt morgen früh geſchwind
rgütet!

Mylord.

enug die Herrn ſind
illkommen zu einer Schale Punſch.

Der Chevalier (vor ſich).

as war nun eben nicht mein Wunſch!

Der Marquis

)armirt indeſſen mit der Philosophie endormie. Der Abbé miſcht ſich in ihr Geſpräch.

Der Chevalier (zu Mylord).

a! ha! die fangen ſchon Feuer! Es wäre,
orbleu! von uns nicht ſehr galant
n faden Stutzerchen da die Ehre
s Sieges zu laſſen.

Mylord.

Pshaw! Die Ehre
wird nicht ſo groß ſeyn. Die kleine Mühre
friſt einem ja Augenblicks aus der Hand!

(Vor ſich.)

Und doch wär's Spaß, ſie vor der Naſen
dem Gecken am Ende wegzublaſen.

Der Chevalier (vor ſich).

Den fürcht' ich nicht!

(Er nähert ſich der Philosophie endormie mit einer Verbeugung.)

Ein Dritter, Madam —
iſt hoffentlich, nicht zu verwegen,
wiewohl er ſpäter als Andre kam,
ſein Herz zu Ihren Füßen zu legen.

La Philosophie endormie.

Monsieur, vous êtes bien poli!

Der Marquis (zum Abbé).

Die allerliebſte Philoſophie!

Der Baron

(erwacht, ſieht ſich um, und ſtolpert mit affectirter bonne grace zur Geſellſchaft hin).

Die Messieurs haben, wie ich ſeh,
die Dame bereits in Beſchlag genommen,
's iſt hohe Zeit dazwiſchen zu kommen! —
Nur nicht ſo hitzig drauf, Messieurs! —
Ihr Sklave, ma belle!

La Philosophie endormie (zum Abbé).

Wer iſt der?

Der Abbé (leiſe zu ihr).

Ein Wunderthier vom Nordpol her,
s voyez, ein ungeleckter Bär,

ein Oran-Utang — um Alles zu ſagen
mit Einem Wort, ein Deutſcher Baron.

La philosophie endormie.

Abbé, ich bitte Reſpect zu tragen;
ich ehre, ſeit kurzem, die Nation.
's ſind Leute von guten derben Sinnen
und hausgeſponnenem Menſchenverſtand!
Sie zahlen unſern Fabriken-Tand
baar Geld, vertauſchen ihr Geld um Hächſel
und clinquant, verlieren noch gar im Wechſel,
copient lourdement nos Travers,
ſind unſere tollſten Moden gewärtig,
und halten ſich ſelbſt nicht eher für fertig,
bis unſre Schneider und Friſeurs
ſie erſt zu Menſchen umgebildet,
und unſre Brodeuses ſie übergüldet.
Da ſpricht man: ſo ein Volk ſey dumm!
Ich preiſ' es klug, und weiß warum;
in ſtaatwirthſchaftlicher Betrachtung
verdient ihr Blödſinn die größte Achtung.

Der Baron
(in großem Ernſt, und mit einer tiefen Verbeugung).

Madame, vous avez trop de bonté.

La philosophie endormie.

Man kann für Sie zu viel nicht haben,
mein Herr Baron.

Der Marquis.

Ein Mann von Gaben!
Er kommt (wie Cäſar) und ſieht und ſiegt.

Der Baron (mit einer ſchlauen Miene).

Ich bin mit meinem Talent vergnügt.

Hoffe, Sie werden Urſach' haben
es mit dem Ihrigen auch zu ſeyn?

(Er lacht aus vollem Halſe.)

Der Chevalier.

Min Err Baron Locklockenstein,
Ihr Liebsglück macht ſie übermüthig. —

Der Abbé.

Fy donc! ein wenig ehrerbietig
vor Damen! Wer wird gleich hitzig ſeyn!

Der Baron.

Ich bleibe, wie Sie ſehn, kaltblütig,
und lade Sie alle zur Tafel ein.
Hoffe, Madame, ſind ſo gütig —
Ein kleines souper, ſo gut mein Koch
es in der Eile zuſammenbrachte —

Der Chevalier (heimlich zum Marquis).

Das geht noch beſſer als ich dachte —

(Laut.)

Eh bien, Marquis, wir gehen doch noch
zur kleinen Duchesse?

(Sie thun als ob ſie gehen wollen.)

Der Baron.

Point de rancune,
Herr Ritter! die ganze compagnie
bleibt da! — Ma reine, befehlen Sie
den Herren zu bleiben! Point de rancune!
Sind gute Freunde allerſeits!

La Philosophie endormie.

Ich, als die Helena dieſes Streits,
werde wohl Friede machen müſſen.
Die Fehde wird bald geſchlichtet ſeyn.

Messieurs, belieben Sie dann zu wiſſen,
mes faveurs, gleich dem Sonnenſchein,
ſind Jedem eigen, und Allen gemein.
Ich werde Sie alle contentiren;
nur müſſen die Herren ſo billig ſeyn
ſich auch für mich zu employiren.

Omnes.

Sind alle bereit bei Tag und Nacht!

La Philosophie endormie.

Der Anfang ſey dann damit gemacht,
Sie alle (ohne daß ſie ſpüren,
daß ihnen im Leibe dabei was kracht)
zu Philoſophen zu creiren.

(Die Herren ſchauen einander mit großen Augen an.)

Sie ſchütteln die Köpfe? Sind Sie klug?
Iſt etwa da was zu riskiren?
Sie nennen ſich ſo — das iſt genug
der halben Welt zu imponiren.

(Zum Marquis.)

Sie, Marquis, ſind bei Hofe bekannt,
ſind in der großen Welt mit Damen
und Herren liirt, und ſehr im Stand,
zum wenigſten durch die dritte Hand,
Uns Zutritt und Schutz von großen Namen
zu ſchaffen. — Ihr Fach iſt, merken Sie,
Ihr Fach iſt die Oekonomie!

Der Marquis.

Mein Fach? Madam, le diable m'emporte;
wenn ich in meinem Leben ein Wort
davon verſtanden!

La philosophie endormie.

— Verſtanden? was wollen
Sie mit verſtanden? Wie lächerlich!
Wer ſagt denn, daß Sie verſtehen ſollen?
Tant mieux, mein Herr, je minder Sie ſich
darauf verſtehn! das iſt für mich!
Sie werden nur deſto dreiſter ſprechen.
Nur tapfer über die Staatsgebrechen
und wider den luxe declamirt,
und neue Geſetze projectirt,
und gibt ſich jemand damit die Mühe
und zweifelt und analyſirt,
friſch auf den Calcul provocirt!
Das Uebrige wird ſich alles geben.
(Zum Chevalier.)
Sie, Ritter, in ihrem ſtädtiſchen Leben,
Sie werfen zum Sittenlehrer ſich auf —

Der Chevalier (erſtaunt).

Zum Sittenlehrer, Madam? Worauf
beruht mein Titel? Auf meinen Sitten
doch wahrlich nicht?

La Philosophie endormie.

Mon Dieu! wie ſchwach!
Wo iſt die Rede von Ihren Sitten?
Genug, mein Herr, es iſt Ihr Fach!
Sie ſind dazu recht ausgeſchnitten!
Viel jargon, viel effronterie,
Witz quantum satis — Was wollen Sie
noch weiter? Sie ſollen mehr Proſelyten
machen als Heloiſens Freund
einſt Schüler. Wie? die Moral der Sporen

iſt doch ſo ſchwer nicht, wie mir ſcheint?
Und gegen die préjugés zu ſchwatzen,
und aus dem Daſeyn ein Narrenſpiel
zu machen, und jedes Naturgefühl
entweder weg zu räſonniren,
oder ſo lang und viel daran
zu ſchleifen und zu raffiniren,
zu drehn, zu feilen, zu ciſeliren,
bis es ein Hauch verwehen kann:
als ob das große Künſte wären?

Der Chevalier.

Ah, nun verſteh' ich!
La Philosophie endormie.
C'est assez!
Der Markt wird uns ſchon kramen lehren.
(Zum Abbé.)
Nun kommt die Reih' an Sie, Abbé,
Sie ſind ein Meiſter im perſifliren!
Sie ſollen bei unſrer kleinen Armee
die leichten Truppen cömmandiren;
Uns, und was wir zum Heil der Welt
erfunden, geträumt, ans Licht geſtellt,
tagtäglich von Haus zu Haus proniren,
und jeden der uns nicht gefällt
verſpotten, ſchinden und chanſonniren.
(Der Abbé verbeugt ſich. Zu Mylord.)
Sie, Mylord —

Mylord (ihr ins Wort fallend).

Miß, mich laſſen Sie aus!
Sie wiſſen ich bin ein Inſulaner,
und drum zu jedem andern Aner

verdorben — Wir haben bei uns zu Haus
zu thun genug — macht eure Sachen
ſo gut ihr könnt — je ſchlechter für euch
je beſſer für uns — mir gilt es gleich.

La Philosophie endormie (zu den Uebrigen).

Für itzt iſt nichts mit ihm zu machen,
Mylord is in his humour — Well!
Das ſoll uns nicht aus unſerm bringen!
England bleibt doch in allen Dingen
ou le goût n'entre pas, Modell!
Dieß Liedchen wollen wir ewig ſingen.

(Zum Baron).

Und Sie, mein ſchöner Herr Baron,
Sie machen die Honneurs von ihrem Lande,
und nehmen uns — in Protection!
Nur kein souper à l'allemande,
das bitt' ich mir aus! Je suis friande;
des ragouts fins — du goût, Monsieur!
und huile de perdrix bien perlé —
und den Tocay nicht zu vergeſſen!

Der Baron (dummutwunderzig).

Ich bin doch auch ein Philoſoph!

La Philosophie endormie.

Verſteht ſich! Wir machen Ihnen den Hof,
und Sie — Sie geben uns zu eſſen.
's iſt eine Akademie, wovon
Sie der nutritor ſind, Baron!
Sie ſollen Ehre von uns haben!

Vierte Scene.

(Verſchiedene Herren in ſchwarzen Sammthoſen treten auf.)

Der Baron.

Was wollen die? Sind mir ſeine Knaben,
mein Seel'!

La Philosophie endormie
(zu den ſchwarzen Sammthoſen).

— Sie kommen eben recht,
wir wollten juſt zu Tiſche gehen.

(Zu den Uebrigen.)

Mylords and Gentlemen, Sie ſehen
hier lauter Männer von meinem Geſchlecht,
mit denen Sie ſich befreunden müſſen;
Männer, die manch ſolch Hoſenpaar
in meinen Dienſten ſchon zerriſſen,
viel Raben und Gänſe darin fürwahr
entfiedert, viel Ballen Papiers beſchmiſſen!
Sind Weltverbeſſerer insgeſammt,
Politiker, Oekonomiſten,
Projectenſchneider, Journaliſten,
Cyklopädiſten und Antichriſten,
alle von Einem Geiſt entflammt!
Will ſie als Männer von ſeltnen Gaben
und hohem Verdienſt empfohlen haben.
Verbinden Sie ſich mit ihnen genau!
Arbeitet — mit vereinigten Kräften,
an unſerm Babyloniſchen Bau;
und wißt, von unſern Geheimgeſchäften
beruht der Erfolg und ganze Gang
allein *auf unſerm Zuſammenhang.*

Steht immer alle für Einen Mann!
Hat Einer ein Ei gelegt, so kündigt
es alle mit lautem Gagack an;
und wer an Einem sich versündigt,
sey gleich von Allen in Bann gethan!
So wird mein Thron sich hoch erheben,
so wird es dauern unser Reich,
und die Philosophie in Euch
dem Erdenball Gesetze geben!

(Die Herren machen einander Complimente.)

Ein valet de chambre des Baron.

Monsieur, est servi.

Der Baron.

Allons donc,
Madame, Messieurs —

La Philosophie endormie.

Mon cher Baron,
Vous êtes des nôtres?

Der Baron.

Ma belle fée
Vous me rendez bien orgueilleux!

La Philosophie endormie

(indem sie den Baron beim Arme nimmt, und davon schlendert).

Votre Champagne est bien mousseux,
j'espère?

Der Abbé.

Voilà, ventrebleu,
une endormie bien eveillée!

„Unter unſern Großen iſt kein Alexander und „kein Richelieu, der die Chörile und Colletets „der Dürftigkeit entriſſe.“

1774.

Große Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Karl der Zweite von England liebte die Cither eben ſo ſehr als Crebillons Tanzai die Leyer. Der Citherſchläger Francisco war eine Art von Günſtling, und ein neues Menuet von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens als der prächtigſte Opern-Chor von Lulli. Ludwig XIV konnte die ſchönſten Stücke von Teniers nicht leiden, weil ſie nur gemeines Bauervolk vorſtellen; hingegen gibt es andre große Männer, die einen entſchiedenen Groll gegen alles Idealiſche haben, und eine wohlgenährte Flammändiſche Venus der Griechiſchen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war allerdings ein großer Geiſt. Er liebte, beſchützte und belohnte Künſte und Wiſſenſchaften. Er verſchonte, da er Theben zerſtören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehemals bewohnt hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelſteinen von unſchätzbarem Werthe beſetzten Käſtchen mit ſich

herum. Er unterſtützte den Ariſtoteles mit großen Summen bei der Verfertigung einer Naturgeſchichte der Thiere. Lyſippus und Apelles, der größte Bildhauer und der ſinnreichſte und angenehmſte Maler ſeiner Zeit, der Maler der Grazien, ſtunden bei ihm in der vorzüglichſten Gnade. Bei allem dem hatte er, wie es ſcheint, nur einen ſehr mittelmäßigen Geſchmack in der Dichtkunſt; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meiſter als Lyſippus und Apelles erlauben wollte, ſeine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem ſehr ſchlechten Poeten, ſeine Thaten zu beſingen, ſondern belohnte auch den Verſemann ſo reichlich, als ob er ein Homer geweſen wäre, und ſo wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden iſt. Vielleicht gab es gerade damals keinen beſſern als dieſen Chörilus; oder vielleicht fand dieſer Beſſere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexanders Ohr; vielleicht fielen auch die Verſe des Sängers Chörilus gut ins Gehör, aber Alexander, der keine Zeit hatte, darauf Acht zu geben, ob die Gedichte ſeines Hofpoeten im Ganzen gut oder ſchlecht waren, fand ſie vortrefflich, weil ſeine Thaten darin beſungen waren. Wären ſie gut geweſen, ſo hätte er ſie vermuthlich nicht deſto ſchlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieſer Chörilus eine Schweſter, die einem Liebling Alexanders gefiel? Vielleicht hatte dieſer Chörilus ein Gedicht auf den Schooßhund einer Geliebten Alexanders gemacht? Vielleicht hatte er den Papagaien der Geliebten ſprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunſt die Ehre, ſelbſt Verſe zu machen, und dieſen Chörilus traf juſt das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, ſie ihm ſchön ins Reine zu ſchreiben — und die ſechshalbfüßigen Hexameter länger, oder die ſiebenfüßigen kürzer zu machen? Ein jedes dieſer Vielleicht iſt ſehr möglich; und ein

jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erste Dummkopf seiner Zeit gewesen wäre, in den Augen des Fürsten zu einem Homer zu machen. Bei den Göttern dieser Erde kömmt sehr viel auf die kleinen Umstände an. Was den Cardinal von Richelieu betrifft, der den Advocaten und Poeten Colletet, wiewohl er beides gleich schlecht war, unter die Vierzig der neugestifteten Französischen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte — diese Eminenz ist eine von den entscheidendsten Beispielen, daß ein sehr großer Staatsmann ein schlechter Kenner des poetischen Verdienstes seyn kann, und daß man darum keine bessern Verse macht, weil man eine Negotiation vortrefflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bei der Nachwelt nachtheilig war — der Mangel an Talenten — von seinem Beschützer zum Verdienst angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, selbst ein Poet — das ist, das, wozu ihn die Natur am wenigsten gemacht hatte — seyn zu wollen. Es war also natürlich, daß die schlechtesten Dichter eben diejenigen waren, die am meisten bei ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeihung dafür zu erhalten, daß er so vortrefflich war. Die Colletets, die Cotins und ihresgleichen waren klein genug vor dem anmaßlichen Musengotte zu kriechen, und zu klein, um seine Eifersucht zu erwecken. Dank also, und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unsern Großen keine Alexander und keine Richelieu sind, welche die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entreißen! Die Folgen einer so übel angelegten Freigebigkeit würden für unsere Literatur zu verderblich seyn. Da die Anzahl der Leute, die sich ohne Genie und Talent zu Dichtern aufwerfen, jetzt schon so groß ist; jetzt, wo auch ein Cervantes

und Ariost so gut, als ehemals in Spanien und Italien Gefahr liefe, seinen poetischen Lebenslauf in einem Hospitale zu beschließen! was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten sogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

Woher, nach der Edda, die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen?

1775.

„Die Götter in Asgard (in der Götterburg) hatten einstmals lange Weile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit einander einen Menschen machen. Der neue Mensch erhielt den Namen Kwaser, und hatte so viel Verstand, daß man ihm keine Frage vorlegen konnte, auf die er nicht sogleich eine befriedigende Antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen Erde umher, die Menschen Weisheit zu lehren, und sein Ruhm wurde fast sehr groß. Das verdroß gewisse neidische Leute; flugs bestellten sie zween Zwerge, die ihn verrätherischer Weise ermordeten. Die Zwerge fasten sein Blut in ein Gefäß auf, vermischten's mit Honig und machten ein Getränk daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht. Wie nun die Götter ihren Sohn Kwaser nicht mehr sahen, fragten sie bei den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die Zwerge, um sich, so gut sie konnten, aus dem Handel zu ziehen, antworteten: Kwaser wäre an seiner eigenen Weisheit erstickt, weil niemand im Stande gewesen, ihm oft genug durch gescheidte Fragen Luft zu verschaffen. Damit mußten sich die Götter einstweilen beruhigen. Einige Zeit darauf zogen sich die Zwerge den Unwillen des Riesen Suttung zu, und kamen dadurch in so große Noth, daß sie *endlich ihrem Leibe* keinen andern Rath wußten, als dem

Riesen das herrliche Getränk, das sie aus Kwasers Blute bereitet hatten, für ihre Befreiung anzubieten. Der Riese ließ sich's gefallen, empfing das Gefäß mit besagtem Getränke, und gab's seiner Tochter Gunlöde in Verwahrung.

Die Götter, welche Wind von der Sache bekommen hatten, wünschten sehr diesen Schatz in ihre Gewalt zu bekommen; es war aber keine so leichte Sache, denn die Riesin Gunlöde wohnte mitten in einem Felsen, der ringsum ohne Oeffnung war. Die Frage war, wie man da hineinkommen sollte. Vater Odin nahm es auf sich, das Abenteuer zu bestehen. Er zog aus und kam auf eine große Wiese, wo er neun Tagelöhner sah, die im Mähen begriffen waren. Odin fand ein Mittel die Bursche auf eine listige Art dahin zu bringen, daß sie einander mit ihren eignen Sicheln in Stücke zerschnitten. Nun veränderte Vater Odin seine Gestalt, nahm den Namen Bolwerk an, und kam zu dem Riesen Bauge, Suttungs Bruder, den er sehr betrübt über den Tod seiner neun Mäher antraf. Bolwerk sagte ihm, er wolle ihre Stelle vertreten, und mit aller ihrer Arbeit in kurzer Zeit fertig werden, wenn Bauge seinen Bruder Suttung dahin vermögen wollte, ihn nur einen einzigen Schluck von seiner Poeten-Latwerge thun zu lassen. Sie wurden des Handels eins; Bolwerk mähte den ganzen Sommer durch, aber wie der Winter kam, wollte er seinen Lohn haben. Bauge versprach sein Bestes zu thun; sie gingen mit einander hin zu Suttung; aber dieser erklärte ihnen rund heraus, daß sie keinen Tropfen von seinem Nektar zu kosten kriegen sollten. Sie mußten also unverrichteter Dinge abziehen, und nun war guter Rath theuer. Wenn du mir helfen willst, sagte der verkappte Bolwerk zu Baugen, so will ich wohl durch List erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht'

er einen Bohrer hervor, mit welchem Bauge ein Loch in den Felsen bohrte, wo der Schatz verwahrt ward. Bolwerk kroch in Gestalt eines Wurms hinein; aber kaum war er in der Höhle, so nahm er seine eigne Gestalt wieder an, und in dieser wußt' er sich bei Gunlöden so wohl einzuschmeicheln, daß sie ihm endlich verstattete, drei Züge von dem Wundertranke zu thun, der ihrer Hut anvertraut war. Aber wie Odin einmal angesetzt hatte, zog er so tüchtig, daß mit dem dritten Zug das ganze Gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die Gestalt eines Adlers an, und flog was er konnte in den Asgard zurück, um den Schatz, den er in seinem Magen trug, je eher je lieber in Sicherheit zu bringen. Aber Suttung, der ein Zauberer war, hatte den Possen gemerkt, eilte ihm ebenfalls in Adlergestalt nach, und erreichte ihn schier, da er nicht mehr weit von der Pforte des Asgards war. Die Götter, welche merkten, daß Odin, wegen der Schwere des bei sich tragenden Getränks nicht schnell genug fliegen konnte, um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, setzten ihm flugs so viel Gefäße unter als sie in der Eile finden konnten. Odin fand diese Vorsicht so wenig überflüssig, daß er augenblicklich den ganzen Vorrath, den er im Leibe hatte, von sich gab, und damit alle Gefäße anfüllte. Große Freude unter den Göttern! Aber wie man die Sache näher besah, wurde man gewahr, daß er nur einen Theil der Mixtur, rein und unverdorben, durch den Schnabel von sich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten Gefäße wurden sogleich aufgehoben; und aus diesen erlaubt Odin, aber selten, den Barden zu trinken, die er mit dem wahren Dichtergeist erfüllen will. Eine weit größere Portion hatte der göttliche Adler mit einem guten Theile ungleichartiger Materie versetzt, durch eine andre Oeffnung von sich gegeben. Die damit

angefüllten Gefäße gab er den Dichterlingen und Lepermännern preis. Die Presse war stark um die Gefäße her, und ist es noch; daher (sagt die Edda) die abscheuliche Menge von elenden Versemachern und elenden Versen! In Erwägung der Quelle, aus der sie geflossen sind, können sie nicht besser seyn!

Die Lösung des Problems ist höchst glücklich, wie man sieht. Sie ist der Sache so angemessen, daß man sich, däucht mich, völlig dabei beruhigen kann, ohne jemals eine bessere zu suchen.

Logogryph.

1776.

Der Logogryph ist eine Art von Witzspiel, wo es darum zu thun ist, ein Wort zu errathen, aus welchem, durch dessen Zergliederung und Versetzung der Buchstaben, eine Anzahl andrer Wörter herauskömmt, die von allgemein bekannter Bedeutung sind, oder doch unter die Anzahl derer gehören, die man als bekannt voraussetzen darf; dergleichen z. B. die Namen mythologischer und historischer Personen, und die der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte u. s. w. sind.

Ordentlicher Weise nimmt man zu einem Logogryphen ein Wort aus der Sprache, worin er geschrieben ist. Es ist aber auch erlaubt, den Namen einer Person oder Sache dazu zu nehmen, aus welcher Sprache er seyn mag, insofern man nur diese Person oder Sache als unter diesem Namen bekannt voraussetzen kann.

Der Logogryph ist also eine Art von Räthseln, deren hauptsächlichstes Verdienst darin besteht, daß einiger Grad von Menschenverstand und Kenntnissen dazu gehört, um sie errathen zu können; und daß man es dem Liebhaber, der sich daran versuchen will, weder zu leicht, noch zu schwer mache. Das letzte geschieht, wenn die Umschreibungen, in welche man die Namen der Worte, die man errathen soll,

einhüllet, allzu dunkel; das erste, wenn sie gar zu deutlich und handgreiflich gegeben sind. Wiewohl es nichts schaden kann, wenn, zum Ersatz für diejenigen, die etwas mühsamer zu finden sind, andre dem Suchenden desto williger in die Hände laufen.

Feine, scherzhafte oder satyrische Züge und Wendungen sind ein Salz, dessen diese Art von Gerichten mehr als irgend eine andere bedarf. Je mehr von dieser Würze daran ist, je besser.

Der Gebrauch will, daß Logogryphen allezeit in Versen abgefaßt werden; weil man mit gutem Fug geglaubt hat, daß sie der Annehmlichkeit, die sie dadurch erhalten, nicht wohl entbehren könnten. Je ungezwungner, fließender, wohlklingender die Verse und Reime sind, desto besser für den Logogryphen, und den Leser! Das versteht sich.

Alles zum Besten der Logogryphen Gesagte gilt auch von den Räthseln; — oder vielmehr diese haben gar keine Apologie vonnöthen. Machten sich nicht vor Alters die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker ein Geschäft daraus, Räthsel zu erfinden, und einander zum Errathen zuzuschicken? Kam nicht die Königin von Saba — aus deren Liebesgeheimnissen mit dem König Salomo noch die heutigen Beherrscher von Abyssinien entsprossen zu seyn stolz sind — mit großem Pomp ausdrücklich nach Jerusalem, um den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des jungen Fürsten, wovon der Ruhm sich schon in allen Ländern gegen Morgen und Mittag verbreitet hatte, durch Räthsel auf die Probe zu stellen? Rettete Oedip nicht das ganze Thebanische Land vom Untergang, indem er das berühmte Räthsel der Sphinx errieth? Was braucht es weiter Zeugniß? Wir werden uns doch nicht einbilden wollen, zu weise für ein Spiel zu seyn,

woraus Leute wie die Königin von Saba, die Könige Salomon und Amasis und die sieben Weisen aus Griechenland, sich ein ernsthaftes Geschäft machten?

Nachschrift.

Mein Gewissen dringt mich aber, lieben Brüder! Laßt uns offenherzig gegen einander seyn! Logogryphen sind — was auch mein Freund, vielleicht aus bloßer Schalkheit, zu ihren Gunsten sagen mag — beim Lichte besehen, doch nur ein Spiel für Kinder. Deßwegen setzt man sie auch in Reime, weil Kinder ihre Freude daran haben, wenn's immer am Ende einer Zeile so hübsch klappt. — Aber was thut das? Wissen wir nicht alle längst, worin der eigentliche Unterschied zwischen den kleinen jungen Menschlein und den großen alten Menschen liegt? — Es lautet freilich nicht fein, wenn uns ein weiser Mann sagt, was jener Aegyptische Priester dem Solon sagte: ihr Griechen seyd und bleibt doch immer Kinder! — Aber zuweilen ein Kind zu seyn, ist eine Sache, deren sich weder Sokrates, noch Agesilaus, noch Cornelia, die Mutter der Gracchen, noch irgend ein weiser Mann oder eine weise Frau, je geschämt hat. Also lassen Sie sich ja nicht durch falsche Schamhaftigkeit abhalten, wenn Ihnen etwa die Lust ankäme, Logogryphen zu machen oder zu errathen; falls Sie NB. sonst nichts Besseres zu thun wissen; welches freilich nur so, so, wäre — aber doch manchmal dem Klügsten begegnen kann.

Demoiſelle oder Fräulein?

1784.

Vor der Revolution war Demoiſelle (das Diminutivum von Dame) der gewöhnliche und kanzelleimäßige Titel der unverheiratheten Töchter des Franzöſiſchen Adels. Da nun unſer Deutſches Wort Fräulein das Diminutivum von Frau iſt, ſo iſt klar, daß es, nach dem Franzöſiſchen Sprachgebrauch, mit dem Wort Demoiſelle von völlig gleicher Bedeutung iſt, und alſo dieſes letztere, ins Deutſche überſetzt, nicht anders als durch Fräulein gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa beſondere Urſachen vorhanden ſind, welche den Vorſchlag, „das Wort Fräulein bei allen Gelegenheiten, wo bisher das Franzöſiſche Demoiſelle im Deutſchen gebraucht wurde, an deſſen Statt zu ſetzen," unſchicklich machen: ſo wäre in der Sache ſelbſt nicht nur der mindeſte Grund, warum der Gebrauch des Franzöſiſchen Demoiſelle länger beibehalten werden ſollte; ſondern es wäre vielmehr ſehr ungereimt, aus bloßem Eigenſinn auf dem Gebrauch, oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes beſtehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unſrer eigenen Sprache beſitzen.

Die Entſcheidung der ſtreitigen Frage beruhet alſo, *wie es ſcheint*, lediglich auf der Erörterung eines Präliminarpunkts:

ob nämlich besondere Ursachen, welche die Vertauschung des Wortes Demoiselle (inwiefern es vornehmlich im nördlichen Deutschland seit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificirung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Classen des sogenannten Bürgerstandes gebraucht wird) gegen das Deutsche Fräulein unschicklich machen, wirklich vorhanden sind, oder nicht.

Viele Gegner dieser neuerlich in Vorschlag gekommenen und seit einiger Zeit in verschiedenen Blättern des k. p. Reichsanzeigers theils empfohlenen, theils bestrittenen Vertauschung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des Deutschen Adels geschehen würde; als dessen unverheirathete Töchter sich bisher in ruhigem ausschließlichem Besitze des Prädicats Fräulein befunden hätten.

Aber dieser Einspruch im Namen unserer bisher sogenannten Fräulein scheint aus folgenden Rücksichten ohne hinlänglichen Grund zu seyn.

1) Unsere altadeligen oder diplomatisch geadelten Fräulein können einen ungestörten und im ganzen heil. Röm. Reich stattfindenden ausschließlichen Besitz dieses Prädicats so wenig zu Recht erweisen, daß vielmehr, zum Beweis des Gegentheils in einigen vordern Reichskreisen, und vornehmlich in der Kaiserstadt Wien, schon lange gewöhnlich ist, unverheirathete Personen bürgerlichen Standes, aus den Classen, die man unter der allgemeinen, Honoratiores, zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang Fräulein zu nennen, wiewohl sie sich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu diesem Ehrentitel legitimiren können. Warum sollte denn also, was in Wien und überhaupt in den Oesterreichischen und einigen angränzenden Landen, ohne den geringsten Widerspruch des Adelstandes,

ſtattfindet, nicht auch in andern Städten und Ländern des Deutſchen Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können diejenigen, in deren Namen man ein ausſchließliches Recht an das Prädicat Fräulein in Anſpruch nimmt, einen rechtsbeſtändigen Titel für daſſelbe erweiſen. Denn bekanntermaßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der Könige und Fürſten ausſchließlich Fräulein, die Töchter der übrigen Edeln, Herren und Ritter hingegen Jungfrauen (ſo wie die Söhne derſelben Junker) hießen, und dieſe Titulatur findet ſich noch im 16ten Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her iſt, und wie es zugegangen, daß die adeligen Jungfrauen zum ausſchließlichen Beſitz des Ehrentitels Fräulein, wenigſtens in einem großen Theil des Deutſchen Reichs, gekommen ſind, dürfte wohl ſchwer zu beurkunden ſeyn: ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie weder durch ein Reichsgeſetz, noch durch ein kaiſerliches Privilegium in dieſen Beſitz geſetzt worden ſind; daß alſo ihr angebliches Recht an dieſes Prädicat ſich auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Urſprung ſich nicht genau beſtimmen läßt, und welche unſern, kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit, zu Demoiſellen geſtempelten und dafür anerkannten, bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anſpruch an dieſe dem Franzöſiſchen Demoiſelle gleichgeltende Deutſche Titulirung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar im Namen der adeligen Fräulein einwenden: „es gebühre ſich doch, ſo lange der geſetz- und verfaſſungsmäßige Unterſchied der Stände in Deutſchland noch beſtehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterſchied zwiſchen den adeligen und nichtadeligen Jungfern gemacht werde.“ Ich, meines Orts, erkenne dieß für eine ganz

billige Forderung: aber ich sehe nicht, wie aus derselben ein ausschließliches Recht an das Prädicat Fräulein gefolgert werden könne. Oder sind denn etwa die adeligen Jungfern durch das gewöhnliche von, durch das Beiwort gnädig — welches zwar ehemals nur den Fürstentöchtern zukam, aber nun vor ihrem Geschlechtsnamen, und durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen Mißbrauch, allen adeligen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird — sind sie durch beides nicht hinlänglich genug unterschieden? Wenn also die bürgerlichen Demoiſellen schlechtweg Fräulein, die adeligen hingegen ausschließlich gnädige Fräulein gescholten würden, wo wäre die Unschicklichkeit? und mit welchem Grunde könnten sich die Adeligen beschweren, daß sie mit den Bürgerlichen in eine Linie gestellt würden?

Aus dem bisher Gesagten scheint sich also zu ergeben: daß auf Seiten des Adelstandes nicht der mindeste gültige Grund vorhanden sey, warum die adeligen Töchter auf einem ausschließlichen Recht an das Prädicat Fräulein bestehen sollten. Auch ist kaum zu zweifeln, daß diejenigen, welche die längsten und glänzendsten Ahnenregister vorzuweisen hätten, gerade die ersten seyn würden, die vorgeschlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andre Ursachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) diese Neuerung unschicklich und beinahe ganz unausführbar machen.

Denn, gesetzt nun, es beliebte einer ansehnlichen Majorität in allen Städten Deutschlands, das Wort Fräulein an die Stelle des zeither üblichen Demoiſelle und Mamſell zu setzen; so entstünde sogleich (wie auch von andern bereits bemerkt, aber noch von niemand hinlänglich beantwortet ist) die Frage: „sollen alle, die dermalen theils in ruhigem Besitz des

Mamſellentitels ſind, theils einen mehr oder minder begründeten Anſpruch darauf machen, künftig Fräulein heißen; und im verneinenden Falle, bei welcher Subdiviſion der bürgerlichen Claſſe (die an Subdiviſionen und Sub-Subdiviſionen ſo ſehr reich iſt) ſoll der Strich gemacht werden? Jede dieſer Subdiviſionen ſteht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächſt angränzende, würde ſich aber dennoch ſelbſt lächerlich finden, wenn ſie ſich etwas über dieſe nächſte an ihr herausnehmen wollte. Schon aus dieſem einzigen Grunde iſt klar, daß das Prädicat Fräulein entweder irgend einer dieſer Subdiviſionen willkürlich und widerrechtlich verweigert, oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich iſt nun einmal bürgerlich, und es iſt zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Bürgerlichen keine ſolche Kluft befeſtiget, wie zwiſchen ihnen und den Adeligen. Der bürgerliche Geheimerath iſt, ſo lang' er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger roturier als ſein Schneider, und Mamſell N. N., die Tochter des Geheimenraths, die Hauben ſteckt, oder Mamſell N. N., die ihre ſeidnen Strümpfe wäſcht, hat ſo viel Recht Fräulein zu heißen als jene; und wiewohl es ihr ſelbſt (anfangs wenigſtens) etwas widerſinnig vorkommen würde, ſich Fräulein ſchelten zu hören, ſo würde ſie es doch auch ſehr unbillig finden, wenn ſie ſich des Mamſellentitels, den ſie wenigſtens am Sonntag in ihrem Kirchenſtaate von manchem Ehrenmann, der ſie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmal unverſchuldeter Dinge entſetzt und mit der Jungfer Tochter eines Holzhackers oder Scheerenſchleifers in eine Linie geſtellt ſehen ſollte.

Ich müßte mich ſehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit die Gränze des Mamſellentitels a parte *post* zu beſtimmen würde ſeyn, daß entweder gewiſſe Claſſen

wer wie nach Mamsellen bleiben (und also die Absicht, dieses undeutsche Wort aus unsrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde), oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einst so vornehmen Wort Frau erginge, welches von seiner ehemaligen hohen Würde nach und nach (wenigstens in den Landen, wo das Sachsenrecht gilt) so tief herunter gesunken ist, daß es, zum großen Aergerniß Schwäbischer Ohren, in jenem Lande nicht nur Waschfrauen, Scheuerfrauen, Butterfrauen, Milchfrauen gibt, sondern sogar das zerlumpteste Bettelweib kein Bettelweib, sondern eine Bettelfrau ist.

Wenn diese Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewichte sind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerstand für unschicklich und unthunlich zu erklären: so wäre dann meine unmaßgebliche Meinung:

Es entweder mit der Demoiselle und Mamsell, Einwendens ungeachtet, beim Alten zu lassen — (wie wir es ja mit so vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inconsequenzen im menschlichen Leben auch beim Alten lassen müssen; wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuse los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand stecken wollen) oder diese in der That unsre edle Sprache verunzierenden, fremden und respective barbarischen Wörter ganz und gar abzuschaffen, und statt derselben das ehrliche altdeutsche Ehrenwort Jungfer wieder in seinen ehemaligen Gebrauch einzusetzen; ohne so viel Werth auf Unterscheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben, und auf Seiten derer, die nach solchen kleinfügigen Distinctionen geizen, eine Engbrüstigkeit und *Armseligkeit des Geistes* verrathen, bei deren Anblick

man ungewiß iſt, ob man ſie belachen oder beweinen ſoll. *)

*) Wie viel zwanzig Jahre nicht ändern können! — Unter den Folgen der Franzöſiſchen Revolution iſt auch die, daß ein anſehnlicher Theil unſerer Demoiſellen zu Fräulein wirklich avancirt iſt. Wer hätte ſich vor zwanzig Jahren denken können, daß das Deutſchthum ſolche Fortſchritte machen würde! Derjenige ſelbſt, welcher den erſten Vorſchlag zu dieſer Verdeutſchung that — er führt jetzt den ſehr undeutſchen Titel eines General-Conſuls — hatte ſich dieß wohl kaum eingebildet, und Wieland würde jetzt ſchwerlich ſo leichtſinnig über eine Sache ſprechen, die ganz unläugbar eine ſo große politiſche und diplomatiſche Wichtigkeit gewonnen hat, daß man wahrſcheinlich nach wiederum zwanzig Jahren unterſuchen wird, ob nicht gar hier die Quelle aller demagogiſchen Umtriebe verborgen war.

Reflexionen.

„Wenn kein Gott wäre, sagt Voltaire, so müßte man einen erdichten.“ — Gut, daß es nicht nöthig ist! Möchte nur die Zerstörung der Götzen, womit sich das arme Menschengeschlecht behilft, leichter zu bewerkstelligen seyn als sie ist!

Sobald der Unglaube herrschend wurde, folgte ihm fast immer der thörichtste und ausschweifendste Aberglaube. Was haben sich Cagliostro, Mesmer, die Martinisten, die Swedenborg'schen Jünger in unsern Tagen für Anhang gemacht, und wie leicht ist ihnen ihr Succeß geworden! Aber wie lange wird er dauern? Der Succeß der Vernunft ist unscheinbarer, aber dauerhaft; die Triumphe der Schwärmerei sind nur das berühmte Abderitenfieber; es mußte austoben, und hörte dann von selbst auf.

Man wird es bald müde, nichts mehr zu glauben.

Ohne Ermüdung, ohne Anstrengung würden wir nur sehr wenig, und unendlichmal weniger thun, als wir sollen.

Ein Philosoph muß nie mit Worten — spielen.

Menschen können immer nur von Menschen, und müssen also von ihresgleichen abhangen; das Unglückliche dabei liegt bloß darin, wenn derjenige, von welchem wir abhangen, entweder durch keine Gesetze eingeschränkt ist, oder — was im Grunde eben dasselbe ist — sich über die Gesetze wegsetzen kann, sobald es ihm, oder denen, von welchen er abhängt, beliebt. Macht und Reichthum geben, fast überall, auch Privatpersonen, diese den Schwächern und Aermern so drückende Art von Unabhängigkeit und despotischer Willkür. Es gibt nur Ein Mittel gegen den Mißbrauch, den die Fürsten, Aristokraten und Demagogen, in der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und überhaupt die Mächtigen und Reichen überall, im kleinsten Dorfe so gut wie in der größten Königsstadt, von ihrem Uebergewichte machen, und dieß einzige Mittel sind Gesetze, die gegen den Mächtigsten und Reichsten eben so unerbittlich sind als gegen den Aermsten und Schwächsten, und deren Handhabung so weislich eingerichtet und verwahrt wird, daß sie eben so wenig durch List und Betrug umgangen, als durch Gewalt übersprungen werden können.

Liebenswürdige Bescheidenheit und edler Stolz vertragen sich sehr gut in einem und demselben Subjecte; nur jedes an seinem Ort und zu seiner Zeit. Wenn Bescheidenheit auch sonst zu nichts gut wäre, als den Glanz gar zu großer Vorzüge zu mildern, ein zu sehr hervorragendes, andere zu sehr demüthigendes Verdienst weniger verhaßt zu machen; so dürfte sie schon darum allein dem wahren Verdienste nicht gleich-

gültig seyn. Aber zu weit getriebene Bescheidenheit wird (wie jede übertriebene Tugend) zur Untugend, und zu einer desto tadelnswürdigern, weil sie nicht nur uns selbst schädlich ist, sondern auch macht, daß wir andern weniger nützlich werden können.

Mich däucht, ich wollte ziemlich einleuchtend beweisen können, daß Cato und Brutus im Ganzen ihres Lebens mehr Mäßigung gezeigt haben als Camillus und Scipio, ungeachtet Camillus sich von den Thränen und Beschwörungen seiner alten Mutter endlich erbitten ließ, sein Vaterland seinem gereizten Stolze nicht aufzuopfern, und Scipio eine ihm aus der Beute zugefallene Numidische Königstochter lieber ihrem Bräutigam zurückgeben, als seine Beischläferin zu seyn nöthigen wollte; eine That, von welcher man nie so viel Aufhebens hätte machen sollen.

Man kann ein Kind, das früh zur Reinlichkeit geneigt wird, als ein Kind von guter Hoffnung ansehen; wenigstens ist es ein Zeichen einer feineren Organisation, und beinahe die erste Gelegenheit, wo die Seele Gewalt über ihren Körper ausüben lernt. Es ist nicht zu sagen, von wie vielen Tugenden diese erste Entwicklung der Humanität der Keim ist.

Mit guten Nerven und gesunder Vernunft hat eine Seele immer so viel Federkraft, als sie braucht, um sich so viel drücken zu lassen und so viel zurückzudrücken, als zu ihrem

Wohlbefinden nöthig ist; ohne diese beiden Requisite weiß ich ihr keinen Rath.

A. Philosophen, behaltet eure stolze Weisheit für euch; gebt mir dafür meine süßeste Hoffnung wieder! Wäre sie auch nichts als Täuschung, so würde sie mir doch tausendmal lieber seyn.

B. Vorausgesetzt, daß ich nicht wüßte, oder zu wissen meinte, daß sie nur Täuschung sey. Es gibt wissentliche Täuschungen, die uns amusiren, aber keine, die uns zum Trost, zur Stütze dienen könnte.

P. Bouhours und Friedrich II haben Recht: wir Deutschen sind trop bêtes, um jemals den rechten Geschmack an dem flüchtigen Salz eines solchen Quasigedankens zu finden, wie sie an den weiland berühmten Soupées der Madame Geoffrin bei Tausenden zum Vorschein kamen. Man müßte uns ein Buch schreiben, so dick wie das große Römische Brevier, oder vielmehr, man müßte ganz neue Instrumente für uns erfinden, um das unendlich kleine Partikelchen von Wahrem oder Denkbarem, was darin ist, aus der insipiden Vehikel, worin es schwimmt, für uns herauszufischen; und dann ärgerten wir uns, wenn wir fänden, daß es der Mühe nicht werth gewesen sey.

Shakespeare's Geist! — Unsre jungen Herren geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten, und ihn citiren könnten, so oft es ihnen ein-

finde. Ich möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespeares Geist wirklich die Ehre anthäte, und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können.

Voltaire sagt: plus la langue est décente, plus les mœurs sont corrompues. — Voltaire könnte aber vielleicht auch hier, was ihm nicht selten begegnet, Unrecht haben. Solche Sätze sind, als allgemeine Urtheile ausgesprochen, selten wahr, und leiden meistens so viele Ausnahmen, daß ihre Gültigkeit fast ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die Sprache zu Karls IX Zeiten in Frankreich sehr indecent (vid. Brantome und seinesgleichen), aber auch die Sitten waren damals in jeder Rücksicht sehr verdorben, und gewiß weit zügelloser als in unsern Tagen irgendwo.

Ehre jedem rechtschaffenen Staatsmann, um so mehr, je größer die Schwierigkeit ist, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber ist nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernstorf — unsterblich?

Es gibt ritterliche Verfechter der alten Mißbräuche, welche bloß darum für die alte Ordnung der Dinge eifern, weil sie die alte Unordnung, und die Mißbräuche, die ihnen und ihren Vorfahren so vortheilhaft waren, von denselben unzertrennlich glauben.

Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken: aber wer von den Menschen, die er vor und um sich hat, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meinung zu werden.

Einem Irrenden auf den rechten Weg helfen, ist Pflicht der Humanität; einen Irrthum, der dem allgemeinen Besten Gefahr droht, bestreiten, unnachläßliche Schuldigkeit des Weltbürgers sowohl als des Staatsbürgers.

National-Poesie.

1773.

Die Ursachen, warum die Deutsche Nation keinen so ausezeichneten National-Charakter haben kann wie die Franösische und Englische, sind bekannt genug. Sie liegen in nsrer Verfassung; und können also auch nur mit unsrer erfassung aufhören. Die Deutsche Nation ist eigentlich nicht ine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so ie die alten Griechen, unter welchen Korinther, Spartaner, hebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier u. s. w. viel u verschieden von einander waren, um sich anders als durch hr allgemeine, folglich wenig auszeichnende Züge, zu gleichen. enn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Flors nter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten; so kam s bloß daher, weil die übrigen Völker alle, mehr oder weiger, Sklaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals er größte Theil von Europa auf einen hohen Grad polizirt ewesen, so würden sie sich bei weitem nicht so stark ausenommen haben. Bei allem dem hatten die Griechen doch berhaupt einen National-Charakter, und wir Deutschen haben en unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu parteiisch seyn ollten davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der viel Geschmack und Kenntnisse hat, als zu einem solchen rtheil erfordert wird, eine Vergleichung der besten Deutschen

Dichter und Prosaisten mit den besten in Italien, Frankreich und England anstellen, und dann den Ausspruch thun, ob er keinen Erdgeschmack, wenn ich so sagen darf, an unsern Schriftstellern wahrnehme? Ob sich nicht in jedem Züge finden, welche den Deutschen Schriftsteller von dem Wälschen, Französischen, Englischen unterscheiden, und die auf Rechnung des National-Charakters gesetzt werden müssen? — Und dieß, däucht mich, ist alles, was man vernünftiger Weise in diesem Stücke fordern kann. Aber hieran genüget, wie es scheint, gewissen von vermeintlicher Vaterlandsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie verstehen unter dem National-Charakter, den sie unsrer Dichtkunst, oder überhaupt unsern Werken des Genie's geben möchten, etwas mehr: aber beinahe sollte man zweifeln, ob sie in dem, was sie fordern, sich selbst recht verstehen. Ist ihre Meinung, wir Deutschen sollten eine National-Dichtkunst haben, die sich eben so auszeichnete, und eben so eigenthümlich wäre, wie ehmals die Griechische und Celtische den Griechen und Celten eigen war, und durch starke Nationalzüge contrastirte: so haben sie vermuthlich nicht bedacht, daß sie etwas verlangen, was weder nach der heutigen Verfassung der Welt möglich, noch in irgend einer Betrachtung wünschenswürdig ist. Würden die Römer zu Trajans Zeiten nicht lächerlich gewesen seyn, wenn sie den Verlust ihrer alten eigenthümlichen Poesie, ihrer Fescenninen und Saturnischen Verse beklagt, und von ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull u. s. w., als Nachahmern der Griechen, mit gerümpften Nasen gesprochen hätten? Würden wir es weniger seyn, wenn wir unsre Dichter nicht für einheimisch erkennen wollten, weil sie sich, anstatt nach den Barden der alten Celten — nach Mustern derjenigen Europäischen Nationen, welche früher als wir beleuchtet und verfeinert worden sind, gebildet haben?

Jede Nation hat ihre urſprüngliche, von der Natur allein hervorgebrachte Poeſie, und es iſt unläugbar, daß dieſe, bei aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunſt nicht erreichen kann; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freiheit, wo ſie noch alle ihre Kräfte ungebändigt und unerſchöpft beiſammen hat, möglich iſt; ein Feuer, ſo heftig und ungeſtüm, wie die Leidenſchaften kindiſcher Seelen in herculiſchen Körpern. Aber gewiß, um unſrer Poeſie dieſe wilden Schönheiten, dieſe nervichte Stärke wieder zu verſchaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der große Oſſian dichtete, nicht zurückrufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anſtrengung unſrer Einbildungskraft in ſie verſetzen? O! warum nicht? Dieß können wir ſo gut, als man ſich kitzeln kann um zu lachen. Aber wozu ſollten wir das? Unſre Verfaſſung, unſre Lebensart, unſre Sitten, unſer ganzer Zuſtand iſt, Dank ſey dem Himmel! ſo ſehr von dem verſchieden, was unſre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewiſſeres Mittel wäre, unſre Poeſie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir ſie in eine Velleda verkleiden wollten. Ich dächte, auch in dieſem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgeſang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunſt erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen oder müſſen, warum ſollten wir unſre Modelle nicht lieber von einer Nation herholen, in deren Schooße jede edle und ſchöne Kunſt, die den Menſchen in den Beſitz ſeiner Vorrechte über die Thiere ſetzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht die Lehrmeiſter aller übrigen politen Völker der ganzen Welt geweſen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu verdanken als die ehemaligen Römer? Wenn anders, als dem Geiſt, den ſie in uns angefacht,

dem Lichte, das ſie uns mitgetheilt, den Muſtern, die ſie uns hinterlaſſen, haben wir unſre Verwandlung in geſittete Menſchen, unſre beſſern Verfaſſungen, unſre beſſere Polizei, unſre Künſte, unſern Geſchmack, unſre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künſtler, die Philoſophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns ſeit mehr als zweihundert Jahren die größten Männer in allen dieſen Claſſen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beiſpiele, ihrer Muſter ſo lange genoſſen, wollten wir uns einfallen laſſen, in der Poeſie — und in dieſer allein (denn in welcher andern Kunſt wollten wir wohl die alten Celten, Germanen, Gothen und Vandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlaſſen, und in den Wäldern der alten Deutſchen herumzuirren, und in unſern Geſängen einen National-Charakter zu affectiren, der ſchon ſo lange aufgehört hat, der unſrige zu ſeyn?

Je mehr ich die erſte Pflicht der Menſchen, ſich einander zu nähern, ſich mit einander zu verbinden, und als Glieder Einer großen von der Natur ſelbſt geſtifteten Geſellſchaft mit zuſammengeſetzten Kräften an ihrer gemeinſchaftlichen Vervollkommnung zu arbeiten, überdenke: je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen ſtarken Fortſchritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes führt, zu halten, daß wenigſtens die Nationen in Europa immer mehr von dem verlieren, was ehmals den Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch jede ſich mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und geſitteter Völker entfernte. Je ungeſelliger ein Volk iſt, je mehr es, wie die alten Aegyptier, und wie noch jetzt die Chineſer und Japaner, für ſich ſelbſt und von allen andern abgeſchnitten

lebt: je beſſer erhält es ſich freilich in ſeinem Nationalcharakter; aber deſto unvollkommner bleibt auch ſein Nationalzuſtand. Hier ſcheint von ganzen Völkern eben das wahr zu ſeyn, was der Verfaſſer der Betrachtung über die Widerſprüche in der menſchlichen Natur (D. Merk. 2 St. S. 162) von einzelnen Menſchen behauptet — ſie erlangen durch dieſe Abſonderung und durch die Sorgfalt, ihre Begriffe und Sitten nicht mit fremden zu vermiſchen, eine Art von Individualität, die oft an die Caricatur gränzt; und ſo, wie (nach eben dieſem Verfaſſer) der Umgang mit Menſchen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denkarten, den Begriffen des einzelnen Menſchen Ausdehnung und ſeinen Sitten Eleganz gibt; ſo läßt ſich dieß auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus eben ſo viel moraliſchen Perſonen, die allgemeine menſchliche Geſellſchaft zuſammengeſetzt iſt. Die Natur hat ſchon dafür geſorgt, daß jede Nation ihre eigne Bildung, ihr eignes Temperament, ihre eignen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äußerlichen phyſiſchen und ſittlichen Urſachen, die auf den Menſchen wirken, wirken bei verſchiedenen Völkern auf ſo verſchiedene Art, in ſo ungleichem Grade, nach ſo mancherlei Richtungen, daß man gar nicht zu beſorgen hat, ſie könnten ſich durch die Wirkungen der Geſelligkeit, und einer gegenſeitigen Mittheilung deſſen, was jede an den Producten der Natur und der Kunſt Eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu ſtark Abſtechende, einen widrigen Mißton im Ganzen Verurſachende wird ſich dadurch verlieren; und die Mitteltinten und ſanften Abſtufungen, die aus der Brechung der, einer jeden Nation eigenen Farbe entſtehen, werden dem großen lebenden Gemälde der polizirten Welt eine Schönheit und *Harmonie geben*, bei deren Erblickung (wenn wir uns

eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergötzen.

Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur; und wenn sie auf diesen großen Zweck in Vereinigung mit der Philosophie und mit ihren andern Schwester-Künsten, den bildenden sowohl als den musikalischen, hinarbeitet, wer kann die Gränzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte? Aber damit sie diesen Zweck erreichs, muß sie sich über die bloße Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommenen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammensetzen, nach denen sie arbeitet. Dieß ist, wenigstens nach meiner völligsten Ueberzeugung, die beste Art zu verfahren, und das allgemeine Grundgesetz der Kunst, das den Wälschen, Französischen, Englischen, Deutschen und jeden andern Dichter gleich stark verbindet. Das ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem jeder sich nach seiner Art aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinschaftlichen Charakter der poetischen Virtuosen ausmacht, zu welcher Zeit und bei welchem Volke sie gelebt, und in welcher Sprache sie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, sklavische Nachahmer, Affen der großen Meister, eingeschränkte Köpfe, welche sich an das Einzelne und Eigene eines gefallenden und berühmten Artisten halten, und ihm gleich zu seyn glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach, denn eigentlich hat der große Meister keine Ma-

nier) ängstlich nöcopiren — solche Leute wird es in den schönen Künsten immer geben. Diese Leute werden sich, je nachdem sie durch zufällige Umstände bestimmt werden, bald an einheimische, bald an ausländische einzelne Muster halten, und dann werden Kunstrichter von eben so eingeschränkten Begriffen kommen, und in schwankenden, bald zu viel, bald zu wenig sagenden Ausdrücken über den Mangel einer National-Dichtkunst, Nationalmusik u. s. w. schreien, ihrer Gewohnheit nach den Wetteifer des Genie's mit der Nachahmung des mechanischen Arbeiters vermengen, und am Ende wohl gar nur demjenigen den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen, der, aus Begierde Original zu seyn, Dinge sagt, die niemand vor ihm gesagt hat, und niemand nach ihm sagen wird.

Viele stehen in der Meinung, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser National-Interesse und auf große für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten unendlich viel gewinnen, und erst durch eine solche Anwendung eine wahre Nationaldichtkunst werden könnte. Diese Materie ist wichtig; aber die Aufgaben, welche sie zur Lösung darbietet, sind sehr verwickelt.

Seit Tuiskons, oder, um nicht so weit auszuholen, seit Hermanns und Thusneldens — Karls des Großen — Heinrichs des Ersten — Otto's des Ersten — Heinrichs des Vierten — Friedrichs des Zweiten — Ludwigs des Fünften Zeiten — und nur seit den Epochen Friedrichs des Dritten — Karls des Fünften — Ferdinands des Dritten — Karls des Siebenten — sind mit dem Germanischen Staatskörper nach und nach so große, so mannichfaltige, so wesentliche Verände-

rungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unschicklichen, welches, aus dem unendlichen Contrast unsrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teuts, über jeden Versuch, uns als solche zu behandeln, sich ausbreiten muß, gänzlich abstrahiren wollten) bloß der unermeßliche Unterschied der gegenwärtigen Verfassung von Europa und Deutschland von dem, was beides zu den Zeiten der Barden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Hermanns mit uns zu reden, und uns die Gesinnungen der alten Katten und Hermunduren einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserm Glücke längst verloren haben, den kriegerischen, blutdurstigen Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern, und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edlen Kunst machen, der bei allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist, als wenn sie zum Werkzeug der Ueppigkeit und ausschweifenden Lüste mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der Europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunimmt und sie immer mehr den Grundgesetzen nähert, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben, und an deren Beobachtung sie die öffentliche und Privatglückseligkeit unzertrennlich gebunden hat. Die Musen, als treue Gehülfinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt, die Seelen, welche diese erleuchtet, zu erwärmen; ungestüme Leidenschaften nicht anzuflammen, sondern zu besänftigen und in Harmonie mit unsern moralischen Pflichten zu stimmen; und den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemälden vorzustellen; uns zu Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und

allgemeinen Glückseligkeit einzuflößen; den Menschen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß sie Brüder sind, und nur durch Vereinigung und Zusammenstimmung glücklich seyn können; den Fürsten — nicht zu schmeicheln — sie nicht in dem Wahne zu bestärken, daß sie alles dürfen, was sie wollen — daß die Kunst zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern sie zu Helden mache — daß es Recht sey, wenn sie zur Befriedigung ihrer Privatleidenschaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüsten, und mit dem Leben der Menschen ein grausames Spiel treiben; sondern, daß sie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker, oder hassenswürdige Tyrannen sind u. s. w. Dieß ist, däucht mich, in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals die wahre Bestimmung der Dichtkunst, und zu dieser Bestimmung fordern wir uns selbst und alle Priester der Musen auf!

Verschiedenes über die Leser.

1.

Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie bei jeder Verlegenheit gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'Esprit, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewundrer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner, die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich verdunkelt glaubten, preisgegeben sahen.

Der Unverstand der Leser ist immer die Sicherheit unverständiger oder übelwollender Tadler; und es ist nichts Leichter's, als das schiefste Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen.

2.

Wie man lieſ't.

Eine Anekdote.

Es würde wenig helfen, dem Publicum eine Confidenz von meinen eignen Erfahrungen, wie man geleſen wird, zu machen; viele davon würden hinlänglich ſeyn, den entſchloſſenſten und harthäutigſten Autor auf ewig abzuſchrecken — „Und haben euch gleichwohl nicht abgeſchreckt," grinzt mir ein Satiro maligno zu. — Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten, als die Schuld auf das Schickſal ſchieben will. Aber dieſer Tage las ich in einem Franzöſiſchen Buche eine Anekdote dieſen Artikel betreffend, womit ich — wie ſich alles Gute gerne mittheilt — meine Leſer, zu eignem beliebigen Nachdenken, regaliren will. Facta ſind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — ſein Name thut nichts zur Sache, aber er iſt, in meinem Sinne, noch einer von den beſten, die ſich jetzt zu Paris von der Bücherfabrik nähren — ſpricht von dem mannichfaltigen Ungemach, dem die Schriftſteller ausgeſetzt ſind, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht, und die Zeit entweder ihre Werke in den Abgrund der Vergeſſenheit geſtürzt, oder, zu ſpät für den armen Autor! mit Preis und Unſterblichkeit krönt. Das Unglück, obenhin, unverſtändig, ohne Geſchmack, ohne Gefühl, mit Vorurtheilen, oder gar mit Schalksaugen und böſem Willen geleſen zu werden — oder, wie die meiſten Leſer, die nur zum Zeitvertreib in ein Buch gucken — oder zur Unzeit, wenn der Leſer übel geſchlafen, übel verdaut, oder unglücklich geſpielt,

oder ſonſt Mangel an Lebensgeiſtern hat — oder geleſen zu werden, wenn gerade dieſes Buch, dieſe Art von Lecture unter allen möglichen ſich am wenigſten für ihn ſchickt, und ſeine Sinnesart, Stimmung, Laune, mit des Autors ſeiner den vollkommenſten Contraſt macht – das Unglück, ſo geleſen zu werden, iſt, nach der Meinung des beſagten Autors, keines von den geringſten, welchen ein Schriftſteller (zumal in Zeiten, wie die unſrige, wo Leſen und Bücherſchreiben einen Hauptartikel des Nationalluxus ausmacht) ſich und die armen ausgeſetzten Kinder ſeines Geiſtes täglich und unvermeidlich bloß geſtellt ſehen muß. Unter hundert Leſern kann man ſicher rechnen von achtig ſo geleſen zu werden; und man hat noch von Glück zu ſagen, wenn unter den zwanzig übrigen etwan Einer ganz in der Verfaſſung iſt, welche ſchlechterdings dazu gehört, um dem Werke das man lieſ't (und wenn's auch nur ein Madrigal wäre) ſein völliges Recht anzuthun. Was Wunder alſo, wenn den beſten Werken in ihrer Art, und in einer ſehr guten Art, oft ſo übel mitgeſpielt wird? Was Wunder, wenn die Leute in einem Buche finden, was gar nicht drin iſt; oder Aergerniß an Dingen nehmen, die, gleich einem geſunden Getränke in einem verdorbnen Gefäße, bloß dadurch ärgerlich werden, weil ſie in dem ſchiefen Kopf oder der verdorbnen Einbildung des Leſers dazu gemacht werden? Was Wunder, wenn der Geiſt eines Werkes den meiſten ſo lange, und faſt immer unſichtbar bleibt? Was Wunder, wenn dem Verfaſſer oft Abſichten, Grundſätze und Geſinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er, vermöge ſeines Charakters, ſeiner ganzen Art zu exiſtiren, gar nicht einmal haben kann? Die Art, wie die meiſten leſen, iſt der Schlüſſel zu allen dieſen Ereigniſſen, die in der literariſchen Welt ſo gewöhnlich ſind. Wer darauf Acht zu geben Luſt oder innern

Beruf hat, erlebt die erstaunlichsten Dinge in dieser Art. Die ungerechtesten Urtheile, die widersinnigsten Präventionen, die oft für eine lange Zeit zur gemeinen Sage werden, und zuletzt, ohne weitere Untersuchung, für eine abgeurtheilte Sache passiren, wiewohl kein Mensch jemals daran gedacht hatte, die Sache gründlich und unparteiisch zu untersuchen — haben oft keine andre Quelle als diese. Der Autor und sein Buch werden, mit Urtheil und Recht, aber nach eben so feinen Grundsätzen, nach einer eben so tumultuarischen und albernen Art von Inquisition, kurz mit eben der Iniquität oder Sancta Simplicitas verdammt, wie ehemals — die Hexen verbrannt wurden. Hier ist das Exempelchen, womit wir diese kleine vorläufige und vergebliche Betrachtung krönen wollen.

Rousseau's neue Heloise war vor kurzem ans Licht getreten. In einer großen Gesellschaft behauptete jemand, Jean-Jacques hätte in diesem Buche den Selbstmord gepredigt. Man holte das Buch herbei; man las den Brief von St. Preux, wo die Rede davon ist. Alle Anwesenden schrien überlaut, man sollte ein solches Buch durch den Henker verbrennen lassen; und den Autor — es fehlte wenig, daß sie nicht auch den mit ins Feuer geworfen hätten. Indessen, da J. J. Rousseau gleichwohl für einen großen Mann passirt, so fanden sich einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur Execution schritte, die Sache näher zu untersuchen. Sie lasen den vorhergehenden Brief, und dann den folgenden: und da fand sich, daß gerade dieser Brief ganz entscheidende Gründe gegen den Selbstmord gab, und daß J. J. Rousseau über diesen Punkt ganz gesunde Begriffe hatte. Aber die Sage des Gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die Gansköpfe hielten fest, und fuhren fort mit ihrer eignen Dummdreistigkeit zu versichern, Jean-Jacques predige [illegible]

des kleinen Krämers machte. Der Lord kann beim Handel gewonnen haben, so klein er ist, und der Krämer auch, ohne daß dieser zu viel bezahlt, und der andre reich davon geworden ist.

Leser. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, passirt er nicht, wenn's herauskommt, in der Welt für einen Sot?

Autor. Ich sehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie das Verkehr betrachten, das zwischen uns vorwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, sehen Sie als ein Stück von ihrer eignen an, worin nach und nach ein Deficit entstände, je mehr Sie davon gegen mich ausgäben. So wie ich von Ihrem Beifall einstecke, denken Sie, Sie verlören, und jetzo sammelte ich mir ein Capital bei Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas ist wahr an der Sache. Freilich bekomme ich überall etwas, nur das Etwas besteht in so kleiner Currentmünze, die es unsägliche Mühe kostet in Gold umzusetzen; zudem sind die Sorten oft verrufen, aus so vielen Ländern, von so vielerlei Gepräge, welches niemand nehmen will, daß, bis sich Einer von uns etablixen kann, beim Umsetzen so viel verloren geht, als wenn ein Hanauischer Officier in der Amerikanischen Gefangenschaft zwei wirkene Hemden mit acht Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leser. Aber Herr, das Etwas, das Sie von mir verlangen, mag so klein seyn als es will, so müssen Sie wissen, daß ich allezeit der Mann bin, der es Ihnen versagen kann. Es ist außerdem keine Kleinigkeit, die Sie mir abfordern. Der Beifall, den ich Ihnen geben soll, ist eine Ehrensache, worüber mich jeder Sachkundige zur Rechenschaft zieht. Es

ist eine Art Paß, den ich unterschrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darin vorkommen; ein Wechselbrief, mit dem Sie handeln können, und wobei meine Unterschrift und Petschaft bei mehrern oder wenigern respectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig sachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, das Sie für meine Waare geben können! Es ist weder ein respectabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Giro-Wechsel, der auf großen Plätzen gilt, sondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dem's kein Mensch ansieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenn's nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falsch erklärt worden ist, nur seinen jetzigen Besitzer verdächtig macht.

Leser. Es muß aber doch seinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — seinen sehr großen Werth?

Autor. Ich dächte, der Fall könnte sowohl den Werth des Dinges, als die Philosophie desjenigen beweisen, der sich mit so wenigem begnügen kann. Doch wir wollen nicht weiter streiten! Ihr Urtheil kann mir sowohl höchst wichtig, als höchst entbehrlich seyn, und ich kann's doch von Ihnen heischen. Vielleicht aus Phantasie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menschenstudium. Sie können mir nichts Neuer's sagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menschen-Varietät macht, worunter Sie gehören. Der Besitzer des Vermögens kann doch wohl am sichersten seine eigene Bilanz ziehen? So lange die Autoren nicht gehalten sind, sich selbst zu recensiren, werden alle Bücher sehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er

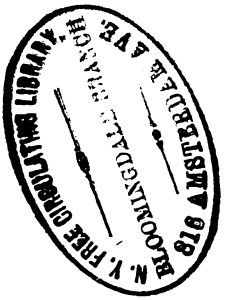
selben auf die rechte Stelle trifft, denen schwache Seite der Eigner besser kennt, als irgend ein Sterblicher.

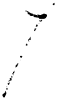
Leser. Das ist höchst lustig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht Absurdes behaupten zu lernen, muß ein Mensch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profession, zu den sogenannten Belletristen. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geschrieben, weßwegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem Gewissen in ein Collegium recommandiren könnte. Also wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen schönen Geist ausgegeben, und es käme nachher heraus, der Spaß taugte nichts, ich wäre also s. v. betrogen, so wäre das bloß aus Liebe zum Menschenstudium geschehen, um zu sehen, was für Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelstolz ist, wie die Philosophen sagen, von Gott sehr weislich gepaart.

Autor. Es gibt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott sehr weislich gepaaret hat, und darunter gehört der Scharfsinn, womit sich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufstößt. Also alles, was geigt, ist bei Ihnen ein Fiedler, und der Virtuose, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, ist Ihnen Eins mit demjenigen, der Ihnen bei Tische im Wirthshause aufspielt?

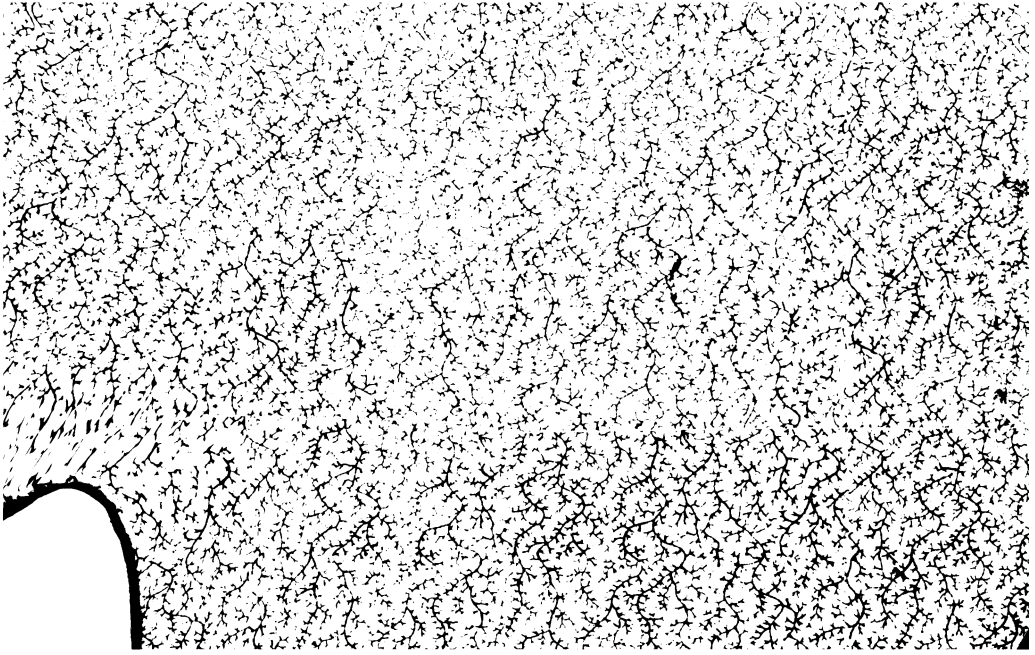
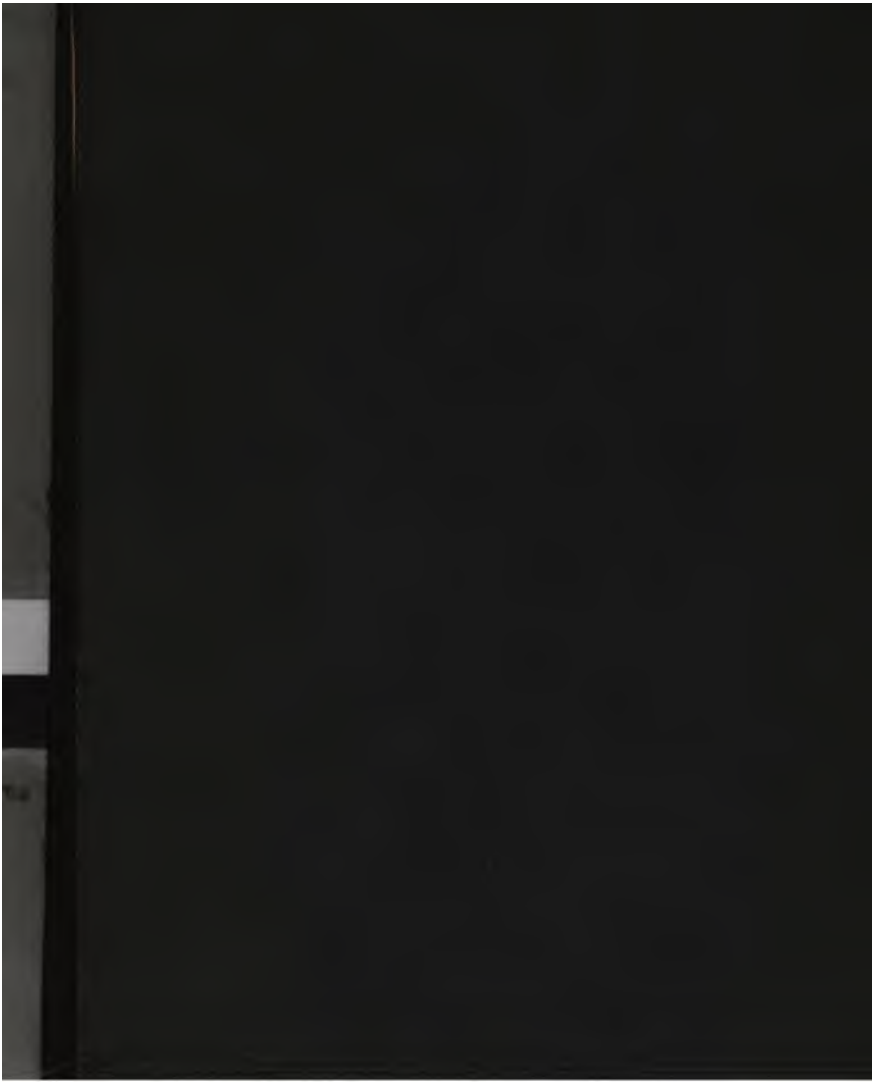
Leser. Ich dächte, Einen, der vor meine Hausthüre kommt, und was von mir haben will, den kann ich behandeln, wie mir's gut dünkt. Amusirt mich einer von den Herren, so ist's gut; aber dafür kann er doch nicht prätendiren, daß ich ihn als einen meinesgleichen traktiren soll.

Autor. Sie haben Recht so zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutschland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bei uns so wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich so geradezu spreche. Die Ironie ist eine Pflanze, die bei uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden.





THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410